

**JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN
GERMANISTIK 2000**

herausgegeben von
Vilmos Ágel und Andreas Herzog

RTS/57
32.013/2002

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst



Leitende Redakteurin

Ágnes Dávid

Literaturwissenschaft

Ferenc Szász

László Kovács

Andreas Herzog

Sprachwissenschaft

Peter Canisius

Mária Erb

Margarete Ott

Deutsch als Fremdsprache

Anna Zalán-Szablyár

Anna Majorosi

Frank Kostrzewa/Susanne Stolzenberg

Wissenschaftlicher Beirat

Árpád Bernáth (Szeged)

Peter Canisius (Pécs)

Reinhard Fiehler (Mannheim)

Csaba Földes (Veszprém)

Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)

Piroska Kocsány (Debrecen)

Hans Jürgen Krumm (Wien)

Klaus J. Mattheier (Heidelberg)

Gerhard Neuner (Kassel)

Hartmut Steinecke (Paderborn)

Horst Turk (Göttingen)

Redaktionsbeirat

Márta Baróti-Gaál (Szeged)

Anita Czeglédy (Budapest)

Ildikó Deákné Balázs (Eger)

Ewa Drewnowska-Vargáné (Veszprém)

Erzsébet Forgács (Szeged)

Zsuzsanna Iványi (Debrecen)

Judit Kovács (Miskolc)

Edit Kristóf (Nyíregyháza)

Márta Nagy (Piliscsaba)

Annette Sramó Klingenberg (Pécs)

Petra Szatmári (Szombathely)

Anschrift der Redaktion

Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik

z. Hd. v. Ágnes Dávid

c/o ELTE Germanisztikai Intézet

Ajtósi Dürer sor 19-21.

H-1146 Budapest

jug2000@elender.hu

Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verbreitet werden

© Redaktion und die einzelnen Verfasser

Verlag: Fekete Sas Könyvkiadó Bt. Budapest

Auflage: 800 Exemplare

Budapest/ Bonn 2000

ISSN 1217-0216

Das Jahrbuch erscheint mit Unterstützung des DAAD

Inhalt

Vorwort 9

Literaturwissenschaft

Aufsätze

Imre Kurdi (Budapest): „Nun will ich aber auch gewiß hier täglich
etwas hinein schreiben.“ E. T. A. Hoffmanns Tagebücher 15

Klaus-Michael Bogdal (Duisburg): Eliminatorische Normalisierungen.
Lebensläufe von ‚Zigeunern‘ in narrativen Texten 39

Werkstatt

Wolfgang Müller-Funk (Birmingham/Wien): Kakanien revisited (I):
Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur 53

Clemens Ruthner (Antwerpen): Kakanien revisited (II):
Für eine „postcoloniale“ Lesart der k.(u.)k. Literatur/en 61

Sprachwissenschaft

Aufsätze

Heinz Vater (Köln): Präteritum und Perfekt im deutschen Tempussystem .. 75

Reinhard Fiehler (Mannheim): Gesprochene Sprache – gibt’s die? 93

Mathilde Hennig (Timișoara): Können gesprochene und geschriebene
Sprache überhaupt verglichen werden? 105

Anna Molnár (Debrecen): Fallstudie zur Grammatikalisierung der
Modalpartikel *doch* 127

Werkstatt

Christa Dürscheid (Münster): Von der Sprachwissenschaft zur Schule.
Überlegungen zum muttersprachlichen Deutschunterricht 145

Petra Szatmári (Szombathely): Passiv. Eine Möglichkeit der
Perspektivierung außersprachlicher Sachverhalte 161

Rezensionen

Allkemper, Alo; Eke, Norbert Otto (Hg.): Literatur und Demokratie.
Festschrift für Hartmut Steinecke zum 60. Geburtstag. Berlin 2000.
(*Pál Kelemen*) 181

Ágel, Vilmos: Valenztheorie. Tübingen 2000.
(*Christina Gansel*) 182

Augst, Gerhard: Wortfamilienwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen 1998. (<i>Rita Brdar-Szabó</i>)	187
Bartsch, Kurt: Ödön von Horváth. Stuttgart, Weimar 2000. (<i>Melitta Becker</i>)	190
Bossinade, Johanna: Poststrukturalistische Literaturtheorie. Stuttgart, Weimar 2000. (<i>Judit Szabó</i>)	193
Burger, Harald: Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin 1998. (<i>Tamás Kispál</i>)	196
Csáky, Moritz; Reichensperger, Richard (Hg.): Literatur als Text der Kultur. Wien 1999. (<i>Endre Hárs</i>)	199
Forssman, Erik: Goethezeit. Über die Entstehung des bürgerlichen Kunstverständnisses. München, Berlin 1999. (<i>Mónika Cseresznyák</i>)	201
Gender-Studien. Eine Einführung. Hg. v. Christina von Braun und Inge Stephan. Stuttgart, Weimar 2000. (<i>Edit Király</i>)	206
Hennig, Mathilde: Tempus und Temporalität in geschriebenen und gesprochenen Texten. Tübingen 2000. (<i>Balázs Sára</i>)	209
Kaszyński, Stefan H.: Kleine Geschichte des österreichischen Aphorismus. Tübingen, Basel 1999. (<i>László Kovács</i>)	212
Kempcke, Günther: Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin, New York 2000. (<i>Csilla Stockbauer</i>)	214
Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest 2000. (<i>Günther A. Höfler</i>)	218
Linck, Dirck; Popp, Wolfgang; Runte, Annette (Hg.): Erinnern und Wiederentdecken. Tabuisierung und Enttabuisierung der männlichen und weiblichen Homosexualität in Wissenschaft und Kritik. Berlin 1999. (<i>Mihály Riszovannij</i>)	221
Löser, Philipp: Mediensimulation als Schreibstrategie: Film, Mündlichkeit und Hypertext in postmoderner Literatur. Göttingen 1999. (<i>Andrea Némédi</i>)	224

Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller (zwischen) zwei Kulturen: Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995.- München 1999. (<i>László Kovács</i>)	227
Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie. Hg. v. Martin Huber und Gerhard Lauer, Tübingen 2000. (<i>Stefan Scherer</i>)	228
Pogarell, Reiner; Schröder, Markus: Wörterbuch überflüssiger Anglizismen. Paderborn 1999; Krämer, Walter: Modern Talking auf deutsch: Ein populäres Lexikon. München 2000. (<i>Ágnes Dávid</i>)	232
Szendi, Zoltán: Seele und Bild. Weltbild und Komposition in den Erzählungen Thomas Manns. Pécs 1999. (<i>Gabriella Rácz</i>)	236
Vogt, Jochen: Einladung zur Literaturwissenschaft. München 1999. (<i>Andreas Herzog</i>)	240
Wahlbekanntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989-1999. Hg. von Mária Mayer-Szilágyi und Margot Wieser. Wien 1999. (<i>Barbara Mariacher</i>)	242
Zur deutschen Literatur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Hg. v. Nobert Oellers u. Hartmut Steinecke. Berlin, Bielefeld, München 1999. (<i>Amália Kerekes</i>)	245
Konferenzberichte	251
Berichte der Institute 2000	255
Jahresbibliographie 1999-2000	267
Autorinnen und Autoren	309

Vorwort

Wie in den „Mitteilungen der Redaktion 2000-2003“ (JuG 1999) nachzulesen ist, hat die neue Redaktion einige inhaltliche und formale Neuerungen eingeführt. Ob ein Beitrag im Werkstattteil erscheint, soll beispielsweise nur noch von seinem Charakter abhängig sein. Einziges Kriterium ist die fachliche Qualität, über die sich die Redaktion auf der Grundlage von zwei Gutachten ein Urteil bildet. Auch die Besprechung von Neuerscheinungen soll besser gesteuert werden. In formaler Hinsicht wurde mit dem vorliegenden Band das Jahrbuch an internationale Standards angeglichen; es kann jedoch weiterhin sowohl das geisteswissenschaftliche Schema als auch das Harvard-Schema verwendet werden.

Trotz umfangreicher Veränderungen baut unsere Arbeit auf der unserer Vorgänger auf. Seit 1993 wird das „Jahrbuch“ des Deutschen Akademischen Austauschdienst in Zusammenarbeit mit der „Gesellschaft ungarischer Germanisten“ herausgegeben. Es ist ein Organ der ungarischen Germanistik, dient aber nicht nur dem bilateralen Austausch zwischen Ungarn und Deutschland. Es steht Germanisten aller Länder ohne thematische Beschränkung offen.

Es soll die ganze Breite des Faches vertreten, wobei wir uns um ein ausgewogeneres Verhältnis zwischen den Teildisziplinen bemühen müssen. Wir bedauern, daß „Deutsch als Fremdsprache“ und „Methodik/Didaktik“ in diesem Jahr nicht vertreten sind. Wir bitten ausdrücklich um die Einsendung von Manuskripten, die demonstrieren, dass auch in der Fremdsprachen- und Lehrerbildung eine fundierte Arbeit geleistet wird.

Zu den Verpflichtungen, die sich die neue Redaktion auferlegt hat, gehört die Verkürzung der Bearbeitungszeiten und die Besprechung von erst kürzlich erschienenen Neuveröffentlichungen. Obwohl der Einreichungstermin um einen Monat hinaus geschoben wurde, erscheint dieses „Jahrbuch“ wesentlich früher als bisher; es soll auch zügiger verschickt werden. Um die Bibliografie ein Jahr aktueller zu machen, enthält das JuG 2000 gleich zwei Jahrgänge. Der nächste Band wird den Berichtszeitraum des laufenden Jahres (2001) umfassen. Wie im letzten Jahr bitten wir alle ungarischen Germanisten, uns ihre Angaben möglichst persönlich bis zum 10. Dezember zu melden.

Der Verkürzung der Informationswege und dem direkten Kontakt mit unseren Lesern und Autoren soll auch unsere Homepage dienen (www.prolingua.hu/jug). Neben Adressen, Bibliografien und Terminen finden sich hier auch die Merkblätter zur Manuskriptgestaltung sowie eine Auswahl von Webseiten, die für unsere Arbeit nützlich sein könnten. Wir danken prolingua für die kostenlose Zurverfügung-Stellung des Servers.

Die Herausgeber

Literaturwissenschaft

Aufsätze

Imre Kurdi (Budapest)

**„Nun will ich aber auch gewiß hier täglich etwas
hinein schreiben.“**

E. T. A. Hoffmanns Tagebücher

Vorbemerkung

Ziel der vorliegenden Studie ist es, die Tagebücher E. T. A. Hoffmanns auf ihren ‚literarischen‘ Textcharakter hin zu untersuchen, und an Hand der Fallstudie Hypothesen in Bezug auf die ‚Gattung‘ Tagebuch zu formulieren. Die im Tagebuch festgestellten ‚Vertextungsverfahren‘ mögen den Kennern des ‚literarischen‘ Werkes von Hoffmann in vielen Fällen zwar bekannt vorkommen, doch der detaillierte Nachweis von eventuellen Entsprechungen mit dem ‚literarischen‘ Werk würde den Rahmen dieser Studie sprengen. Dies wäre Gegenstand einer eigenständigen Untersuchung. Es sei sogleich auch ausdrücklich festgehalten, daß das Anliegen vorliegender Studie nicht darin besteht, den Quellenwert der Hoffmannschen Tagebücher in Bezug z.B. auf Datierungen, Entstehungsgeschichten etc. in Frage zu stellen. Selbst wenn ein ‚literarischer‘ Textcharakter der Tagebücher nachgewiesen werden kann, würde dies ihre Verwertbarkeit als Quelle rein ‚äusserlicher‘ Daten kaum beeinträchtigen.

1. Zur Ausgabe: „Seelendokument“ und/oder biographische Quelle

Die von Friedrich Schnapp erstellte Ausgabe der Tagebücher E. T. A. Hoffmanns¹ scheint durch ihre Anlage sowie ihre Art der Präsentation des ‚Textmaterials‘ beispielhaft den Umgang der Literaturgeschichtsschreibung mit ‚literarischen‘ Tagebüchern zu verdeutlichen. Die Literaturgeschichtsschreibung betrachtet nämlich Tagebücher in der Regel lediglich als eine Art Zitatsteinbruch, wo gerade das am leichtesten zu holen sei, was sonst am meisten vermißt wird: das vermeintlich unmißverständliche Wort des Dichters, der ja sonst, als Fabrikant von Fiktionen, per definitionem als notorischer Lügner gilt. Zitate und Auszüge aus Tagebüchern, aus ihrem Kontext gerissen und kurzerhand für bare Münze genommen, sollen daher oft dazu herhalten, ‚Fakten‘ der Biographie, Entstehungsgeschichten und Wirkungszusammenhänge des ‚Werkes‘ zu erhellen oder durch die Autorität des Dichterwortes Interpretationen zu beglaubigen. Bei all dem wird

¹ Hoffmann, E. T. A.: Tagebücher. Nach der Ausgabe Hans v. Müllers mit Erläuterungen hg. v. Friedrich Schnapp. München 1971. (= TB)

als Selbstverständlichkeit – und daher in der Regel stillschweigend – vorausgesetzt, daß das Wort des Dichters im Tagebuch sich in einer Art Ausnahmezustand befindet. Was sonst als ‚Werk‘ oder als ‚Text‘ der Interpretation bedarf, was sonst auf Gedeih und Verderb der Interpretation überantwortet ist, soll hier als pures ‚Dokument‘, als bloßes ‚Lebenszeugnis‘ aufbereitet und der Forschung in leicht zugänglicher Form präsentiert werden, um das jeweilig zu Bezeugende in einer angeblich völlig durchsichtigen und nicht weiter hinterfragbaren Weise ein für allemal zu bezeugen. Ganz in diesem Sinne heißt es – metaphorisch – im Vorwort des Herausgebers: „[...] mit Recht konnte sich Müller rühmen, eins der außerordentlichsten *Seelendokumente* der deutschen Romantik, ja vielleicht der deutschen Literatur überhaupt, veröffentlicht zu haben.“² (Herv. I.K.)

Dieser ‚theoretischen‘ Proklamation entsprechend ist die Ausgabe ganz und gar darauf angelegt, das ‚Textmaterial‘ der Hoffmannschen Tagebücher für eine schaffenspsychologisch und/oder biographisch orientierte Forschung aufzubereiten. Die Intention der Herausgeber ist bereits der Einleitung Hans von Müllers zur Erstausgabe von 1915 zu entnehmen. Dort heißt es einerseits: „Nur zögernd gebe ich in diesem Buche die letzten Geheimnisse eines von mir tief geliebten Menschen preis...“³ Andererseits wird insistiert: „Als Quelle für Hoffmanns Leben in Bamberg, Dresden und Leipzig, besonders auch für die Datierung seiner Arbeiten stehen die Tagebücher weitaus an erster Stelle.“⁴

Nach zwei editorischen Vorworten (S. 5-44), die in erster Linie die nicht ganz unkomplizierte Geschichte der Textüberlieferung, die Art und Weise bzw. die Besonderheiten von Hoffmanns Eintragungen sowie die Editionsprinzipien der Ausgabe erläutern⁵, sind die insgesamt zehn Tagebücher Hoffmanns auf etwas mehr als zweihundert Seiten abgedruckt (S. 45-267). Diesem Hauptteil folgt im Anhang (S. 269-277) ein Fragment gebliebener Text Hoffmanns mit dem Titel „Drey verhängnißvolle Monathe! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)“ – es handelt sich dabei um eine Art amplifizierte Hypertext der Tagebucheintragungen vom 15. bis zum 29. August 1813; eine politisch bewegte Zeit, die Hoffmann in Dresden erlebte.⁶

² Vorwort von Schnapp, in: TB, S. 5. – Die hervorgehobene Metapher bezieht sich wohl in erster Linie auf Hoffmanns Affäre mit Julchen Mark.

³ Aus Hans von Müllers Einleitung zur ersten Ausgabe der Tagebücher, in: TB, S. 12.

⁴ TB, S. 17. Vgl. auch S. 21: „Gegenüber dem kaum hoch genug anzuschlagenden Werte, den die Tagebücher als biographische Quelle für die in ihnen dargestellten Zeitabschnitte haben, erscheinen die Mängel, die sie in dieser Beziehung aufweisen, fast nur als Schönheitsfehler.“ (Herv. im Original.)

⁵ Schnapps Vorwort folgt ein Auszug aus Hans von Müllers Einleitung zur ersten Ausgabe der Tagebücher.

⁶ Merkwürdig genug, daß die Herausgeber den Vergleich mit den Tagebucheintragungen desselben Zeitraums gänzlich dem Leser überlassen.

Die restlichen mehr als vierhundert Seiten der Ausgabe sind dem Apparat vorbehalten (S. 279-698). Er bringt zunächst (S. 279-477) die Erläuterungen des Herausgebers. Außer gelegentlichen Hinweisen auf Besonderheiten der Hoffmannschen Handschrift bzw. chronologischen Berichtigungen werden hier hauptsächlich und weitläufig biographische Einzelheiten und Zusammenhänge – insbesondere persönlicher Umgang und briefliche Kontakte mit mehr oder weniger bedeutenden Zeitgenossen, Entstehungsgeschichten von Texten, Bildern und Kompositionen, Einzelheiten von Hoffmanns Tätigkeit beim Theater und als Justizbeamter, Besuche auf Bällen und in Gasthäusern etc. – erläutert bzw. im Detail dokumentiert, und zwar ohne dabei dem Text der Tagebücher als interpretationsbedürftig auch nur im Geringsten Rechnung zu tragen. Den so angelegten Erläuterungen folgt (S. 478 f.) ein alphabetisches Verzeichnis der von Hoffmann in Leipzig und Dresden 1813-1814 dirigierten Opern mit 37 faksimilierten Theaterzetteln in chronologischer Reihenfolge (S. 481-518).

Den Abschluß der Ausgabe bilden, offensichtlich um ein schnelles Nachschlagen entstehungsgeschichtlicher und biographischer Zusammenhänge zu ermöglichen, mehrere Register: ein Register der in den Tagebüchern genannten Werke Hoffmanns (S. 521-562), eins der in den Erläuterungen genannten Werke Hoffmanns (S. 562-566) – beide geordnet nach Bildern, Kompositionen und literarischen Werken –, sowie ein Namens- bzw. Ortsregister (S. 567-679, bzw. S. 680-691), und schließlich ein Verzeichnis der Faksimile-Beigaben (S. 693-696).

Nach all dem läßt sich festhalten, daß die Ausgabe zugegebenermaßen – sowohl ihrer Struktur als auch ihrem Apparat nach – darauf angelegt ist, die biographisch und/oder schaffenspsychologisch orientierte Forschung mit möglichst problemlos brauchbarem Zitat- und Belegmaterial zu versorgen, ohne dabei dem Textcharakter und der sich daraus notwendiger Weise ergebenden Interpretationsbedürftigkeit der Hoffmannschen Tagebücher Rechnung zu tragen. Wenn andererseits in vorliegender Studie gerade dies versucht wird, soll das Recht der biographisch orientierten Forschung, Tagebücher als Datenquelle zu benutzen, damit keinesfalls in Frage gestellt werden. Denn Tagebücher sind zwar durchaus als Datenquelle verwertbar, sie sind aber auch wesentlich mehr.

2. Tagebuch (1. Oktober – 17. November 1803)

Im Folgenden sollen die unter dem Titel „2. Tagebuch (1. Oktober – 17. November 1803)“⁷ in der Ausgabe abgedruckten Eintragungen Hoffmanns einer Analyse unterzogen werden. Diese Eintragungen markieren den Anfang von Hoffmanns Tagebuchführung überhaupt⁸, und trotz mancher Abweichungen

⁷ TB, S. 50-62.

⁸ In der Müller-Schnappschen Ausgabe ist diesem 2. Tagebuch zwar ein 1. Briefbuch vorangestellt (TB, S. 48 f.), aber jene Briefkonzepte kann man kaum als Tagebuch im eigentlichen Sinne des Wortes gelten lassen.

gegenüber den Tagebüchern aus späteren Jahren scheinen sie gut dazu geeignet, die Eigenart Hoffmannscher – und vermutlich nicht nur Hoffmannscher – Tagebücher zu veranschaulichen.

Die Unterschiede im Vergleich zu Hoffmanns Tagebüchern aus späteren Jahren sind wohl durch den Umstand (mit)bedingt, daß Hoffmann seine Eintragungen im Jahr 1803 noch in ein Schreibbuch und nicht in die später benutzten Nürnberger bzw. Leipziger Schreibkalender vorgenommen hat.⁹ Der auffallendste Unterschied zwischen den Eintragungen aus dem Jahre 1803 und den späteren besteht in ihrer relativen Länge; hier formulierte Hoffmann noch nicht, wie später zumeist, in Stichworten und fragmentarischen Sätzen oder sogar Worten, auch Piktogramme sind relativ selten – was wohl u.a. dadurch (mit)bedingt sein dürfte, daß ihm im Schreibbuch wesentlich mehr Raum zur Verfügung stand.

Der quantitative Unterschied der einzelnen „TAGE“¹⁰ ist dabei freilich auch mit einem qualitativen, d.h. stilistischen verbunden: Während in den Tagebüchern aus späteren Jahren, u.a. wohl durch den begrenzten Raum mitbedingt, immer mehr das zumeist stichwortartige Registrieren der oft nicht allzu wechselvollen Ereignisse in den Vordergrund tritt, scheint das Hauptanliegen der Tagebücher aus dem Jahre 1803 noch ziemlich eindeutig darin zu bestehen, sich (selbst) auszuformulieren, d.h. „den lyrischen Traum des wirksamen freyen KünstlerLebens“ (TB, S. 57) zu konzipieren.

2. 1. Zeitstrukturierung

Eines der wichtigen Anliegen von Tagebüchern besteht wohl darin, für den Diaristen aus irgendeinem Grunde bemerkenswerte Ereignisse des Tages für die Erinnerung schriftlich zu fixieren. Insofern bildet das Bewußtsein vom Vergehen der Zeit – explizit oder implizit – eines der Hauptmotive jeder Tagebuchführung. Hoffmanns Tagebuch läßt aber noch ein anderes konstitutives Bedürfnis erken-

⁹ Sowohl dieses Schreibbuch als auch die später benutzten Nürnberger bzw. Leipziger Schreibkalender werden im Abschnitt „Dauer und äußere Form der Aufzeichnungen“ von Hans von Müller ausführlich beschrieben (vgl. TB, S. 27 ff.).

¹⁰ Vgl. Plener, Peter: Buchhaltung der Erinnerung. Zu Tagebüchern von Schrift-Stellern. In: Die Erinnerung in der deutschsprachigen Literatur. Symposion der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Hg. v. Zsuzsa Breier, Edit Király u. Angelika Thumm. Budapest 1998, S. 98-114, hier S. 99: „Im Tagebuch geht es um eine Lebensdarstellung, die bestimmten, gattungsspezifischen Textmerkmalen unterworfen ist. Hinsichtlich der Einheiten und Segmente, aus denen sich ein Tagebuch zusammensetzt, spricht man von einem TAG. Dieser Begriff bezeichnet eine Textgröße, die zwischen einem Satz und dem Textganzen liegt. Gekennzeichnet wird der TAG durch das Datum zu Beginn. Er endet mit dem nächsten Datumseintrag.“

nen; nämlich das, die Zeit selbst zu strukturieren, ihrem bloßen Vergehen einen Rhythmus, eine Richtung, ein Ziel, irgendeinen Gehalt zu verleihen.

Die Zeit, bzw. ihr Vergehen als konstitutives Problem des Tagebuchs macht sich besonders bemerkbar am Anfang bzw. am Ende. Wie in allen epischen Gattungen stellt sich, da jeder Anfang und jedes Ende an sich mehr oder minder willkürlich bzw. zufällig gesetzt ist, auch beim Tagebuch die Frage, wo mit den Eintragungen anzufangen und wo mit ihnen aufzuhören sei. In Hoffmanns Tagebüchern aus späteren Jahren scheint das Problem schon durch das Medium des Niederschreibens gelöst, da der Umstand, daß die vorgedruckten Schreibkalender mit dem 1. Januar des jeweiligen Jahres beginnen und mit dem 31. Dezember desselben enden, das Problem von Anfang und Ende gewissermaßen verschleiert.¹¹ Der Benutzer des Schreibbuches kann im Jahre 1803 jedoch noch nicht umhin, die Eintragungen mit einem besonders markierten Tag anzufangen – bzw. den Tag der ersten Eintragung nachträglich zu einem besonderen zu stilisieren. Dementsprechend heißt es gleich am Anfang der ersten Eintragung vom 1. Oktober 1803:

Vorgestern faßte ich den Entschluß endlich einmal wie ichs mir schon so lange vorgenommen hatte wirklich ein regulaires Tagebuch zu halten und setzte den Termin zum Anfangen auf heute an. – Eigentlich dacht' ich recht jovialisch anfangen zu können voll Vergnügen über die erhaltene Freyheit, der Umstand daß heute der erste ist war mir Nebensache – aber der schwarzgesiegelte Brief aus Berlin enthielt die Nachricht daß der Onkel in der Nacht vom 24 auf den 25^{ten} Septbr an der LungenEntzündung gestorben ist – Die Thränen sind mir nicht ausgebrochen – auch hab' ich nicht geschrien vor Schrecken und Schmerz, aber das Bild des Mannes den ich ehrte und liebte steht mir immerwährend vor Augen – es verläßt mich nicht – Den ganzen Tag ist mein Innres im Aufruhr gewesen – meine Nerven sind so gespannt daß ich über jedes kleine Geräusch zusammenfahre – (TB, S. 50).

Wie man sieht, bestreitet Hoffmann zwar ausdrücklich, daß das Datum, der 1. des Monats, beim Entschluß, gerade an jenem Tag die erste Eintragung zu machen, eine entscheidende Rolle gespielt hätte – trotzdem fällt auf, daß der Umstand,

¹¹ Umso auffallender ist freilich, daß nicht alle Schreibkalender ganz bis zum Jahresende ausgefüllt sind. So im Jahre 1804 (immer noch ins Schreibbuch eingetragen), 1811 (6. Tagebuch), 1814 (9. Tagebuch), 1815 (10. Tagebuch). Daß aber das Problem von Anfang und Ende bis zu einem gewissen Grade tatsächlich durch das Medium des vorgedruckten Schreibkalenders verschleiert wird, bezeugen u.a. zwei Eintragungen, nämlich die letzte von 1813 (vom 31. Dezember) und die erste von 1814 (vom 1. Januar), indem die letztere eine beinahe nahtlose Fortsetzung der ersteren ist. Sie lauten: „[...] - So hätt ich dann ein höchst merkwürdiges Jahr beschlossen! – Was wird das Neue bringen? Ich will hoffen – Gutes! –“ (TB, S. 241) Und: „Krank – ungemütlich gestimt – des gestr[igen] Abends wegen...“ (TB, S. 242)

wenn auch nur als Nebensache, nicht unerwähnt bleibt. Unverkennbar ist also das Bestreben, die Eintragungen mit einem besonders markierten „Inzidentpunkt“ (TB, S. 51) zu beginnen – oder den Tag des Anfangs als solchen zu stilisieren.

Letztere Bemerkung soll nicht den Anschein erwecken, als ob die Aufrichtigkeit von Hoffmanns Erschütterung über die Todesnachricht des Onkels um allen Preis in Zweifel gezogen werden sollte, obschon die Fortsetzung der ersten Eintragung – plötzlich nüchtern und sachlich, also mit einem auffallenden Stilbruch – folgendermaßen lautet: „Ich habe übrigens das letzte VasenGemälde mit Anstrengung gezeichnet – es ist gerathen.“ (TB, S. 50) Es soll bloß darauf hingewiesen werden, daß sich die Situation des Lesers von Tagebüchern kaum von der des Lesers von fiktionalen Texten unterscheidet; beiden stehen nämlich nur sehr begrenzte Mittel zur Verfügung, Behauptungen des ‚Erzählers‘ zu überprüfen.¹² Insofern möchte ich einer m.E. immer noch nicht allgemein akzeptierten Feststellung Peter Pleners beipflichten: „Tagebücher sind [...] genauso ‚ehrlich‘ wie ‚unehrlich‘. Denn ‚Ehrlichkeit‘ – eleganter formuliert: ‚Authentizität‘ – stellt sich hier wie in anderen autobiographischen Schriften nur als quasi sekundärer Effekt ein, nämlich auf dem Umweg über die Rhetorik.“¹³

Die rein zeitstrukturierende Funktion des Tagebuchs kommt besonders klar in Zeitspannen zum Vorschein, in denen es kaum etwas zum Registrieren gibt. Während das potentielle ‚Lebensmaterial‘ in ‚bewegteren‘ Zeiten¹⁴ notwendigerweise einer Auswahl¹⁵ unterworfen werden muß, um überhaupt Eingang ins Tagebuch zu finden, dient Hoffmanns Tagebuch öfters dazu, die ‚Leere‘ der Zeit zu verdecken und gleichzeitig zu signalisieren; am lakonischsten wohl zwischen dem 18. und dem 25. Oktober, mit der einzigen, vermutlich aus der Retrospektive summierenden Eintragung: „*Dies tristes et miserabiles*“ (TB, S. 60).¹⁶

¹² Der Unterschied besteht lediglich darin, daß dem Leser von fiktionalen Texten je nach der jeweiligen Technik des Erzählens ausschliesslich textuelle Mittel der Prüfung zur Verfügung stehen, während der Leser von Tagebüchern darüber hinausgehend in bestimmten Fällen auch die Chance hat, im Tagebuch enthaltene datenartige Angaben quellenkritisch zu überprüfen.

¹³ Plener, Buchhaltung der Erinnerung, S. 107 [Fußnote 10]. An das hier angesprochene Problem der Authentizität anknüpfend möchte ich betonen, daß der Name ‚Hoffmann‘ im Haupttext mal die biographische Person, d.h. den ‚Autor‘, mal den ‚Erzähler‘ der Tagebücher meint, und zwar ohne den aktuellen Referenten in jedem Einzelfall zusätzlich zu signalisieren.

¹⁴ Die Metapher ‚bewegte‘ Zeit meint nicht unbedingt nur eine ungewöhnliche Fülle von ‚äußerem‘, z.B. politischem oder gesellschaftlichem, Geschehen.

¹⁵ Die Auswahl des ‚Lebensmaterials‘ setzt ihrerseits irgendeine – freilich nicht unbedingt bewußt gewordene – Präkonzeption voraus.

¹⁶ Ähnlich schon, wenn auch noch nicht so hoffnungslos lakonisch, vom 9. bis zum 15. Oktober (TB, S. 59); dort erhalten die Tage aber noch einzelne, wenn auch ähnlich lautende, Eintragungen.

Die Leere der Zeit und die zeitstrukturierende Funktion des Tagebuchs wird im Text mehr als einmal auch explizit zum Thema gemacht; zum ersten Mal schon am 3. Oktober, wo der TAG mit der eine Re-Lektüre der vorangegangenen zwei Eintragungen voraussetzenden Bemerkung schließt: „Ich bemerke daß das Tagebuch immer kürzer wird – ganz einschrumpfen in ein Nichts soll es nicht!“ (TB, S. 54) Diese Beteuerung setzt offenbar voraus, daß die Möglichkeit für eine solche Entwicklung von Anfang an bestand bzw. vom Diaristen befürchtet wurde. Der Grund für das heimlich befürchtete Einschrumpfen des Tagebuchs wäre vermutlich in der Leere der Zeit zu suchen, die Hoffmann zu wiederholten Klagen Anlaß gab: „Himmel welch magere Tage verleb‘ ich jetzt –“ (TB, S. 55); „Wann werd‘ ich mehr als das ewige todte Einerley hier wiederholen dürfen –“ (TB, S. 59). So dient die behauptete Leere an manchen Stellen sogar explizit als Kausalerklärung für das vorweggenommene Scheitern des Tagebuchprojektes; am prägnantesten nach der ‚Lücke‘ zwischen 28. Oktober und 8. November, an die sich am 8. November die Eintragung anschließt: „Große GeneralPause – wenn dies so fortgeht, wird aus dem Tagebuche nicht viel werden – aber es waren lauter *dies tristes* –“ (TB, S. 61). Allein aus den Tempora der Verben ergibt sich, daß die Lücke, ohne sie eigentlich schließen zu wollen, erst nachträglich thematisiert und ‚erklärt‘ wurde – es handelt sich dabei nicht um den einzigen Fall einer nachträglichen Eintragung¹⁷, was die Vermutung nahelegt, daß selbst die bloße zeitstrukturierende Funktion des Tagebuchs schon kurz nach dem Anfang nur noch mit Mühe und Not aufrecht erhalten werden konnte. Am 9. November faßte Hoffmann zwar noch einmal den Entschluß: „Nun will ich aber auch gewiß hier täglich etwas hinein schreiben –“ (TB, S. 62), aber schon am 17. November schrumpfte dieses erste Hoffmannsche Tagebuch endgültig „in ein Nichts“ ein. Der letzte TAG beginnt auf signifikante Weise mit dem Satz: „Eigentlich hätt ich vom Neujahrstage anfangen sollen, ich glaub es wäre besser gegangen! –“ (TB, S. 62). Und somit hat sich der Kreis geschlossen. Beklagt wird am Abbruch des gescheiterten Tagebuchprojektes der unglücklich gewählte Anfang; das Scheitern ist begründet, die Zufälligkeit des Abbrechens getarnt, der narrative Zusammenhang von Anfang und Ende hergestellt – fast wie in einem perfekt aufgebauten Roman.

Diesen ‚narrativen‘ Zusammenhang bzw. die Bedeutung des ‚markierten‘ Tages für den Anfang bestätigt dann nachträglich noch einmal der erste TAG des – wohl wieder nicht ganz zufällig – am 1. Januar 1804 (ebenfalls noch im Schreibbuch) angefangenen 3. Tagebuchs, das allerdings wiederum bereits am 10. März abbricht. Der erste Satz lautet dort:

¹⁷ Von den Herausgebern schon „mindestens für den 9. bis für den 12. [Oktober, I.K.]“ (TB, S. 59) festgestellt.

Die Oktober und Novemberstücke des nun seit dem 17¹ November recht sanft ruhenden Tagebuchs waren bloße Präliminarien – von heute an wird regulär Buch gehalten über die Begebenheiten des Lebens die bunte Welt innerhalb der Wände des GehirnKastens mit ihren Ereignissen mit eingerechnet. – (TB, S. 63)

Ein Dichterwort, das wiederum nicht gehalten werden konnte.

2. 2. Ironisierte Selbstentwürfe

Tagebücher scheinen seit ihrem Aufkommen in der frühen Neuzeit ein privilegiertes Ort, Subjektivität zu entfalten; nicht nur, weil ein Subjekt mit seinen ‚Seelenergießungen‘ ihre Blätter füllt – auch oder sogar in erster Linie in dem Sinne, daß ihre Blätter oft dazu dienen, ein noch nicht bestehendes Selbst, eine gerade erst im Entstehen begriffene Subjektivität zu konzipieren. Mit anderen Worten: Sie stellen einen privilegierten Ort für Selbsterkenntnis¹⁸, bzw. mehr oder weniger offene Selbstkonzepte, in eine ungewisse Zukunft projizierte Selbstentwürfe dar.

In seinem ersten Tagebuch kommt Hoffmann oft auf „den lyrischen Traum des wirksamen freyen KünstlerLebens“ (TB, S. 57) zu sprechen¹⁹; er konzipiert sich selbst – in dieser Hinsicht wohl anderen angehenden Künstlern ähnlich – als Künstler, d.h. sein späteres Künstlerdasein als ‚Trippelbegabung‘. Ein wesentlicher Bestandteil der Konzeption ist die ständige Polarisierung des ersehnten Künstlerdaseins mit dem „ewige[n] todt[e] Einerley“ (TB, S. 59) des Lebens als Justizbeamter in Plock. Die Leere der Zeit, schon als wesentliches Motiv bzw. als Problem und Thema des ersten Hoffmannschen Tagebuchs ausgewiesen, wird somit als unabdingbare Begleiterscheinung dem ‚bürgerlichen‘ Leben zugeordnet – Hoffmanns erstes Tagebuch enthält somit im Keim schon die für die romantische Literatur und selbst in der Folgezeit noch lange so sehr charakteristische Problemstellung ‚Bürger- vs. Künstlerleben‘.²⁰

¹⁸ Zum Begriff ‚Selbsterkenntnis‘ vgl. Frank, Manfred: Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. Essays zur analytischen Philosophie der Subjektivität. Stuttgart 1991. Zur sich selbst entwerfenden Tätigkeit des Subjekts vgl. ebd., S. 41: „Sie [die Zeitlichkeit der Person, I.K.] besteht doch darin, daß die Person sich von einem bestimmten Identitätspunkt [...] losreißen und auf eine Zukunft hin entwerfen kann, in deren Licht jeder Jetzt-Zeitpunkt allererst die Bedeutung erwirbt, in der er sich hält. Die Zeit desintegriert und differenziert – gewiß im Rahmen einer lebensgeschichtlichen Kontinuität, in die ein Element von Identität eingeht, das gleichwohl mit einem hart analytisch-Leibnizschen Identitätskriterium [...] unvereinbar ist. Es gibt keinen festen Kern, keine fixe Identität eines Individuums.“

¹⁹ Von den insgesamt 24 TAGen dieses ersten Tagebuchs sprechen 8 das Thema explizit an.

²⁰ Hans von Müller meint sogar die Tatsache, daß Hoffmann im März 1815 endgültig mit dem Tagebuchschreiben aufgehört hat, damit erklären zu können, daß der Diarist in Berlin wieder zur ‚bürgerlichen‘ Tagesordnung zurückgekehrt sei; vgl. TB, S. 23 ff.

Auffallend in den diesbezüglichen Bemerkungen ist allerdings ein Wechsel von klagendem Pathos und distanzierter Ironie. Pathetischen Ausrufen wie z.B.: „Himmel welch magere Tage verleb‘ ich jetzt – Doch Geduld – Bald wird die Morgenröthe anbrechen.“ (TB, S. 55), sind distanziert-ironische Bemerkungen wie z.B.: „Ob ich wohl zum Mahler oder zum Musiker gebohren wurde? – Ich muß die Frage dem Präsidenten B. vorlegen oder mich bey dem Großkanzler darnach erkundigen die werdens wissen –“ (TB, S. 59 f.)²¹, an die Seite zu stellen. Letztere zeugen nämlich bei aller Befangenheit von einer ironischen Distanz auch sich selbst, der eigenen Lage und den eigenen Selbstentwürfen gegenüber, die selbst die pathetisch vorgetragenen Klagen noch als halbwegs spielerische Selbststilisierungen erscheinen läßt.

2. 3. Intertextualität: Selbstwahrnehmung über den Umweg der Fiktion

Es ist wohl kein Zufall und dürfte zu den grundlegenden Merkmalen von ‚literarischen‘ Tagebüchern²² gehören, daß die Selbstwahrnehmung des jungen Diaristen, der damit beschäftigt ist, sein Künstlerdasein im Tagebuch zu konzipieren, von Anfang an in hohem Grade selbst schon ästhetisch, nämlich ‚literarisch‘, vermittelt ist. Insofern das Fixierte einer vorausgehenden Auswahl unterworfen worden war²³, läßt sich in Kenntnis des Tagebuchs behaupten, daß die Auswahl – vielleicht sogar schon die Wahrnehmung – des in Frage kommenden ‚Lebensmaterials‘ in hohem Grade durch ästhetisch – hier vor allem ‚literarisch‘ – vorgeformte Muster gesteuert ist. Die ästhetisch (‚literarisch‘) gesteuerte (Selbst-)Wahrnehmung und Auswahl des ‚Lebensmaterials‘ äußert sich vor allem in intertextuellen Bezugnahmen u.a. in Abschnitten des Tagebuchs, die die eigene Disposition bzw. Situation des Diaristen thematisieren. Bevor jedoch auf sie eingegangen wird, sei auf drei weitere Aspekte der durch vorgeformte ästhetische (‚literarische‘) Modelle gesteuerten Selbstwahrnehmung

²¹ Gemeint sind zwei führende Verwaltungsbeamte, v. Beyer, Präsident der Regierung in Plock, und der dirigierende Justizminister v. Goldbeck.

²² In der einschlägigen Literatur wird fast einhellig die Meinung vertreten, daß es unmöglich sei, das ‚literarische‘ Tagebuch gegen ‚nicht-literarische‘ Varianten exakt abzugrenzen; kein Wunder, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Literaturtheorie bis heute nicht imstande ist, den Begriff ‚Literarizität‘ zu definieren. Daher sollte man, statt zu resignieren oder die Zahl der Abgrenzungsversuche weiter zu vermehren, m.E. eher davon ausgehen, daß der Unterschied zwischen ‚literarischen‘ und ‚nicht-literarischen‘ Tagebüchern kein qualitativer, sondern lediglich ein quantitativer, also gradueller ist: kein noch so anspruchsloses Tagebuch, das nicht wenigstens als ansatzweise ‚literarisch‘ gelten dürfte, insofern es von Vertextungsverfahren Gebrauch macht, die im weitesten Sinne des Wortes als ‚literarisch‘ gelten können.

²³ Vgl. u.a. Plener, Buchhaltung der Erinnerung, S. 101: „Jedes Tagebuch [...] ist zumindest insofern Ausdruck subjektiver Prägung, als sie durch *Selektion* bestimmt wird.“

kurz hingewiesen, die letztendlich zur ‚Fiktionalisierung‘²⁴ jedes auch nur ansatzweise ‚literarischen‘ Tagebuchs beitragen.

a) Rhetorizität

Auf diesen Aspekt hat schon Claus Vogelgesang aufmerksam gemacht. Bei ihm heißt es:

Die Sprache selbst also hat ‚Fiktionscharakter‘, das Resultat ist Selbststilisierung. Denn auf den vorliegenden Zusammenhang angewandt bedeutet es: Das schreibende – autobiographische – Ich ist nie identisch mit dem historischen. Durch das sprachliche Sichausdrücken ist es sogleich in einen Fiktionalisierungsprozeß involviert, auch die Dokumentation einer ‚Ich-Geschichte‘ gestaltet sozusagen schon im Keime einen ‚literarischen‘ Charakter. [...] Tatsächlich beginnt dort, wo sich das Individuum in reflektiver Absicht selbstdarstellerisch gegenübertritt, in gewisser Weise schon die ‚literarische‘ Aussage – und die Fiktionalisierung entfaltet sich in der Folge weiter, die Selbstdarstellung nimmt immer deutlicher Züge einer literarischen Charakterdarstellung an.²⁵

Insbesondere wegen des krassen Unterschiedes im Vergleich zu seinen Tagebüchern aus späteren Jahren fällt in Hoffmanns erstem Tagebuch die stark ausgeprägte Rhetorizität auf. Die TAGe sind hier noch, wie bereits erwähnt, von einem prägnanten – nach den ersten Eintragungen jedoch allmählich nachlassenden – ‚Stilwillen‘ getragen, der u.a. durch den augenscheinlich bewußten Umgang mit ‚rhetorischen Mitteln‘ wie Pathos und Ironie charakterisiert ist²⁶;

²⁴ Vgl. Vogelgesang, Claus: Das Tagebuch. In: Prosakunst ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa. Hg. v. Klaus Weissenberger. Tübingen 1985, S. 185-202, hier S. 192: „Diaristischer Grundsatz also: nicht von der Sache selbst, sondern vom eigenen Bewußtsein von der Sache zu schreiben. Stichworte, die sich da aufdrängen, wie Rollencharakter der Aussage und Fiktionalisierung, verweisen auf nichts weniger als auf künstlerische Kriterien.“

²⁵ Vogelgesang, ebd., S. 194 f.

²⁶ Als Musterbeispiel für den offensichtlich bewußten Umgang mit ‚rhetorischen Mitteln‘ wie Pathos und Ironie dürfte die bereits zitierte Bemerkung gelten: „Ob ich wohl zum Mahler oder zum Musiker gebohren wurde? – Ich muß die Frage dem Präsidenten B. vorlegen oder mich bey dem Großkanzler darnach erkundigen die werdens wissen –“ (TB, S. 59 f.) Was die Stelle als Beleg für Hoffmanns stilistische ‚Kunsthaltung‘ besonders interessant macht, ist der krasse Stilbruch zwischen den beiden Sätzen: der erste ist ernst-pathetisch; der zweite wechselt ganz unerwartet und unvermittelt ins Ironische, wobei die Wirkung noch dadurch gesteigert wird, daß die rhetorische Frage des ersten Satzes im zweiten Satz beantwortet wird, als ob sie keine rhetorische Frage wäre.

bezweckt wird insgesamt offenbar ein kultivierter, ‚literarischer‘²⁷ Stil, letztendlich wohl als Garantie dafür, sich selbst als Künstler entwerfen zu können.

b) Narrative Struktur

In fast allen Nachschlagewerken, die mit einer Definition der ‚Gattung‘ Tagebuch aufwarten, wird auf die prinzipiell offene Struktur des Tagebuchs hingewiesen²⁸, die offensichtlich selbst schon durch die unabsehbare Sukzession der TAGe (mit)bedingt ist. Doch nehmen Tagebücher während der Lektüre, u.a. wohl gerade wegen der Sukzession der einzelnen Tage, den Charakter eines narrativen Berichts an, was den Leser unversehens dazu veranlassen mag, nach aus fiktionalen Narrationen bekannten Strukturen zu suchen. Daß diese ‚Fehllektüre‘ in gewissen Fällen jedoch durch den Text selbst gefördert oder sogar provoziert wird, wäre kaum zu leugnen; wie schon erwähnt, stellen sich bei der Niederschrift eines Tagebuchs mindestens dieselben Probleme des Anfangs und des Endes ein, die auch in jeder fiktionalen Narration eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen – von anderen möglichen Typen von ‚Handlungsabläufen‘ gar nicht zu reden. In Tagebüchern kann also der Leser unter Umständen, gleichsam unversehens, dieselben narrativen Strukturen entdecken, die er sonst in fiktionalen Narrationen zu finden gewohnt ist. Insofern Hoffmann die Struktur seines ersten Tagebuchs mit einem auf den verfehlten Anfang zurückverweisenden letzten TAG gleichsam schließt, gibt er selbst dem Text eine, wenn auch nur rudimentäre, narrative Struktur, die weiter zu dessen ‚Fiktionalisierung‘ beiträgt.

²⁷ Vgl. Eagleton, Terry: Einführung in die Literaturtheorie. Aus dem Englischen von Elfie Bettinger u. Elke Hentschel. 2. Aufl. Stuttgart 1992, S. 11: „Werturteile haben allem Anschein nach eine Menge damit zu tun, was als Literatur eingeschätzt wird und was nicht - nicht unbedingt in dem Sinn, daß ein Text ‚gut‘ sein muß, um literarisch zu sein, aber er muß von der Art sein, die für gut gehalten wird: er kann ein minderwertiges Beispiel für eine allgemein anerkannte Schreibweise sein. [...] Der Begriff ‚gutes Schreiben‘ oder *belles lettres* ist in diesem Sinne doppeldeutig: er bezeichnet eine Art zu schreiben, die im allgemeinen hohes Ansehen genießt, während sie einen nicht notwendigerweise zu der Auffassung verpflichtet, daß ein einzelnes Exemplar der Gattung ‚gut‘ ist.“ – In dem sehr geistreichen ersten Kapitel seines Buches läßt Eagleton eben diese „Art zu schreiben, die im allgemeinen hohes Ansehen genießt“ als einziges Merkmal von Literarizität gelten.

²⁸ Stellvertretend sei zitiert: Meid, Volker: Sachwörterbuch zur deutschen Literatur. Stuttgart 1999, S. 507: „Tagebuch, tägliche bzw. regelmäßige Aufzeichnungen von Erfahrungen, Beobachtungen, Ereignissen, Gedanken und/oder Gefühlen. Datums- und gegebenenfalls Ortsangaben setzen die einzelnen Eintragungen voneinander ab. Die Struktur des T.s ist linear und offen, die Distanz zum Gegenstand gering, der Charakter der Aufzeichnungen monologisch, auch wenn sich das T. als Brief an eine fiktive oder wirkliche Person richtet [...]“ (Herv. I.K.)

Nicht nur der Leser ist demnach berechtigt, den ‚Erzähler‘ des Tagebuchs als Figur einer Narration zu betrachten; auch der Diarist nimmt sich als Teil(nehmer) einer Handlung wahr, die sich mehr oder minder geradlinig von einem markierten Anfang her auf ein – allerdings gescheitertes – Ende hin bewegt.

c) Reflexion auf Kunstwerke

Wohl nicht ganz zufällig finden sich schon in Hoffmanns erstem Tagebuch Reflexionen auf Kunstwerke; am ausführlichsten am 8. Oktober, als er auf den Roman „Der verworfene Julius“ von Cramer zu sprechen kommt (vgl. TB, S. 57 f.). Das Besondere der Hoffmannschen Reflexionen besteht darin, daß sie nicht allein das Literarische betreffen; der Diarist erwähnt – seiner ‚Trippelbegabung‘²⁹ entsprechend, und halbwegs anekdotisch – auch bald den „TitelKupfer“ (TB, S. 58) eines noch in der „Secunda“ (ebd.) gelesenen Romans desselben Verfassers.

Daß Reflexionen dieser Art zur Norm eines ‚literarischen‘ oder Künstlertagebuchs gehören, dürfte kaum bezweifelt werden. Insofern bilden sie wohl auch bei Hoffmann einen integralen Bestandteil des Selbstentwurfs als ‚Künstler‘.

d) Intertextualität³⁰

Das ästhetisch-‚literarische‘ Vermitteltsein der (Selbst-)Wahrnehmung des Diaristen ist am ehesten an den relativ häufigen intertextuellen Bezugnahmen – im ersten Tagebuch handelt es sich fast ausschließlich um Anspielungen – nachzuweisen, zumal sie vorwiegend in Sequenzen zu finden sind, die die eigene Situation, bzw. die künstlerischen Pläne des ‚Erzählers‘ thematisieren.

Die erste Stelle findet sich gleich im ersten TAG: „In voriger Woche klopfte Nachts einmahl etwas an die Thüre – meine Frau behauptet der Onkel habe Abschied genommen – heute bin ich geneigt so etwas zu glauben, und mich mit allen Schwärmern hinter Hamlets Ausspruch zu stecken.“ (TB, S. 51) Was die Passage besonders interessant macht, ist nicht die an sich triviale Bezugnahme auf Hamlet – gemeint sind wohl dessen berühmte Worte an Horatio über die Geisteserscheinung –, sondern eine durch Streichung erfolgte chronologische ‚Berichtigung‘. Wie der Herausgeber vermerkt (vgl. TB, S. 51), stand hinter dem

²⁹ Das sonst immer in erster Linie betonte Musikalische bleibt hier freilich ausgespart.
³⁰ Den Begriff ‚Intertextualität‘ möchte ich hier in dem von Gérard Genette festgelegten Sinne verstanden wissen, nämlich als erste Kategorie von „Transtextualität“. Vgl. Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer u. Dieter Hornig. Frankfurt a. M. 1993, S. 10: „Ich definiere sie [die Intertextualität, I.K.] wahrscheinlich restriktiver [als Julia Kristeva, I.K.] als Beziehung der Kopräsenz zweier oder mehrerer Texte, d.h. in den meisten Fällen, eidetisch gesprochen, als effektive Präsenz eines Textes in einem anderen Text.“ Genette unterscheidet im Weiteren drei Unterkategorien von Intertextualität: das Zitat, das Plagiat und die Anspielung.

Wort „voriger“ zunächst „Nacht klo[pfte]“, was aber nachträglich gestrichen und durch „Woche klopfte“ ersetzt wurde – wohl um den Spuk auf den Todestag des Onkels zu verschieben. Es handelt sich dabei also um eine chronologische ‚Berichtigung‘, deren lebensweltliche ‚Richtigkeit‘ nicht nachzuprüfen ist und die gerade deshalb eine Art pointierende ‚Fiktionalisierung‘ des Textes durch eine nachträgliche chronologische Umstellung von vermerkwürdigen Ereignissen zumindest vermuten läßt.

Eine – diesmal als Zitat markierte – intertextuelle Bezugnahme findet sich auch in einer Sequenz vom nächsten TAG, dem 2. Oktober, die ausdrücklich den eigenen künstlerischen Schaffensprozeß zum Thema hat:

Mit meinen musikalischen Ideen gehts mir sowie mit Savonarola's des Märtyrers zu Florenz, dessen Geschichte ich in diesen Tagen las, Eingebungen: – Erst schwirrts mir wild im Kopfe herum – dann fange ich an zu fasten und zu beten d.h. ich setze mich ans Klavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen und richte meinen Geist auf die musikalischen Erscheinungen in den vier Wänden meines Hirns – bald steht die Idee klar da – ich fasse und schreibe sie auf wie Savonarola seine Prophezeyhungen – Obs nur andere Componisten auch so machen mögen? – (TB, S. 53).³¹

Der Diarist – wie gesagt, ein angehender Künstler – behauptet also, sich in einem fremden, ‚literarisch‘ bereits vorgeprägten schaffenspsychologischen Modell wiederzuerkennen, und er hofft, sich auch dadurch in die Reihe „andere[r] Componisten“ eingliedern zu können. Gleichzeitig handelt es sich freilich auch um eine unterschwellige ironische Verdrehung des Hypotextes, indem Märtyrer und Künstler gleichgesetzt werden.

Eine die eigene – bürgerliche – Lebenssituation an Hand einer intertextuellen Anspielung thematisierende Passage findet sich am Ende der relativ langen Eintragung vom 8. Oktober:

Wann werde ich meine Freyheit erhalten! – [/] Als ich noch in Glogau war hörte ich einst einen russischen Major – Pole von Geburt – der eines Duells wegen auf der Festung saß am Tage als die ArrestZeit abgelaufen war und ihm der Commend[ant] die Freyheit angekündigt hatte ausrufen [/] *Ah je suis libre!* [/] Der Ausdruck seiner Stimme ging mir durch die Seele, ich theilte sein Entzücken – ich dachte an Jorik – an den gefangenen Staar – an die Bastille! – O – ich bin gefangen – ich bin in Banden! – Wann schlägt der Erlösung Stunde! (TB, S. 58)

³¹ Laut Anmerkung des Herausgebers handelt es sich um ein 1801 in Leipzig ohne Verfassernamen erschienenes Buch unter dem Titel „Savonarola, der Märtyrer in Florenz. Eine Wundergeschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert“, dessen Verfasser Carl Friedrich Benkowitz war.

Die wegen der pathetischen Übertreibung offensichtlich (selbst)ironische Anspielung bezieht sich diesmal auf Sternes „Sentimental Journey through France and Italy, by Mr. Yorik“, laut Anmerkung des Herausgebers seit seiner Jugend ein Lieblingsbuch Hoffmanns, nämlich auf die Seiten 19, bzw. 21-24 der deutschen Ausgabe von 1768. Was die Passage besonders interessant macht, ist die der Anspielung vorangestellte kleine Episode mit dem russischen Major. Daß sie wegen ihrer Pointe ganz passend gewählt ist, beweist, daß ästhetisch-, literarische Aspekte selbst schon bei der Auswahl von potentiell ‚Lebensmaterial‘ eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt haben müssen.³²

Wie die stellvertretend für zahlreiche andere zitierten Stellen belegen, ist die (Selbst-)Wahrnehmung des Tagebuchschriftstellers Hoffmann in hohem Grade ästhetisch (‚literarisch‘) vermittelt und durch vorgeprägte Modelle gesteuert. Charakteristisch für sein erstes Tagebuch ist ein kultivierter, ‚literarischer‘ Stil; es ist in ihm eine – wenn auch nur rudimentäre – narrative Struktur nachzuweisen. Kunstwerke werden darin ausdrücklich als solche reflektiert; der ‚Erzähler‘ thematisiert die eigene Lebenslage und sein künstlerisches Lebensprojekt oft an Hand von intertextuellen Anspielungen.

Um den Nachweis noch zu ergänzen, sei auf ein weiteres Moment hingewiesen, dem auch in Hoffmanns Tagebüchern aus späteren Jahren eine beträchtliche Rolle zukommt.

e) Kryptographien und Piktogramme

Ein auffallendes, auch später des öfteren wiederkehrendes Moment bereits des ersten Hoffmannschen Tagebuchs ist die Verwendung von Kryptographien und gelegentlich von Piktogrammen. Ihre Funktion besteht offenbar darin, die Lektüre bestimmter Passagen für Personen, die Zugang zum Tagebuch haben könnten, zu erschweren oder unmöglich zu machen. Als solche Person kam am ehesten Hoffmanns Frau in Frage; auch die Herausgeber vermerken sie ausdrücklich als „Fehlerquelle“, die die Zuverlässigkeit der Tagebücher als Quellen für Hoffmanns Biographie beeinträchtigt:

Schlimmer in ihren Wirkungen ist eine zweite Fehlerquelle. Hoffmann mußte beim Tagebuchführen stets dem Umstande Rechnung tragen, daß er nicht in der Lage war, die Bücher vor seiner Frau zu verstecken: er mußte also Einträge vermeiden, die dieser Anlaß zu lebhafteren Beschwerden geben konnten, wie sie das Tagebuch von 1811 so jäh abbrechen. Ob freilich aus diesem Grunde wesentliche Dinge völlig verschwiegen sind, läßt sich nicht ausmachen. Aber wenn nur allzuoft an Stelle greifbarer Tatsachen oder deutlicher Vorstellungen ganz vage Andeutungen

³² Ohne ein Urteil fällen zu wollen, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß die kleine Episode so vollkommen zur Stelle paßt, daß sie durchaus auch gerade zu diesem Zweck erfunden worden sein kann.

stehen, so erklärt sich das in der Regel nicht aus Platzmangel oder aus Unlust (oder Unfähigkeit) zur Präzisierung, sondern eben aus dieser Rücksicht auf den häuslichen Frieden. (TB, S. 21 f., Herv. im Original.)

Hoffmanns Tagebücher späterer Jahre sind tatsächlich voll von kaum zu ent-rätselnden „vagen Andeutungen“; das Tagebuch aus dem Jahre 1811 bricht unvermittelt ab, nachdem in der letzten Eintragung vom 18. Mai eine „EifersuchtsSzene mit der Frau“ (TB, S. 128) vermerkt wurde.³³ Wie aus der Einleitung Hans von Müllers ersichtlich ist, gingen Hoffmanns „Rücksichten“ gelegentlich sogar so weit, daß bestimmte – u.a. finanzielle – Angaben nachweislich falsch sind (vgl. TB, S. 22) und manche TAGE unvermittelt mitten im Satz oder Wort abgebrochen werden mußten.³⁴

Nach all dem scheint es gar nicht so abwegig, anzunehmen, daß Hoffmann seine Eintragungen unter Berücksichtigung der Möglichkeit gemacht hat, daß Unbefugte Zugang zum Tagebuch haben könnten. Da diese Unbefugten auf diese Weise nachweisbare Spuren im und am Text hinterlassen haben, können sie mit gutem Recht als ‚implizite Leser‘ bezeichnet werden – ein weiterer Umstand, der wesentlich zur ‚Fiktionalisierung‘ der Hoffmannschen Tagebücher beiträgt und die ‚Ehrlichkeit‘ von Tagebüchern einmal mehr als naive Wunschvorstellung erscheinen läßt.

Als Kryptographie benutzte Hoffmann in seinem ersten Tagebuch noch die griechische Schrift, während er in den späteren Jahren auch Fremdsprachen (in erster Linie Französisch oder Italienisch) verwendete. Ohne sie ins Griechische zu übersetzen, hat er gewisse Passagen deutsch, aber mit griechischen Buchstaben notiert.

Was eine in griechischen Lettern notierte Passage des TAGES vom 6. Oktober besonders interessant macht, ist der Umstand, daß die Herausgeber darin eine Verschlüsselung zweiten Grades vermuten.³⁵ In den Anmerkungen heißt es:

[...] zur Erschwerung des Verständnisses dürfte auch der Name ‚Wunschel‘ ein Deckname sein – vielleicht Kotzebues Lustspiel *Die beiden Klingsberg* entnommen, das in Berlin zuerst am 1. Mai 1799 gegeben wurde und sogleich zu einem Repertoirestück geworden war. (Frau Wunschel ist dort eine Zimmervermieterin, deren Mundwerk nie stillsteht.) (TB, S. 290)

³³ Danach scheint Hoffmanns Frau das Tagebuch ihres Gatten an sich genommen zu haben. (Vgl. die Bemerkung des Herausgebers; TB, S. 128).

³⁴ So z.B. am 10. Juni 1812 (TB, S. 159) und am 7. März 1813 (TB, S. 197).

³⁵ Vgl. TB, S. 55. Die Stelle lautet transkribiert: „dem guten Belitz hab ich geschrieben und eine Denunziation wegen der Flucht der Madam Wunschel ans Posener Pupillen Collegium beigelegt –“

Diese Art der Verschlüsselung, Personen unter Namen von mehr oder minder berühmten literarischen Figuren zu erwähnen – und sie dadurch gewissermaßen zu ‚fiktionalisieren‘ –, wenn der Umgang mit ihnen aus irgendeinem Grunde peinlich für den „häuslichen Frieden“ hätte werden können, ist ein wichtiges Verfahren auch der Tagebücher späterer Jahre; besonders prägnant im Laufe der Liaison mit Julchen Mark, die in den Tagebüchern an ‚peinlichen‘ Stellen fast durchgehend unter dem Decknamen „Kätchen (von Heilbronn)“ geführt wird.³⁶

3. Ausblick auf die Tagebücher aus späteren Jahren

Nach seinen ersten zwei Tagebüchern aus den Jahren 1803 und 1804 führte Hoffmann bis zum März 1815 mehr oder minder regelmäßig Tagebuch, wenn auch immer wieder mit Lücken; Tagebücher aus den Jahren 1804–1808 sowie das Tagebuch von 1810 sind nicht vorhanden.³⁷ Wie oben bereits erwähnt wurde, benutzte Hoffmann für seine Eintragungen seit dem März 1804 nicht mehr das früher verwendete Schreibbuch, sondern vorgedruckte Schreibkalender. So dürften die ebenfalls schon bemerkten stilistischen Unterschiede zwischen den ersten zwei und den übrigen Tagebüchern wenigstens zum Teil durch das Medium des Niederschreibens bedingt sein. Die TAGe der Schreibkalender sind in der Regel nicht nur wesentlich kürzer als die vorherigen, sondern sind auch wesentlich weniger ausformuliert, d.h. zumeist auf ein stichwortartiges Registrieren von Bemerkenswertem beschränkt. Diese Veränderung der TAGe dürfte indessen freilich nicht allein durch den Umstand verursacht worden sein, daß dem Diaristen in den vorgedruckten Schreibkalendern weniger Raum als vorher zur Verfügung stand, sondern auch dadurch, daß das in den ersten zwei Tagebüchern konzipierte Künstlerdasein als ‚Trippelbegabung‘ seit Hoffmanns Übersiedlung nach Bamberg immer mehr in Erfüllung zu gehen schien; so findet man in den Tagebüchern immer wieder Klagen, z.B. über die Überlastung durch die mittlerweile lästig gewordene Theaterarbeit.

³⁶ Oder mit entsprechenden Kürzeln, gleichsam als Verschlüsselung dritten Grades. Dabei handelt es sich freilich um einen besonders prägnanten Fall von durch ästhetisch-‚literarische‘ Modelle gesteuerter (Selbst-)Wahrnehmung. Indem nämlich Julchen Mark im Text fast durchgehend als Kätchen geführt wird, weist Hoffmann sich selbst gewollt oder ungewollt die Rolle des Grafen vom Strahl aus dem von ihm bekanntlich hochgeschätzten Stück Kleists zu, was wohl kaum dem lebensweltlichen Stand der Dinge entsprach. Es sei jedoch ausdrücklich festgehalten, daß nicht die Verwendung von Decknamen an sich als ein Schritt in Richtung der ‚Fiktionalisierung‘ bewertet werden soll, sondern daß Hoffmann die Namen von literarischen Figuren zu diesem Zweck benutzt.

³⁷ Hoffmanns Gründe für den endgültigen Abbruch der Tagebuchführung im März 1815 sind nicht bekannt; auf die diesbezüglichen Spekulationen der Herausgeber (vgl. TB, S. 23 ff.) will ich nicht eingehen.

Die vorgedruckten Schreibkalender scheinen dem Diaristen auch dazu verholfen zu haben, seine Tagebücher regelmäßiger als vorher führen zu können. Trotz immer wieder eintretender Pausen, über die zum Teil sogar in nachträglich verfaßten Eintragungen reflektiert wurde³⁸, ist es Hoffmann in manchen Jahren gelungen, das Tagebuchschreiben durchzuhalten.³⁹ Außerdem gestalten sich die TAGe in den Schreibkalendern immer regelmäßiger, d.h. nach einer übersichtlichen Ordnung, die zwar nicht immer streng eingehalten wird, aber trotzdem ein mehr oder minder regelmäßig wiederkehrendes Gerüst für die einzelnen Eintragungen bildet. Sie strukturieren sich zumeist nach den (nicht unbedingt in jeder Eintragung vollzählig und vollständig vorhandenen) Zeitangaben „V.M.“ (= Vormittag), Mittag, „N.M.“ (= Nachmittag) und Abend. Insgesamt kann man feststellen, daß der Schreibkalender als Medium der Tagebuchführung offensichtlich eine disziplinierende Wirkung auf den Diaristen Hoffmann ausgeübt hat.

In Hoffmanns Tagebüchern dieser Zeit bleiben zahlreiche Themen und Vertextungsverfahren des ersten Tagebuchs erhalten. Als die ‚alten‘ Themen fortsetzend wären z.B. Sequenzen zu bezeichnen, die Reflexionen auf Kunstwerke – neben Lektüren des öfteren Werke der Musik, Konzerte und Theateraufführungen – enthalten, bzw. die eigene künstlerische Tätigkeit des mittlerweile zum professionellen Theatermacher, Komponisten, Kritiker und Schriftsteller gewordenen Diaristen dokumentieren.

Dazu kommen als wichtige ‚neue‘ Themen u.a. Angaben über Geldeinnahmen und -ausgaben, das Registrieren von Körper- und Gemütszuständen sowie Bemerkungen über die Witterung, insbesondere wenn sie Wirkungen auf Körper und/oder Gemüt zeitigen.

Besonders bemerkenswert ist die Einstellung des Diaristen gegenüber dem politischen Geschehen der Zeit, zumal es sich um aus heutiger Sicht besonders bewegte Jahre deutscher Geschichte handelt. Auffallend ist vor allem, daß – aus heutiger Sicht – ‚Historisches‘ nur dann Eingang ins Tagebuch findet, wenn der Tagebuchschreiber ihm wortwörtlich nicht aus dem Wege gehen kann; so vor allem im Jahre 1813, als Hoffmann das entscheidende historisch-politische Geschehen zum Teil hautnah in Dresden und in Leipzig erlebte.⁴⁰ Doch, selbst

³⁸ So u.a. in einer summierenden Eintragung für die Zeit vom 22. April bis zum 11. Mai 1811: „Hier tritt eine etwas bessere Periode ein, die sich in vermehrter Tätigkeit ausspricht.“ (TB, S. 126)

³⁹ Im Tagebuch von 1809, das zwar gewisse Lücken aufweist, ist der letzte TAG auf den 23. November datiert; die Tagebücher von 1812 und 1813 sind trotz Lücken im Wesentlichen durchgehalten.

⁴⁰ Sporadische Bemerkungen über das Kriegsgeschehen finden sich in Hoffmanns Tagebüchern seit dem 15. März 1809. Die erste diesbezügliche Eintragung lautet: „Sehr stark gearbeitet – Rothenhan verreisen – schlechte Aussichten – Krieg und KriegsGeschrey – Franzosen! –“ (TB, S. 90)

wenn Historisch-Politisches – manchmal sogar mit einer gewissen Faszination – vermerkt wird, steht es des öfteren unvermittelt neben Persönlichem und Beruflichem; und trotz der offensichtlichen Franzosen- und Napoleonfeindlichkeit des patriotisch gesinnten Hoffmann dürfte gelten, daß Historisch-Politisches im Tagebuch erst zur Sprache kommt, wenn und weil er „mit Gewalt [...] hineingezogen [wird]“ (so in der Eintragung vom 16. Juli 1809, TB, S. 100), bzw. wenn und weil politische „Nachrichten [...] in das Leben eingehen“ (26. Dezember 1812, TB, S. 187).

Die Vertextungsverfahren betreffend fällt vor allem die nach wie vor relativ hohe Frequenz von intertextuellen Bezugnahmen sowie von Piktogrammen auf, von denen manche beinahe regelmäßig, andere wiederum eher nur gelegentlich verwendet werden.⁴¹ Es finden sich im Text der Tagebücher aus späteren Jahren auch zahlreiche Stellen, die die durch ästhetisch-,literarische' Muster präformierte (Selbst-)Wahrnehmung des Diaristen bezeugen; die amüsanteste unter ihnen ist wohl der Schluß der Eintragung vom 7. Februar 1804, wo die ästhetisch gesteuerte Wahrnehmung bzw. Auswahl des Lebensmaterials mitreflektiert wird: „Abends ging ich mit Weiß und Schwarz zu Hause – Man könt' dies für ein Bonmot halten – die Leute heißen aber wirklich so! –“ (TB, S. 71, Herv. im Original.)

Einen sowohl thematisch als auch textuell besonders heiklen Komplex der Jahre 1811 und 1812 bilden die Passagen, die Hoffmanns Liaison mit Julchen Mark zum Thema haben. Diese Liaison hat ihre Spuren nicht allein dadurch hinterlassen, daß, wie schon erwähnt, das Tagebuch aus dem Jahre 1811 wohl hauptsächlich ihretwegen abgebrochen werden mußte; in ihrem Umkreis findet man auch die meisten Textstellen, an denen Hoffmann auf die Verwendung von Kryptographien angewiesen war; auch ist schon seit dem 3. Januar 1811 die mehr oder weniger systematische Verschlüsselung der Bezugsperson durch den Decknamen „K[ätchen] v[on] H[eilbronn]“ (TB, S. 111) festzustellen.⁴² Bemerkenswert ist dabei freilich nicht bloß die Tatsache der Verschlüsselung eines ‚peinlichen' Frauennamens – Hoffmann verfährt gelegentlich mit anderen Frauennamen ähnlich⁴³ –, sondern die Art und Weise der Verschlüsselung. Erstens

⁴¹ Regelmäßig der Pokal (ab und zu mit Flügeln), wohl ein Zeichen für den Rausch. Gelegentlich z.B. der Schmetterling in einigen 'Kätchen'-Passagen, oder die gerade erst abgeschossene Pistole, die insgesamt zweimal, am 26. und am 31. Januar 1812, im Text auftaucht, zum zweiten Mal sogar mit der Bemerkung: „Schon zum zweitenmal das verhängnisvolle Zeichen!!!!“ (TB, S. 137)

⁴² Die Herausgeber bemerken dazu: „Mit diesem Decknamen bezeichnet H. Julchen Mark. In den nächsten vier Wochen wechselt er mit den Namen Julchen und Kätchen ab [...]; vom 31. I. an erscheint der Deckname in Abkürzungen, für die sich Mitte Februar die feste Form ‚Ktch' herausbildet.“ (TB, S. 335, Herv. im Original.)

⁴³ So bekommt Frau Kunz am 2. April 1812 den Decknamen Kunzowisowa (TB, S. 148), am 3. Mai desselben Jahres wird sie dann Donna Kunziwowa genannt (TB, S. 153).

bekommt Julchen Mark den Namen einer berühmten literarischen Figur aus dem von Hoffmann hochgeschätzten Drama Kleists, wodurch er sich selbst gewollt oder ungewollt die Rolle des Grafen vom Strahl zuweist, d.h. sich selbst gewissermaßen ‚fiktionalisiert'. Zweitens werden im Text verschiedene Tricks verwendet, um selbst noch die Spuren der Verschlüsselung für den ‚impliziten Leser' unerkennbar zu machen, was gelegentlich dazu führt, daß diese noch auffallender werden sollten.⁴⁴

Ebenfalls bemerkenswert ist die Liaison mit Julchen Mark unter dem schon mehrmals erwähnten Aspekt der durch ästhetisch-,literarische' Muster präformierten (Selbst-)Wahrnehmung. Nach dem 25. April 1812 thematisieren mehrere TAGE ein gewisses „Räthsel“ (TB, S. 151), das mit der Person Julchens verbunden sein soll⁴⁵, wodurch sie in den Augen des Diaristen immer mehr die Konturen einer literarischen Figur zu gewinnen scheint. Auf diesen Prozeß der ‚Literarisierung' deutet vielleicht auch eine erst nachträglich niedergeschriebene Sequenz der Eintragung vom 27. April 1812 hin:

Erste Spur Rücksichts des Räthsels – die Sphinx hat mich beym Schopf gepackt und wirft mich Bergab Kopfüber in ein verfluchtes SchlammGrab wenn ich nicht rathe – Nach der Auflösung fällt ein Nebelvorhang herab und die Personen hinter demselben werden und wirken poetisch – (TB, S. 152)⁴⁶

⁴⁴ In der Eintragung vom 24. Januar 1812 (Hoffmanns Geburtstag) steht z.B. offen der Name Julchen, der aber erst nachträglich aus „Ktch“ rückgeändert wurde, oder – wie die Herausgeber bemerken – „vielleicht auch umgekehrt“ (TB, S. 136) – verwirrend ist diesmal also gerade das Fehlen der zu erwartenden Verschlüsselung. Ähnlich in der Eintragung vom 1. Februar desselben Jahres, wo der Name Julchen und das Kürzel „Ktch“ ganz nahe beieinander stehen: „Julchen ist krank geworden – Ktch –“ (TB, S. 138). Am kompliziertesten verfuhr Hoffmann jedoch am 18. Februar 1811. Der Anfang dieses TAGES lautet: „VM. Mark – Roth[enhan] – Abends auf dem Cassino - Ktch – in ihr leben und sind wir! –“ Danach hat der Diarist anscheinend zuerst den letzten Satz in griechischen Lettern wiederholen wollen, aber nach dem Wort ‚leben' abgebrochen. Dazu die Bemerkung der Editoren: „[Statt dies fortzusetzen und das deutsche Duplikat zu streichen, hat H. Ktch nachträglich verändert, indem aus dem c ein s gemacht ist; hinter dem Worte ‚ihr' hat er am Rande eingefügt:], der Kunst“ (TB, S. 121).

⁴⁵ So am 27. und am 29. April, am 4. Mai, am 6. und am 17. September 1812 (vgl. TB, S. 152, 154, 173, 175).

⁴⁶ Ähnlich bereits am 18. Januar 1812: „Ich glaube, daß irgend etwas hochpoetisches hinter diesem Daemon spukt, und in so fern wäre Ktch nur als Maske anzusehen – *demasquez vous donc, mon petit Monsieur!* –“ (TB, S. 135, Herv. im Original.) Und selbst am 16. Januar 1813 heißt es noch: „Sonderbar ist es, daß gleichsam die Farbe aus dem Leben geschwunden und es scheint tiefer eingegangen zu seyn als es mir selbst da[ü]chte - *Ktch Ktch*“ (TB, S. 190, Herv. im Original.)

Insgesamt wäre also zu Hoffmanns Tagebüchern aus späteren Jahren festzuhalten, daß sie – mit Unterschieden, die teils durch das Medium des Niederschreibens, teils durch die Veränderungen der äußeren Lebensumstände bedingt sind – Themen des ersten Tagebuchs weiterführen und durch neue ergänzen. Die pauschal ‚fiktionalisierend‘ zu nennenden Vertextungsverfahren werden nach wie vor beibehalten.

4. Das Fragment „Drey verhängnißvolle Monathe! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)“

Einen besonders merkwürdigen Teil der Tagebuch-Ausgabe bildet Hoffmanns Mitte November 1813 angefangener, aber schon bald darauf – und zwar mitten im Satz – abgebrochener, letztendlich Fragment gebliebener Text mit dem Titel „Drey verhängnißvolle Monathe! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)“.⁴⁷ Dabei handelt es sich – wie bereits erwähnt – um den amplifizierte Hypertext⁴⁸ der Tagebucheintragen vom 15. bis zum 29. August 1813. Dieser Text ist ein besonders prägnantes Beispiel dafür, daß Tagebucheintragen (vom Diaristen selbst) als Gedächtnisstütze bei der Niederschrift eines von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmten (‚literarischen‘) Textes verwendet werden.

Daß der Hypertext für die – mehr oder minder breite – Öffentlichkeit bestimmt war, sieht man selbst schon daran, daß Hoffmann bei der Überarbeitung alles bloß Private gestrichen hat⁴⁹, bzw. Privates im Hypertext nur dort zur Sprache brachte, wo es mit dem politischen bzw. Kriegsgeschehen nahtlos verbunden werden konnte. Die Bemerkung des Tagebuchs vom 22.: „Gelung<ene> Darstel[lung] der ‚Iphigen[ia]“ (TB, S. 219), ging daher z.B. auf folgende Weise in den Hypertext ein:

– nur mit Mühe gelang es die schwürige Hauptprobe der ‚Iphigenia in Tauris‘ die den Abend gegeben werden sollte zu beendigen, denn während derselben kam die Nachricht daß Thore und Schläge gesperrt sind weil die Russen und Preußen ganz in der Nähe stehen. [...] Gegen Abend wurde es ruhiger und ‚Iphigenia‘ wurde wirklich gegeben. (TB, S. 269 f.)

Daß dem Hypertext bei der Überarbeitung ein eindeutig ‚literarischer‘ Charakter verliehen werden sollte, sieht man außer an den stilistischen Änderungen vor allem an der Art und Weise der Amplifikation einzelner TAGe, obwohl selbst der

⁴⁷ Zur Entstehungsgeschichte des Textes vgl. Hans von Müllers Einleitung; TB, S. 474 ff.

⁴⁸ Zum Begriff „Amplifikation“ vgl. Genette, Palimpseste, S. 363 ff.

⁴⁹ Vgl. u.a. die TAGe vom 16. bis zum 19. August in beiden Texten; TB, S. 219 bzw. 269.

Hypertext noch, wie an manchen ‚offenen‘ Stellen⁵⁰ ersichtlich, den Charakter eines weiter auszuführenden Konzeptes hat.

Als Beispiel für die Amplifikation eines TAGes seien im Folgenden die ersten Sequenzen der beiden Eintragungen vom 26. August einander gegenübergestellt⁵¹:

Einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens –

Schon früh 7 ½ Uhr sah ich vom Boden des Nebenhauses, daß die Russen in Colonnen anrückten|

Früh Morgens 7 Uhr wurde ich durch den Donner der Kanonen geweckt; ich eilte so gleich auf den Boden des Nebenhauses und sah wie die Fr[anzosen] in geringer Entfernung vor den Schanzen mehrere Batterien aufgestellt hatten die mit feindlichen Batterien, welche am Fuße der Berge standen, auf das heftigste engagiert waren. Mit Hülfe eines sehr guten Glases konnte ich deutlich bemerken daß sehr starke russische und oesterreichische Colonnen (an der weißen Uniform sehr kentlich) sich von den Bergen herab bewegten. Eine Batterie nach der anderen rückte näher, die Franzosen retirierten bis in die Schanzen und nun wurde sogar von den Stadtwällen aus grobem Geschütz gefeuert; der Kanonendonner wurde so heftig daß die Erde bebte und die Fenster zitterten – Die Russen hatten den großen Garten erstürmt so wie die Preußen die Schanzen vor der Friedrichsstadt – ersteres konnte ich sehen. Die Nachricht kam, daß der Kaiser eintreffen würde, ich eilte daher auf die Terasse des Brühlischen Gartens an der großen Brücke. Um 11 Uhr kam der Kaiser auf einem kleinen falben Pferde über die Brücke schnell geritten – es war eine dumpfe Stille im Volk – er warf den Kopf heftig hin und her und hatte ein gewisses Wesen was ich noch nie an ihm bemerkte –

um 11 Uhr kam der Kaiser Nap[oleon] mit ein[nem] Theil der Garden – ich sah ihn lange an der Elbbrücke umgeben von sei[nen] Marsch[ällen] halten wie er Befehle austheilte pp (TB, S. 220, Herv. I.K.)

⁵⁰ Die Eintragung vom 21. endet z.B. mit „ppp“ (TB, S. 269), und an vielen Stellen kommen auch die im Text des Tagebuchs verwendeten Abkürzungen vor.

⁵¹ In der linken Spalte der Anfang der Tagebucheintragung, in der rechten der des Hypertextes. Hervorgehoben sind in beiden Spalten die wiederkehrenden Elemente.

er ritt bis vors Schloß, stieg aber nur wenige Sekunden ab und ritt wieder an die *Elbbrücke* wo er *umgeben von mehreren Marschällen* still hielt – Die Adjutanten sprengten ab und zu und holten *Ordres die er allemal in kurzen Worten aber sehr laut erteilte* – er nahm sehr häufig Tabak und schaute noch häufiger durch ein kleines Taschenperspektiv die Elbe herab. Die *Garden* kamen im Doppelschritt über die Brücke und eilten, nachdem sie <eine> sehr kurze Zeit auf dem Platz vor dem Kaiser gehalten, zu den Thoren heraus | Ich mußte fort weil der Brühlsche Garten besetzt wurde und ging wieder auf mein Observatorium. (TB, S. 272 f., Herv. I.K.)

Wie man schon in diesen Sequenzen des Anfangs sieht, spielten bei der Amplifikation des Hypotextes zwei Aspekte eine besonders wichtige Rolle; erstens die Hinzufügung von als charakteristisch anzusehenden Details⁵², zweitens die ‚Füllung‘ der ‚Lücken‘ des Tagebuchtextes durch die Ausarbeitung narrativer Zusammenhänge⁵³.

Im weiteren Verlauf des Hypertextes ist ebenfalls zu beobachten, daß eher summierend zu nennende Sätze des Hypotextes immer wieder konkretisiert, d.h. in eine Reihe charakteristischer Einzelbeispiele aufgefächert werden, bzw. daß der ‚Erzähler‘ die Glaubwürdigkeit des Hypertextes durch die wiederholte Betonung seiner Augenzeugenschaft – u.a. durch Raumangaben – herauszustellen sucht.

Ein charakteristisches Beispiel für das erstere Verfahren ist der letzte – teilweise nachträglich hinzugeschriebene – Satz der Tagebucheintragung vom 26. August: „(Mehrere Bürger sind heute durch Granaten blessirt und getödtet“ (TB, S. 220), der im Hypertext folgendermaßen amplifiziert wird:

⁵² So u.a. das „gewisse[...] Wesen“, das der Diarist noch nie am Kaiser bemerkt haben will. Die Bemerkung hat mehrere Funktionen: erstens weist sie den ‚Erzähler‘ als Insider aus – er hat den Kaiser wohl schon des öfteren gesehen –, zweitens ist das „gewisse[...] Wesen“ eben deshalb als Zeichen zu nehmen, das vermutlich auf das nahe Ende Napoleons vorausdeuten soll – abermals also ein Beweis für die politische Scharfsichtigkeit des Diaristen. Offenbar handelt es sich also um eine Textstelle, die den Erzähler nicht nur als authentischen Beobachter, sondern gleichzeitig auch als politisch scharfsichtigen Kopf ausweisen soll.

⁵³ Besonders markant u.a. gleich am Anfang des zitierten Abschnittes vom Hypertext, wenn man ihn mit dem Hypotext vergleicht: Kanonendonner ⇒ der Erzähler erwacht und geht auf den Boden des Nebenhauses ⇒ um von dort aus die Kanonade zu beobachten.

Das Kammermädchen der Gräfin Breza trat vor die Haustüre, vor welcher der Wagen stand der die Gräfin in Sicherheit in ein anderes Stadtviertel bringen soll<te> | in eben demselben Augenblicke wurde sie aber von einer Granate im strengsten Sinn des Worts zerrissen. Einer Hebamme auf der Pirnaer Vorstadt wurde, als sie zum Fenster hinausschaute, der Kopf weggerissen; eben so verlor ein HandlungsCommis der im Comtoire saß den Arm. Noch mehrere Bürger sind theils verwundet theils getödtet. (TB, S. 275. Herv. im Original.)

Raumangaben beziehen sich in beiden Texten zumeist auf den Standort des Diaristen bei der Wahrnehmung bzw. Beobachtung des Kriegsgeschehens, und da sie ebenfalls die Funktion haben, die ‚Authentizität‘ seiner Beobachtungen unter Beweis zu stellen, werden die Entfernungen, aus denen der ‚Erzähler‘ das Geschehen wahrnimmt bzw. beobachtet, im Hypertext eher verkleinert als vergrößert. Auf die Wichtigkeit der Raumangaben weist auf amüsante Weise u.a. der Satz hin, der über eine Granate berichtet, der in der Tagebucheintragung vom 26. „10 Schritt“ (TB, S. 220) vor dem Diaristen zwischen Pulverwagen niedergefallen sei – doch nach der Bemerkung der Herausgeber ist die Zahl „10“ nachträglich aus „20“ umgeändert worden. Im Hypertext nimmt der ‚Erzähler‘ dann gleichsam die goldene Mitte:

Eben wollte ich in meine Haustüre treten als zischend und prasselnd über meine[n] Kopf eine Granate wegfuhr und nur 15 Schritte weiter vor der Wohnung des Gen[erals] Gouvion St. Cyr zwischen vier gefüllten Pulverwagen die eben zur Abfahrt bereit standen, niederfiel und sprang, so daß die Pferde sich bäumend Reißaus nahmen. (TB, S. 273)⁵⁴

Hinzu kommt, daß der Hypertext immer wieder die Genauigkeit der Sinneswahrnehmungen des ‚Erzählers‘ betont⁵⁵, bzw. daß die Daten seiner verschiedenen Sinneswahrnehmungen einander nachträglich immer wieder bestätigen; so z.B. schon in der oben angeführten Sequenz: Kanonendonner (hören) ⇔ Kanonade (sehen).

⁵⁴ Ähnliches geschieht mit einem Satz der Eintragung vom 25., der im Hypotext noch folgendermaßen lautet: „Gefecht zwischen Russen und Franz[osen] in der Ferne angesehen<en>“ (TB, S. 220). Im Hypertext heißt es dann: „[...] ich ging mit dem Schauspieler Keller zum Pirnaer Schläge heraus, der geöffnet war, und so weit, daß die Linie der franz[ösischen] Tirailleurs nur 50 Schritt vor uns stand. 300 Schritt weiter ritten einzelne Kosaken ganz ruhig hin und her und nahmen gar keine Notiz von dem Plänkern der Fr[anzosen].“ (TB, S. 270 f.)

⁵⁵ Allein in der Eintragung vom 26. z.B. schon in Wendungen wie: „Mit Hülfe eines *sehr guten Glases* konnte ich *deutlich* bemerken, daß ...“ (TB, S. 271, Herv. I.K.), oder: „[...] man konnte die Kugeln sausen hören, *ich bemerkte es zuerst*, man wollte mir es aber nicht glauben, gleich darauf stürzte aber *in einer Entfernung von höchstens 25 Schritt* eine Feuermauer von einer Kugel getroffen ein ...“ (TB, S. 272, Herv. I.K.)

Schließlich versucht der ‚Erzähler‘ des Hypertextes seine Glaubwürdigkeit auch noch dadurch zu steigern, daß er sich gelegentlich – und zwar anekdotisch – zu einem Mann von besonderer Kaltblütigkeit stilisiert; eine Stilisierung, die im Hypertext ganz und gar fehlt. Besonders auffallend ist dieses Bestreben aber gerade in den Abschnitten des Hypertextes, in denen der ‚Erzähler‘ über seine ‚Abenteuer‘ während des Bombardements der Stadt am 26. berichtet:

Da gab es bey jeder Explosion der jetzt häufige[r,] doch in größerer Entfernung hineinfallenden Granaten ein Jammern und Wehklagen! – Nicht einmal ein Tropfen Wein oder Rum zur Herzstärkung – ein verdammter ängstlicher Aufenthalt – ich schlich leise zur Hinterthür<e> heraus und durch Hintergäßchen zum Schauspieler Keller der auf dem Neumarkt wohnt – wir sahen ganz gemütlich mit einem Glase Wein in der Hand zum Fenster heraus, als eine Granate mitten auf dem Markte niederfiel und platzte – in demselben Augenblick fiel ein Westphälischer Soldat der eben Wasser pumpen wollte, mit zerschmettertem Kopfe todt nieder – und ziemlich weit davon ein anständig gekleideter Bürger – Dieser schien sich aufraffen zu wollen – aber der Leib war ihm aufgerissen, die Gedärme hingen heraus, er fiel todt nieder[*] – noch drey Menschen wurden an der FrauenKirche von derselben Granate hart verwundet – Der Schauspieler K[eller] ließ sein Glas fallen – ich trank das meinige aus und rief: ‚Was ist das Leben! nicht das bißchen glühend Eisen ertragen zu können, schwach ist die menschliche Natur!‘ – Gott erhalte mir die Ruhe und den Muth in LebensGefahr, so übersteht sich alles besser! (TB, S. 274)

Im Laufe der Überarbeitung für die Öffentlichkeit erfuhr also der Text des Tagebuchs eine Reihe von textuellen Stilisierungen, die ziemlich eindeutig die Intention des Diaristen bezeugen. Sein Ziel war, einen Hypertext von ‚literarischem‘ Charakter zu erstellen, dessen Erzähler sich als kaltblütiger und daher als authentischer Beobachter des erzählten Geschehens ausweisen soll. An die Stelle des impliziten Lesers des Tagebuchs tritt im Hypertext eine ‚implizite Öffentlichkeit‘, die mit ‚Literatur‘ – Narrationen und angeblich hautnah erlebten merkwürdigen Details – bedient werden wollte. Für den Versuch, einem solchen Bedürfnis nachzugeben, erwies sich Hoffmanns eher mehr als weniger ‚literarisches‘ Tagebuch als gut geeigneter Hypotext – die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen Tagebuch und ‚Literatur‘ sind und bleiben fließend.

Klaus-Michael Bogdal (Duisburg)

Eliminatorische Normalisierungen. Lebensläufe von ‚Zigeunern‘ in narrativen Texten

„Und was möcht schon Seßhaftwerden nützen.
Die Seßhaften sind zuerst hin.“
(Bert Brecht: Mutter Courage und ihre Kinder)

I.

Dass Zigeuner etwas mit ‚Normalität‘ zu tun haben könnten, darauf ist in der Literatur, in der von ihnen erzählt wird, niemand gekommen. Es ist die Rede von einem Zeitraum von bald 500 Jahren und von einigen Hundert literarischen Werken. Für Zigeuner existiert in der europäischen Literatur eine spezifische Temporalität, die jede Normalitätsvorstellung unterminiert. Man könnte sie als mythische Zeit bezeichnen, welche die historische Zeit aufhebt, wenn das nicht ein Euphemismus für die narrative Präsenz der Zigeuner wäre. Ihr Auftreten ist durch eine zweifache Negation des Gegenwärtigen charakterisiert. Als archaische, vorzivilisatorische Ethnie gehören sie stets der Vergangenheit an, auch wenn sie wie alle ‚Wilden‘ im Hier und Jetzt zu leben scheinen. Ihre Zukunft ist ebenfalls nichts als die Wiederholung des Vergangenen, da sie, um die Terminologie von Levi-Strauss aufzugreifen, als *stationäre* Gesellschaft wahrgenommen werden:

„Wir betrachten [...] jede Kultur als kumulativ, die sich in der gleichen Richtung wie unsere eigene entwickelt, deren Entwicklung für uns also eine *Bedeutung* hat, während die anderen Kulturen uns als stationär erscheinen, nicht immer, weil sie es tatsächlich sind, sondern weil ihre Entwicklungskurve nichts für uns bedeutet, nicht mit den Begriffen unseres eigenen Bezugssystems meßbar ist.“¹

Wenn ihr Leben nicht ‚messbar‘ ist, muss es außerhalb berechenbarer Normalitätsbereiche situiert sein. Das heißt jedoch nicht unbedingt, dass ihre Existenz bedeutungslos ist oder unmarkiert bleibt. Als das ‚Andere‘ kann es sowohl die verborgene Seite des Normalen als auch dessen fragile Konstruktion bedeuten.

Wie kann nun unter solchen Bedingungen der Lebenslauf von Zigeunern in narrativen Texten aussehen? Exzentrisch und unbegreiflich zuallererst. In den zahlreichen Erzählungen und Romanen, die diese Variante wählen, bleibt der

¹ Vgl. Levi-Strauss, Claude: Rasse und Geschichte. In: R. Konersmann (Hg.): Kulturphilosophie. Leipzig 1996, S. 190.

Abstand zu den Fremden gewahrt, es sei denn, sie sollen als ‚wunderbare Besitztümer‘² angeeignet und vorgeführt werden wie z. B. die schöne Zigeunerin aus den böhmischen Wäldern in Eduard Mörikes „Maler Nolten“³ (1832). Wir stoßen hier auf ein merkwürdiges und paradoxes Phänomen. Zigeuner, deren Andersartigkeit als unüberwindbare Grenze gilt, werden dennoch zu Objekten systematischer Normalisierungsstrategien. Diese richten sich auf eine Gruppe, von der man mit Gewissheit annimmt, dass sie den markierten Normalitätsbereich niemals erreichen wird. Deshalb interpretiere ich diese Strategien von ihrem bewusst-unbewusst antizipierten Ergebnis her als ‚zivilisatorischen‘ Umweg zu einer Lizenz zum Töten. Nicht das Fremdbild allein, wie die imagologische Vorurteilsforschung annimmt, bereitet mit seinen negativen Implikationen diesen Weg vor. Die komplexe Konstruktion von ‚Akzeptabilitätsbedingungen‘⁴ der Vernichtung, die Erhöhung des Todesrisikos (Foucault), legitimieren einen Diskurs und eine Praxis, die ich *eliminatory Normalisierung* nennen möchte. Sie ist der prekäre Rahmen für Lebensläufe von Zigeunern. Ihre Biographien sind Geschichten über das Sterben und den Tod.

II.

Solange Zigeuner zu denen zählen, die, als die letzten Nomaden (oder Indianer) Europas, plötzlich erscheinen und genauso unvermutet wieder verschwinden, besteht wenig Veranlassung, sie dem bürgerlichen Leben anzupassen. Wer nicht bleibt, wie die meisten Zigeunergestalten in den Erzählungen des 19. Jahrhunderts, darf vieles sein, Bote aus der Fremde, Zeichen des Wunderbaren, Versucher oder Warner, Helfer in der Not oder Verderber. Entsteht jedoch eine kontinuierliche Präsenz und Nähe, wie sie etwa in Liebesgeschichten häufiger vorkommt, werden stets Normalisierungsprozeduren in Gang gesetzt. Als ‚Wilde‘ leben Zigeuner und Zigeunerinnen wie in Nikolaus Lenaus berühmten Gedicht „Die drei Zigeuner“ ohne eine Maßeinheit für die Zeit: „Dreifach haben sie mir gezeigt, / Wenn das Leben uns nachtet, / Wie man’s verraucht, verschläft, vergeigt / Und es dreimal verachtet“⁵. Nach der Begegnung mit der ‚Zivilisation‘ wird ihr Leben in diesen Erzählungen nahezu ohne Ausnahme durch die Versuche einer

² Greenblatt, Stephen: Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker, Berlin 1994.

³ Mörike, Eduard, Maler Nolten. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hg. v. Herbert G. Göpfert. München 1958, S. 411-806.

⁴ Foucault, Michel: Leben machen und sterben lassen: Die Geburt des Rassismus. In: Diskus 41 (1992), Nr. 1, S.51-58, hier: S. 56.

⁵ Lenau, Nikolaus: Die drei Zigeuner. In: Ders.: Sämtliche Werke. Briefe. Stuttgart 1959, S. 217.

gewaltsamen und raschen Assimilation enorm verkürzt. Mérimées „Carmen“ ist für diese Modellierung eines Lebenslaufs das bekannteste literarische Beispiel aus dem 19. Jahrhundert.⁶ Das Begehren Don Josés erzwingt eine Nähe, der sich Carmen immer wieder entzieht. Ihre wiederholte Weigerung, den Ort ihres Aufenthalts, die ihr zur Verfügung stehende Zeit und den ‚Gebrauch ihrer Lüste‘ kontrollieren zu lassen, legitimiert in einer melodramatisch ausphantasierten und zum ethnologischen Ritual stilisierten Szene ihre Ermordung.

„Wut packte mich. Ich zog mein Messer. Ich wollte, daß sie Angst bekam und mich um Gnade bat, aber diese Frau war ein Dämon. [...] Ich stach zweimal zu. [...] Sie fiel beim zweiten Stich ohne Laut. Immer noch sehe ich ihre großen, schwarzen Augen starr auf mich geheftet; dann wurden sie trübe und schlossen sich.“⁷

Sicher steht Carmen auch für das erotisch Andere. Die Lebensweise einer Zigeunerin, ihre Körpersprache und Körperinszenierung von den schwarzen Haaren über den feurigen Blick bis zu den nackten Füßen (im 19. Jahrhundert stets ein erotisches Highlight) versprechen eine ‚andere‘, in der bürgerlichen Gesellschaft unterdrückte Erotik, zu der Unbedingtheit in der Hingabe und Leidenschaft gehören. Vor allem ist Sexualität nicht an die institutionelle Vorbedingung der Eheschließung und an Wohlanständigkeit und Schicklichkeit gebunden. Doch das enzyklopädische Schlusskapitel, in dem Mérimée das zeitgenössische Wissen über Zigeuner kompiliert hat, belehrt uns, wörtlich genommen, noch eines anderen. Dort entwickelt er, neben den üblichen Spekulationen über Herkunft, Sprache, Physiognomie und Volkscharakter ethno-hygienische Vorstellungen, die den Tod Carmens im Nachhinein als sinnvolle ‚Säuberung‘ erscheinen lassen:

„Sehr jung mögen sie [die spanischen Zigeunerinnen – KMB] für angenehm häßlich gelten, sind sie aber erst einmal Mütter, werden sie widerlich. Die Unsauberkeit beider Geschlechter ist unglaublich, und wer die Haare einer

⁶ Vgl. E. Bronfen, die ‚Carmen‘ allerdings nicht als Zigeunerin wahrnimmt: „Der tragische Konflikt liegt weniger in der Untreue Carmens als in der verschiedenartigen Semantisierung des Wortes Untreue. Carmen versteht darunter Wandelbarkeit, Freiheit, Beweglichkeit, vielseitiges Ausleben der eigenen Lust und Austauschbarkeit der Begierde. José hingegen erträgt die Unsicherheit des Willkürlichen und der Veränderung nicht, will Dauer, festigende Regeln. Carmen soll als begehrtes Objekt seine Welt der dauerhaften Ordnung widerspiegeln. Sie kann diese Forderung aber nur dann erfüllen, wenn sie völlig stetig, völlig unbeweglich, sein Besitz ist. Sie nicht beherrschen zu können, bedeutet für José, daß Carmen mit jeder Bewegung die Stabilität seiner Welt bedroht.“ Bronfen, Elisabeth: Die schöne Leiche. Weiblicher Tod als motivische Konstante von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Moderne. In: R. Berger/I. Stephan (Hg.): Weiblichkeit und Tod in der Literatur. Köln/Wien 1987, S. 104 f.

⁷ Mérimée, Prosper: Carmen. Stuttgart 1963, S. 68 f.

Zigeunertrone nicht gesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen, selbst wenn er sich die größten, fettigsten und staubigsten Pferdehaare vorstellt.”⁸

Carmens Schicksal ist typisch für die Darstellung der ‚Begegnung‘ mit Zigeunern im 19. Jahrhundert, als ein wissenschaftlich autorisiertes Konzept der Beherrschbarkeit und Beherrschung der Fremden bzw. Marginalisierten oder Devianten nur in Ansätzen vorhanden war. Praktiziert wird etwas, das Zygmunt Bauman die Kunst der ‚Nichtbegegnung‘ genannt hat, nämlich ein Set von Techniken, um die Beziehung mit anderen aus der moralischen Verpflichtung zu lösen.⁹ Es handelt sich um moralische Verpflichtungen wie sie das aufklärerische Erziehungsideal dem ‚Wissenden‘ und damit Zivilisierten als Verantwortung gegenüber den Angehörigen einer niedrigeren Zivilisationsstufe (und damit z.B. auch gegenüber den Kindern) auferlegt hatte. Das sind Zigeuner als Nomaden¹⁰ im modernen Europa aus der Sicht aufklärerischer Anthropologen oder liberaler Staatstheoretiker. Ihre Lebensläufe müssten unter diesen Voraussetzungen als Erziehungsgeschichten zu schreiben sein, wie wir sie z.B. über die ‚Wolfskinder‘ kennen. Doch solche Geschichten suchen wir vergebens. In den literarischen Werken des 19. Jahrhunderts entdecken wir nicht mehr als die immer gleichen Berichte über die gescheiterte Disziplinierung zur Soziabilität unfähiger Wesen, die mit dem Scheitern ihr Recht auf Leben verwirken.

III.

Konzepte zur Disziplinierung der ‚Zigeuner‘ (oder zur Assimilierung wie die aufklärerischen Ansiedlungsprojekte Maria Theresias und Joseph II.) sind in besonderem Maße von territorialem Denken geprägt, das durch drei Grundelemente charakterisiert ist:

- (1) Alles auf der Erde Vorgefundene, also auch die Natur und damit der Raum, muss Eigentum von irgendjemand sein.
- (2) Daraus resultiert eine (affektive) Identifikation mit geographischen Gegebenheiten, die seit dem 19. Jahrhundert „Heimat“ genannt werden.
- (3) Schließlich müssen diese beiden noch individuellen und subjektiven Zuschreibungen ‚Eigentum‘ und ‚Heimat‘ durch politische Machtssysteme sanktioniert und garantiert, d. h. geordnet, umgrenzt und kartographiert werden – von der nationalen Grenze bis zum Gartenzaun.

⁸ Ebd., S. 71.

⁹ Bauman, Zygmunt: *Moderne und Ambivalenz*. In: Bielefeld, Uli (Hg.): *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* Hamburg 1991, S. 33.

¹⁰ Vgl. auch Wahrmond, Adolf: *Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft*. München 1887.

In der Moderne ist territoriales Denken eine Normalitätsvorstellung. Unter Normalitätsvorstellungen verstehe ich zunächst *unreflektierte* Identitätsannahmen, die, ohne qualifizierbare Kriterien für Eigenschaften und Handlungen angeben zu können, den *eigenen* Lebensalltag absolut setzen. Keine Gruppe in Europa widerspricht der territorialen Normalitätsvorstellung mehr als die der ‚Zigeuner‘. Die europäischen Nationalstaaten rechneten bei allen ‚Fremden‘ auf ihrem Gebiet stets mit deren ‚Verschwinden‘, bewirkt durch Assimilation, Integration oder Flucht und Vertreibung. Die nomadische Lebensweise der Zigeuner stand diesen Praktiken entgegen. Die Existenz der Zigeuner konfrontierte mit einer Angst auslösenden Forderung: nämlich sich in einem territorial geordneten Raum frei bewegen zu dürfen, ohne sich den Normen und Gesetzen der Gastgesellschaften völlig anzupassen oder deren Kontrolle zu unterwerfen (die eigene archaische Gerichtsbarkeit der Zigeuner ist daher ein ständiges Thema der Literatur). Auf der anderen Seite haben die Zigeuner in ihrer mehr als fünfhundertjährigen Geschichte niemals nationale oder territoriale Ansprüche gestellt. Als Deterritoralisierte (um einen hier ausnahmsweise brauchbaren Begriff von Deleuze/Guattari aufzugreifen) sind sie für jene, die durch enges Territorialdenken geprägt sind, der Prototyp des ‚Anderen‘, dessen Erscheinen ungehemmte Ausgrenzungs- und Vernichtungsphantasien auslöst.

Das war schon bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland im 15. Jahrhundert so. In Sebastian Münsters (1489-1552) weit verbreiteter „Cosmographie“ (1544) lesen wir, was er in guter Gelehrtentradition weitgehend aus der „Sachsenchronik“ (1520) von Albertus Cranzius abgeschrieben hatte:

„Als man zählt vor Christi Geburt 1417 hat man zum ersten in Teutschland gesehen die Zygeuner, ein ungeschaffen, schwarz, wüst und unflätig Volck, das sonderlich gern stiehlt, doch allermeist die Weiber [...] es hat kein Vaterlandt, zeucht also müßig im Landt umbher, ernehret sich mit stelen, lebt wie ein Hund, ist kein Religion bey ihnen [...]. Es ist ein seltzams und wüst Volck, kann vil Spraache und dem Bawersvolck gar beschwerlich.“¹¹

Selbst im 15. Jahrhundert, also lange vor der Entstehung nationaler Territorialstaaten, reagieren die staatlichen Institutionen mit Ausgrenzung auf die Anwesenheit einer Gruppe, die sich ihrer Kontrolle zu entziehen sucht: „sonst ist es gewiß, daß es ein verrucht, Zaubersch, Mörderisch und Diebisch, versoffen Gesind, welches in keinem Land zu dulden, sondern mit äußerstem Ernst zu vertreiben ist.“¹²

¹¹ Zit. n. Avé-Lallement, Friedrich Christian Benedict: *Das deutsche Gaunertum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande*, Erster Teil, Leipzig 1858. S. 29f.

¹² Ebd., S. 32.

Zigeuner werden seit ihrem Auftreten in Europa in der Literatur stets mit dem Problem standesloser Bevölkerungsschichten in Zusammenhang gebracht, also mit jenen bis zur Frühindustrialisierung ständig wachsenden Gruppen sozial Deklassierter und Stigmatisierter, die sich durch „unreine“ Arbeiten, „Künste“, Betteln und Prostitution ihren Lebensunterhalt erkämpfen mussten. In dieser Gruppe finden wir die Zigeuner bei Sebastian Brant, Hans Sachs und Grimmelshausen und noch bei Friedrich Schiller („Verbrecher aus verlorener Ehre“).

Die territoriale Dispersion und die umherschweifende Lebensweise stehen einer administrativen Identifizierung ebenso entgegen wie die unsichere Herkunft. Beides löst auch schon an der Schwelle zur Moderne wissenschaftliche Neugier und Aggression aus. Sie zählen zu jenen, die Foucault in seiner vor kurzem erschienenen Vorlesung „Les anormaux“ als „menschliche Monster“ bezeichnet hat, die sich z. B. durch Praktiken wie Inzest und Kannibalismus von der zivilisierten Menschheit unterscheiden.¹³ In seiner „Geschichte des transalpinischen Daciens“ (1781-82) schreibt Franz Joseph Sulzer:

„Es gibt vielleicht kein Volk unter der Sonne, welches so sehr verabscheuet würde, und verabscheuet zu werden verdiente, und dennoch sich so ausgebreitet hätte; keines, über dessen Ursprung so viel nachgeforschet worden wäre, als dasjenige, welches in Dacien, Ungern, Welschland, Spanien, Teutschland, und in slawischen Ländern unter dem Namen Zigeuner, oder Pharaoner bekannt ist; und in Frankreich, England, und Holland Aegypter und Böhmen genennet wird. Keine Muthmassung ist unversucht geblieben, mit welche man dieses schwarze, schmutzige, räuberische Volk [Sie sehen, dass hier wiederum Seb. Münster als Quelle gedient hat – KMB] aus irgend einem Lande herleiten wollte, dessen Namen von einer von ihnen heutigen Benennung einigermassen gleich käme.“¹⁴

Im 18. Jahrhundert, in dem durch die Manufakturen die Integration der ‚plebejischen‘ Randgruppen in die Produktion beginnt, gehen ‚aufgeklärte‘ Staaten systematisch gegen Devianz und Nomadentum vor. Durch die Kombination von Polizei- und Fürsorgeeinrichtungen entsteht ein Überwachungs- und Strafsystem, das durch den Staat garantieren soll, was der aufgeklärte Bürger als Selbstdisziplin akzeptiert. Diesem System können sich die Zigeuner noch lange entziehen. Ihre Lebensweise, Sprache und innere Sozialorganisation verhindern die Überwachung und damit in letzter Konsequenz die Verbürgerlichung bzw. Proletarisierung. Das unterscheidet sie von den Juden, deren Assimilation zur gleichen Zeit beginnt und mit denen sie zwischen 1770 und 1830 verglichen werden.

¹³ Vgl. Foucault, Michel: *Les anormaux*. Cours au Collège de France. 1974-1975. Paris 1999.

¹⁴ Sulzer, Franz Joseph: *Geschichte des transalpinischen Daciens*. 1. Theil. 3 Bände: Wien 1781-1782, S. 136-147 (= § 23).

Für den neuzeitlichen Staat, der ein nationaler und geschichtsbewusster Ordnungsstaat ist, und für seine leistungsorientierten Bürger avancieren sie in diesem Zeitraum zum Symbol ordnungsloser, unvernünftiger, geschichtsloser, leistungsverweigernder Lebensweise, an der alle Disziplinierungsmaßnahmen scheitern. Daher ist das Interesse an ihnen primär ‚polizeylich‘ motiviert; wir finden ihre Spuren in den kriminologischen Schriften häufiger als in der Literatur.

Im 18. Jahrhundert gelten die Zigeuner für eine kurze Zeit als menschliche Ressource, die für den zivilisatorischen Fortschritt nutzbar gemacht werden müsse (z. B. bei Heinrich Grellmann, dem einflussreichsten Zigeunermforscher aus Göttingen u. Lichtenberg-Kollegen). Ihre Entdeckung als potentielle Arbeitskräfte lässt das wissenschaftliche Interesse sprunghaft anwachsen. Forscher wie Grellmann sammeln systematisch die bisherigen Wissensbestände und ergänzen sie durch empirische Beobachtungen. Eine Aufwertung erfahren die Zigeuner, die bis ins 18. Jahrhundert cum grano salis als orientalischer Verbrecherbund betrachtet wurden, durch die Entdeckung der nur ihnen eigenen, aus Indien stammenden Sprache, das Romanes. Wenn sie damit auch keinen Ort im territorialen Gefüge erhalten, so gibt es jetzt zumindest eine Spur, die auf Ursprung und Herkunft zurückweist. Wer eine eigene Sprache über Jahrhunderte bewahrt hat, ist aus der Sicht aufklärerischer Anthropologie (bei Herder z.B.) kein anormales Monster. Mit der Sprache, die von Sprachhistorikern aufgezeichnet und lexikalisiert wird, ist ein Medium gegeben, das die Homogenisierung und Systematisierung der diffusen und fragmentarischen anthropologischen, ethnologischen, historischen und kriminologischen Daten erleichtert. Zigeuner gelten nun als ein Volk, das auf einer frühen, niedrigen Zivilisationsstufe verharrt, ein Volk ohne Schriftkultur, Religion und Geschichtsbewusstsein, jedoch mit eigenen Gebräuchen, Ritualen, Gesetzen und Formen des Aberglaubens. Die Frage, ob sie deshalb nun auch ‚Menschen‘ im Sinne des aufklärerischen Humanismus sind, wird im wissenschaftlichen Diskurs nicht eindeutig, meist jedoch zuungunsten der Zigeuner beantwortet. Statt dessen werden sie in anthropologische Klassifikationen und Typologien einbezogen (meist am Rande, wie es sich für Marginalisierte gehört), deren Ziel eine Hierarchisierung der Völker ist:

„Die Juden sind Ausländer, die Zigeuner ebenfalls. Schon das Äußere beider Nationen zeigt eine auffallende Übereinstimmung. Man sehe nur das glänzende schwarze Haar und die glänzend schwarzen Augen; sind sie nicht bei dem Zigeuner wie bei dem Juden zu finden? Die dunkle Farbe der Haut, welche wenigstens der Mehrzahl der Abrahamiden eigen ist, könnte für den gleichen Stamm beider Völker sprechen. Auch die übrige äußere Gestalt, der selten hohe Wuchs und der schlanke Körperbau findet sich unter beiden Nationen gleich. Noch mehr in der Lebensweise sehen wir in vielen Stücken eine merkwürdige Übereinstimmung. [...] Am meisten zeigt sich in geistiger Hinsicht eine Harmonie zwischen beiden Völkern, die in Erstaunen setzt. Beide sind, bei guten Anlagen, voller List und Ränke; beide nehmen es mit der Ehrlichkeit nicht so genau. [...]

Scheu vor aller ernsten Arbeit ist ebenfalls ein Charakterzug beider Nationen. Was uns aber noch bestimmen könnte, Zigeuner und Juden für gleichen Gelichters zu halten, ist ihr festes Beharren bei ihren Eigentümlichkeiten.¹⁵

IV.

An dieser Sicht auf die Zigeuner ändert sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts wenig. Erst im letzten Drittel setzt eine erneute, intensivere Beschäftigung mit ihnen ein. Ich würde das vor allem in Deutschland wieder erwachende Interesse als Reaktion auf die Normalisierungsschübe nach der Reichsgründung deuten. Nun deutsche Staatsbürger geworden, werden die Zigeuner systematisch von den neuen zentralen Institutionen erfasst und kontrolliert. Ihre Mobilität, die übrigens von den Arbeitsmigrationen z. B. ins Ruhrgebiet in den Schatten gestellt wird, wird durch die Gewerbeordnung geregelt, sie werden der Meldepflicht unterworfen und einer sog. Heimatgemeinde zugeordnet, die Kinder fallen unter die allgemeine Schulpflicht. Bei Straffälligkeit oder Arbeitslosigkeit gilt für sie die Weisungsbefugnis der Sozialfürsorge. Diese Maßnahmen zur Re-Territorialisierung auf der Grundlage eines modernen Staatsbürgerkonzepts erfordern für ihr administratives Gelingen ein neues Detailwissen, das in diesem Zeitraum von sozial-biologischen Vorstellungen geprägt ist und auf empirisch erhobenen, statistischem Material beruht. Es entsteht die paradoxe Situation, dass das zur *Integration* eruierte Wissen über die Zigeuner als Strategie die *Ausgrenzung* nahelegt. Als nicht erziehbare ‚Wilde‘ mit angeborener krimineller Energie und Tendenz zur Degeneration – so das vorherrschende Bild – drohen sie durch Vermischung ihre zivilisierte Umwelt zu infizieren. Kontrollierbar sind sie nur durch Separierung von der Mehrheitsbevölkerung. So entstehen gleichzeitig mit den Assimilationsmaßnahmen Gegenstrategien, die entweder eugenisch (vor dem I. Weltkrieg die Kindeswegnahme) konzipiert sind und/oder auf eine Ghettoisierung und Internierung hinauslaufen.

In literarischen Texten tauchen seit der Jahrhundertwende immer häufiger Zigeunerfiguren auf, deren Assimilation als Bedrohung der Homogenität und ‚Reinheit‘ dargestellt wird. Schon 1883 glossiert ein Kölner Literat die veränderte Rechtslage folgendermaßen:

„Kommst Zigeuner, saugt hier mit./ Abgezapftes Völkerblut/ Schmeckt den Parasiten gut:/ [...] Was die Herren Hebräer leisten/ Das könnt ihr euch auch erdreisten./ Ohne daß ihr viel riskiert!/ Also vorwärts ungeniert!/ Gastfrei ist die deutsche Erde:/ Bitte, komm' Zigeunerherde! [...]“¹⁶

¹⁵ Tetzner, Theodor: Geschichte der Zigeuner, ihre Herkunft, Natur und Art. Weimar 1835, S. 58 f.

¹⁶ Schwechten, Elmar: An die Zigeuner. Köln 1883. Zit. n. Hehemann, Rainer: Die ‚Bekämpfung des Zigeunerunwesens‘ im Wilhelminischen Deutschland und in der Weimarer Republik 1871-1933, Frankfurt a.M. 1987, S. 128.

In Hermann Löns' Erfolgsroman „Der Wehrwolf“ wird der Dreißigjährige Krieg zu einem Überlebenskampf jener stilisiert, die wegen ihrer Sesshaftigkeit und Eigentumsliebe zu den überlegenen Rassen zählen.

„Was für Völker jetzt im Lande herumstromern! Eine Schande ist, es daß da nichts getan wird! Gaudiebe und Vagelbunde sind beinahe die Herren jetzt. Wenn das so bleibt, kann es noch gut werden.“¹⁷

„Seines Lebens ist man nicht mehr sicher, und dazu kommen noch die Steuern. [...] Ja, das ist wohl so, und das wäre auch noch auszuhalten, aber dann kommen die fremden Völker und legen uns auch noch allerlei Lasten auf, das heißt, wenn sie nicht überhaupt nehmen, was sie kriegen können.“¹⁸

Die Abweisung der Fremden, die als Kriegsoffer durchaus als Gäste hätten akzeptiert werden können, schlägt in territorialen Terror um. Das ‚Einzelschicksal‘ verschwindet hinter dem kollektiven Typus des Eindringlings.

„[F]remde Völker zogen durch, und die Haidbauern mußten mächtig aufpassen, daß sie nicht umgerannt wurden. [...] sie hielten stand, schmissen die Feinde zurück oder bargen die Weibslaut, die Kinder und das Vieh [...] und setzten den Fremden durch Überfallen und Anlauern solange zu, bis sie sich wieder dünne machten.“¹⁹

„[...] wir sollten zusehen, daß wir uns so gut wehren sollten, wie wir irgend können, und alle Hundsfötter, die nicht hergehören, totschießen wie tolle Hunde.“²⁰

Von territorialen Normalitätstsvorstellungen aus wird bei Löns eine gewaltsame Antwort auf die dargestellten Flucht- und Wanderungsbewegungen gegeben. Im „Wehrwolf“ wird die Beschreibung der Zigeuner auf ein Minimum reduziert, obwohl sie als tödliche Bedrohung bezeichnet werden. Man könnte sagen, dass die eliminatorische Tendenz bis in die narrativen Darstellungsmittel (Andeutung, Raffung, Auslassung, Umschreibung) spürbar ist. Die Fremden dürfen in diesem Roman keinen Subjektstatus erlangen. Nicht bei Löns, aber in zahlreichen anderen Prosawerken zwischen 1900 und 1945 werden für Zigeuner stattdessen Zonen des Dunklen: des Wahnsinns, der Kriminalität, des Devianten, der ansteckenden Krankheiten und des Todes entworfen, aus denen sie auftauchen und in die sie wieder gewaltsam zurückgestoßen werden. Für eine Biographie, die es zu erzählen lohnte, gibt es keinen Ort und keine Zeit.

¹⁷ Löns, Hermann: Der Wehrwolf. Jena 1942, S. 25.

¹⁸ Ebd., S. 27.

¹⁹ Ebd., S. 6.

²⁰ Ebd., S. 61.

V.

„Zigeunern“, deren individueller Lebenslauf in den Statistiken der Holocaustopfer verschwunden ist, eine Biographie zurückzugeben, ist das Ziel, das Erich Hackl mit seiner 1989 erschienenen, an Kleists lakonischem Chronikstil geschulten Erzählung „Abschied von Sidonie“ verfolgt. Sie beruht auf einem authentischen Fall und auf umfangreichen Recherchen des Autors. Die Erzählung ist erstens eine Archäologie des Alltagsnormalismus, den sie als eine Figur der doppelten Schließung, der Aus- und Einschließung beschreibt. Sie schreibt zweitens gegen unreflektierte literarische Darstellungsstrategien des Fremden an, ohne in das Gegenteil, die Glorifizierung der Opfer, zu verfallen. Schließlich ist sie die Rekonstruktion eines Lebenslaufs, der ‚Normalbiographie‘ einer Roma, die 1933 geboren wurde.

Die Titelfigur der Erzählung, das Romamädchen Sidonie Adlersburg, wird von ihrer Mutter vor dem Krankenhaus der österreichischen Industriestadt Steyr ausgesetzt. (Sozialer Hintergrund sind die Weltwirtschaftskrise und der latente Bürgerkrieg in Österreich.) Nach einigen Umwegen wird sie als Pflegekind in die Familie eines sozialdemokratischen Parteiaktivisten aufgenommen. Dass sich diese Familie gegen die in Österreich schon vor dem ‚Anschluss‘ einsetzende rassistische Diskriminierung zur Wehr setzt und Sidonie einen den Kindern ihres Milieus vergleichbaren Lebensweg bereitet, ist das Nicht-Normale. Nachbarschaft, Fürsorge und Schule nehmen die Anwesenheit der Fremden in ihrer Mitte solange hin, wie die als anständig geltende Pflegefamilie unangreifbar ist. Die Rassengesetze führen, ohne dass das Kind dazu Anlass gegeben hätte, rasch zu einer Verhaltensänderung seiner Umgebung. Hackl zeichnet emotionslos nach, dass die Differenz im Verhalten der Nachbarn, Fürsorger und Lehrer vor und nach den diskriminatorischen staatlichen Maßnahmen nur minimal ist. Es wird darüber hinaus deutlich, dass die Grenzüberschreitung vom ethnischen Vorurteil zur sozial- und rassenhygienischen Vernichtungspraxis auch deshalb so umstandslos möglich ist, weil die Differenz im Lebensalltag so gering ist. Dennoch: es ist die Differenz zwischen leben lassen und sterben machen (Foucault).

Hackl dokumentiert die Lebensgeschichte Sidonies durch Zitate aus den von ihm aufgefundenen Akten. Und auch das Gefälle zwischen den lokalen Dokumenten, die nichts enthalten, was Institutionen wie die Sozialfürsorge, die Kreispolizeibehörde oder die Schule nicht schon vorher gesammelt hatten, und den zentralen Gesetzen und Verordnungen zur Vernichtung der Sinti und Roma, zeigt, welche Stabilität und Kontinuität Normalitätsvorstellungen garantieren. Die lokalen Behörden beliefern die „Internationale Zentralstelle für die Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ genauso mit den angeforderten spezifischen Daten wie später die von der DFG geförderte rassenhygienische und erbiologische Forschungsstelle, die 30000 Sinti und Roma aktenmäßig erfasst und als „Vollzigeuner“, „Zigeunermischlinge“ usw. kategorisiert. Auch die Kirchen

stellen wie selbstverständlich ihre Taufregister zur Verfügung wie die Wehrmacht die Stammrollen ihrer Frontsoldaten, um ‚Zigeuner‘ zu identifizieren.

Wenn die Flüchtlingsfrau aus dem Sudetenland bei der Begrüßung im Wohnblock ausruft: „Heinz, ich glaub, wir sind unter die Neger gefallen“,²¹ wenn die Nachbarn die Achtjährige als „schwarzes Luder“²² bezeichnen und die ausgebombten Kinder aus Berlin sie ansprechen, so sind das Alltagssymptome eines Zivilisationsbruchs.

Ein 1942 mit einer Nachbarin unternommener Sonntagsausflug Sidonies in die Landeshauptstadt Linz zeigt, dass ein ethnisch gesäuberter Alltag ‚Normalität‘ geworden ist und selbst der Blick von Kindern inquisitorisch auf Rassemerkmale gerichtet ist:

„Mama schau, ein Negerkind! Bist selber ein Neger, sagte Sidonie. Andere Besucher wurden auf sie aufmerksam. Ein älterer Mann begann zu dozieren: Bei uns gib'ts keine Neger. Dank unserm Führer. Der Junge gab nicht nach: Aber wo sie doch schwarz ist. Vielleicht ist sie ein Zigeunermädel, sagte seine Mutter. Jetzt wollte er sich das Mädchen noch einmal genau ansehen. Aber die Stelle, an der er sie eben noch gesehen hatte, war leer.“²³

Vor diesem Hintergrund einer minimalen und dennoch gravierenden Verschiebung der Normalitätsgrenzen wird die Ermordung Sidonies zu einer Angelegenheit, für die im Zusammenspiel der lokalen Institutionen weder die bisherigen Regeln noch die bisherigen Funktionen verändert werden müssen. Obwohl sich – spätestens durch den Widerstand der Pflegefamilie – die Beteiligten der Konsequenz ihrer Handlungen bewusst sind, erledigen sie ihre Aufgabe routinemäßig. Es gelingt ihnen aus ihrer Sicht – was Hackl mit minutiöser, kaum zu ertragender Sachlichkeit protokolliert – die Deportation des inzwischen zehnjährigen Kindes als humanitären Akt zu inszenieren, als Rückkehr Sidonies zu ihrer leiblichen Mutter nämlich. Der Erzähler-Chronist nennt diese Verhaltensweise „Bestialität des Anstands“²⁴. Als die Pflegeeltern sich dem Beschluss, „das Mädchen ohne weitere Verzögerung der leiblichen Mutter zuzuführen“,²⁵ die in einem Sammellager für den Transport nach Auschwitz mit Hilfe der 1935 in Wien angelegten Zigeunerkartei identifiziert wurde, widersetzen, wird ihnen vorgeworfen, dass sie eine normale und natürliche Sache zu verhindern suchen: „Die Fürsorgerin wurde ungehalten. Sidonie kommt zu ihrer Mutter, sagte sie. Da gehört sie auch hin. Was wollen sie denn noch!“²⁶

²¹ Hackl, Erich: Abschied von Sidonie. Erzählung. Zürich 1991 (EA 1989), S. 59.

²² Ebd., S. 75.

²³ Ebd., S. 79.

²⁴ Ebd., S. 93.

²⁵ Ebd., S. 83.

²⁶ Ebd., S. 86.

Hatten die lokalen Institutionen bis zu diesem Zeitpunkt in ihren Berichten von der Integrationsleistung der Pflegeeltern her argumentiert und die Erziehung zu Kontinuität und Berechenbarkeit positiv hervorgehoben, so greifen sie nun verstärkt auf jene Wissensbestände zurück, die die oben erwähnte rassenhygienische Forschungsstelle gesammelt und autorisiert hatte. Die Berichterstattung über die konkrete Familiensituation tritt gegenüber Prognosen wie jener zurück, „daß bei demselben [dem Kind Sidonie – der Vf. KMB] später die zigeunerischen Untugenden und Instinkte zutage treten, da es als Zigeunermischling, wenn nicht als Vollzigeuner (und zwar als Rom-Zigeuner) anzusehen sein dürfte.“²⁷ Anders als die Nachbarn, die Sidonie wegen ihrer dunklen Hautfarbe für eine ‚Negerin‘ halten, folgen die Behörden aus ihrer Sicht keinen Vorurteilen, sondern „wissenschaftlich gesicherten“ Kenntnissen. Die konkreten Informationen und Erfahrungen, die sie aus dem jahrelangen Umgang mit dem ‚Zigeunermädchen‘ als Betreuer, Lehrer und Gemeindeinspektor gewonnen haben, werden in dieser Situation durch De-Individualisierung, Selektion und Klassifizierung ausgelöscht. Durch diese doppelte Bewegung der Übernahme eines autorisierten Wissens und der Negierung eigener Wahrnehmung wird ein Subjekt konstruiert, das man ‚behandeln‘ kann wie jeden anderen administrativen Vorgang. Sidonie wird zu ihrer leiblichen Mutter gebracht und stirbt kurz nach dem Transport nach Auschwitz an Entkräftung.

VI.

„Abschied von Sidonie“ erzählt von einer Erfahrung, von der auch in der autobiographischen Holocaustliteratur von Sinti und Roma immer wieder die Rede ist. Seit der Reichsgründung 1870/71 und verstärkt nach dem I. Weltkrieg haben Zigeuner sich den territorialen Normalitätsvorstellungen angepasst, ihre nomadische Lebensweise aufgegeben, Eigentum erworben und sich z. B. als Soldaten an den gewaltsamen nationalen Konflikten beteiligt. Es war diese Anpassung, die systematische Erfassung und Vernichtung ermöglicht und erleichtert hat, so dass die Schlussfolgerung für das zivile Leben jener Einsicht gleicht, die Brechts „Mutter Courage“ für den permanenten Kriegszustand formuliert hat: „Und was möchte schon Seßhaftwerden nützen. Die Seßhaften sind zuerst hin.“

Werkstatt

²⁷ Ebd., S. 91.

Wolfgang Müller-Funk (Birmingham/Wien)

Kakanien revisited (I) Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur

Hegels Geschichte von Herr und Knecht ist im Hinblick auf das Thema ‚Herrschaft‘ noch immer das einschlägige philosophische Narrativ. Es handelt sich um die klassische (und übrigens unwahrscheinliche) Ursprungserzählung, wie der Herr zum Herr, der Knecht zum Knecht wird. Ohne die Geschichte, die Hegel im Kontext der Abenteuer des Selbstbewusstseins erzählt – ein Stadium in der Autobiographie jenes absoluten Geistes, der seine bescheidenen Anfänge in der sinnlichen Gewissheit hat – ist weder die klassische marxistische Erzählung vom dialektischen Umschlag der Geschichte noch die marxistische Herrschafts- und Klassenanalyse verstehbar. Hegels Analyse der Konstitution des Selbstbewusstseins in der Anerkennung durch den Anderen lässt sich mit einem *cultural materialism* verbinden. Die Verweigerung der Anerkennung kann sozial, aber auch kulturell dimensioniert sein: „Das Selbstbewusstsein ist an und für sich, indem und dadurch, dass es für ein Anderes an und für sich ist; d.h. es ist nur als ein Anerkanntes.“¹

Im Kampf der Hegelschen Selbstbewusstseine, die „noch nicht“ im Kontext bzw. jenseits einer ökonomischen Basis stehen, geht es um Alles oder Nichts, und der Unterlegene tauscht seinen potentiellen Untergang mit der Unterwerfung unter den Anderen. Er arbeitet fortan für den Genuss des Anderen. Dieser wiederum verliert dadurch einen konkreten zentralen Weltbezug in Gestalt der arbeitenden Auseinandersetzung mit ihr. Die Machtverhältnisse kehren sich tendenziell und überaus dialektisch um: So konnte Hegel zum Vordenker der proletarischen Revolution, der Theorie der Entfremdung und der Marxschen Klassenanalyse werden.

Es ist ganz offenkundig, dass weder bei Marx noch bei Hegel symbolische Markierungen, Differenzen oder Codes, bestimmte kulturelle, amalgamierte Diskurse und Erzählungen eine konstitutive Bedeutung haben. Von jedweder kulturellen Differenz wird abgesehen, das Verhältnis von Herr und Knecht darf als universales Prinzip gelten; Symbolisierung kann allenfalls als Ausdruck, als

¹ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes. Hg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1970, S. 145.

Überbau, als Instrument, als funktionales Element von Herrschaft angesehen werden.

Kulturwissenschaft beginnt nun dort, wo Kultur nicht länger als ein reines Überbau-Phänomen angesehen wird, sondern selbst als ein energetisches Moment in der Konstitution von Herrschaft in Erscheinung tritt, wo die Differenzen von Differenzen sichtbar werden. Zwar mag in allen Formen kultureller Differenz – Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion – das Hegelsche Paradigma von Herrschaft untergründig hineinspielen, aber nur der abstrakte, „kulturlose“ Klassenbegriff kann im Gegensatz zum kulturdurchtränkten Begriff der „Nation“ als eine ausschließlich sozioökonomische Kategorie gelten; in ihn ist die Abstraktion kapitalistischer Verhältnisse und generell abstrakter Formen von Herrschaft gleichsam eingebrannt.²

Kulturelle Differenzen hingegen zeichnen sich durch Uneindeutigkeit, Interpretationsbedürftigkeit und durch prinzipielle Dysfunktionalität aus. Die Interpretation³ ist Teil der Verhältnisse zwischen Individuen, Gruppen und Kollektiven. Nationale und antikoniale Befreiungsbewegungen können ähnlich wie die Frauenbewegung politische Asymmetrien im Sinne der Hegel/Marxschen Analysen als ‚Herr und Knecht‘ deuten; und es gibt auch Extrembereiche, in denen das zutrifft: Sklaverei zum Beispiel oder Zwangsprostitution.

Die symbolisch erfundene Entität einer ‚Ethnie‘ ist zum Beispiel kein Subjekt, das einem klar bestimmbareren Herrschaftsverhältnis gegenüber einem anderen kollektiven Abstraktum unterliegt. ‚Die‘ Tschechen waren nicht sensu stricto die Lohnarbeiter der Deutschösterreicher (vielmehr befand sich dort die moderne Industrie), ‚die‘ Slowaken nicht jene der Magyaren; nicht nur unterliegen derlei Entitäten selbst noch einmal der sozialen Hierarchie und Klassenteilung, sondern es besteht vielmehr kein sozial eindeutiges Zuordnungsgefüge: „Ausbeutung“ mag in diesem Prozess eine Rolle spielen, kulturelle Selbstbehauptung aber umso mehr. Es geht um die Frage, wer das Wort ergreift, in welcher Sprache, wer an

² Marx, Karl; Engels, Friedrich: Das kommunistische Manifest. In: Marx-Engels Studienausgabe. Bd. III: Geschichte und Politik 1. Hg. v. Irving Fetscher. Frankfurt a. M. 1966. Bereits das „Kommunistische Manifest“ singt das hohe Lied der Globalisierung. Die damit einhergehende Vernichtung von kulturellem Partikularismus wird dabei ausdrücklich begrüßt: „Die Bourgeoisie hat durch die Exploitation des Weltmarkts die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch (!) gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen.“ (ebd., S. 62) Das Proletariat, so ließe sich sagen, wäre die soziale Klasse in der Geschichte, die keine kulturspezifische symbolische Verankerung mehr kennt.

³ Zur Einführung vgl. Böhme, Hartmut; Scherpe, Klaus R. (Hg.): Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle. Reinbek 1996; Böhme, Hartmut; Matussek, Peter; Müller, Lothar: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek 2000.

welcher Stelle sitzt, wer, wie und wo politische Repräsentanz beanspruchen darf, welche kulturelle Rangordnung im Mit- und Gegeneinander verschiedener Binnenzivilisationen und Binnenkulturen besteht.⁴ Stets lebt der jeweils Andere auf dem Balkan.

Generell besteht also eine Interdependenz zwischen Macht und Herrschaft auf der einen und der Welt der symbolischen Formen auf der anderen Seite. Diskurse wie jene über den Wahnsinn *konstituieren* selbst Herrschaft: sie legitimieren nicht die Ausgrenzung von Menschen, sondern sie erzeugen sie. Insofern greift im Hinblick auf kulturelle Alterität jede Ideologiekritik zu kurz, die den Diskurs über die Geschlechter, über andere Völker, über andere Mentalitäten usw. als funktional begreifen möchte.

In diesem Naheverhältnis von Kultur und Herrschaft ist die zentrale Frage unseres wissenschaftlichen Vorhabens⁵ angelegt: ob sich nämlich die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie (wie auch die Habsburger Monarchie vor 1867) nicht als ein quasi-kolonialer Herrschaftskomplex begreifen lässt.⁶ Wobei der Begriff ‚Kolonialismus‘ zunächst einmal durchaus in Anführungszeichen gesetzt werden darf: Zwischen den Herrschaftsformen der „Meerschäumer“, die kulturelles Neuland betreten, und jener „Landtreter“⁷, die sich als innereuropäische Kolonisatoren begreifen, sind gravierende strukturelle Unterschiede

⁴ Michel Foucaults Konzeption des Diskurses, die von vornherein die Frage von Macht und Herrschaft impliziert, dürfte für den interkulturellen, quasi-kolonialistischen Diskurs einschlägig sein; vgl. auch: Spivak, Gayatri Chakravorty: Can the Subaltern Speak? In: Ashcroft, Bill; Griffiths, Gareth; Tiffin, Helen (Hg.): The Post-colonial Studies Reader. London 1995, S. 24-28.

⁵ Der Arbeitsgruppe ‚Kakanien revisited‘ gehören an: Wolfgang Müller-Funk (Birmingham/Wien), Peter Plener (Wien), Clemens Ruthner (Antwerpen), Amália Kerekes (Budapest), Edit Király (Budapest), Endre Hárs (Szeged) u.a. Weitere Betreuer/innen sind: Moritz Csáky (Wien/Graz), Konstanze Fliedl (Wien), Waltraud Heindl (Wien), Klaus Scherpe (Berlin) u.a. Geplant sind Forschungsprojekte, Tagungen, Publikationen und eine Internet-Plattform. Weitere Informationen dazu unter der Email-Adresse: kakanien@chello.at.

⁶ Im übrigen sei darauf verwiesen, dass in den angelsächsischen ‚Cultural Studies‘ das Binnenverhältnis von England einerseits und Wales, Irland, Schottland andererseits längst im Sinn eines kolonialistischen Paradigmas interpretiert wird. Eine allgemeine Definition gibt Jenny Sharpe, wenn sie schreibt: „I use ‚colonial subject‘ specifically for the Western-educated native in order to emphasize 1) the subject status that a class of natives acquires by acceding to the authority of Western knowledge 2) the restriction of sovereignty to the colonizers alone and 3) the denial of subject status to natives belonging to the subordinate or subaltern class.“ (Sharpe, Jenny: Figures of Colonial Resistance. In: Ashcroft u.a. [Hg.]: The Post-colonial Studies Reader, S. 102.)

⁷ Vgl. Schmitt, Carl: Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung. Köln 1981. Franz Kafka wäre als der Autor zu orten, der die Räumlichkeit des „Landtreters“ (vermessen) zum Thema gemacht hat. Nicht zufällig hat er sich – ähnlich wie übrigens auch Joseph Roth – in seinem „Amerika“-Roman ebenso mit den Phantasien der „Meerschäumer“ beschäftigt.

unübersehbar (Raum vs. Zeit, Außereuropäer vs. Slawen, Dynamik vs. Statik, Freibeutertum vs. Bürokratie, Postkolonialismus vs. nationale Emanzipation).

Da Kolonialismus nicht im Sinne der klassischen marxistischen Ökonomie allein als sozioökonomisches Ausbeutungsverhältnis bestimmbar ist, muss man sich jenen symbolischen Formen zuwenden, in denen Alterität thematisiert ist: Literatur spielt dabei im 19. Jahrhundert als Leitmedium eine prominente Rolle – neben Illustrationen, Bildender Kunst, Photographie, Reportagen, (Welt-)Ausstellungen u.ä.; später sind Film, Werbung, Fernsehen und die Neuen Medien hinzugekommen. Im Falle unseres Untersuchungsgegenstandes lässt sich unschwer zeigen, dass es einen kulturellen Konsens über die kulturelle Asymmetrie gibt, Superioritätsgefühle etwa auf der einen, Ansprüche auf Emanzipation auf der anderen Seite (das gilt übrigens im frühen 19. Jahrhundert auch für das Verhältnis zwischen den französischen „Unterdrückern“ und den sich ihnen gegenüber emanzipierenden Deutschen).⁸

Wie im klassischen Kolonialismus beharren die Herrschaftseliten auf ihrer ‚zivilisatorischen Mission‘: Es ist der österreichische Kaiserstaat, der dem besetzten Territorium Bosnien-Herzegowina Eisenbahnbau, Infrastruktur, Universitäts- und Bibliothekswesen beschert, und es ist der gleiche Staat, der die Würde der slawischen Völker verletzt sowie ihr Recht auf Selbstregierung, Gleichberechtigung und kulturelle Ebenbürtigkeit.

Angesichts der gebotenen Kürze seien abschließend nur drei literarische Beispiele aus der deutsch-österreichischen Literatur zitiert, um diese brisante Relation, in der sich Herrschaftsansprüche und kulturelle Differenzen überkreuzen, probeweise auszumessen:

1. Die Trophäen des Leutnant Melzer in seiner Wiener Wohnung, wobei das Bärenfell Ausdruck einer faszinierenden Wildheit des Anderen (Bosnien) darstellt, das zur Peripherie des eigenen Territoriums geworden ist, auf dem man frei nach Belieben jagen darf: Abenteuer des kolonialen „Landtreters“. Das Kaffeegeschirr samt Teppich wiederum sind Requisiten dessen, was man mit Edward Said als „Orientalismus“⁹ beschreiben kann. Das dominierte Andere verliert nie ganz seine Andersheit und dient als symbolisches Material für Gegenweltlichkeit. Ein bisschen Balkan darf sein – zivilisiert und sublimiert:

⁸ Vgl. Lützel, Paul Michael: Europäische Identität und Multikultur. Tübingen 1997, S. 27-40; Müller-Funk, Wolfgang; Schuh, Franz (Hg.): Nationalismus und Romantik. Wien 1999, S. 25- 55.

⁹ Vgl. Said, Edward: Orientalism. Western Conceptions of the Orient. London 1978, 1991, S. 1-110.

Der Major bereitete zuhause schnell – in alter Übung – türkischen Kaffee in einem getriebenen Kännchen mit langem Stiele. Er benützte ein Service, das er schon in Bosnien besessen hatte. Die lange schmale Mühle, deren Form daher kommt, daß der Araber sie an die Satteltasche geschnallt mit sich führt, die große kupferne Servierplatte mit Ziselierungen, die winzigen Tassen von weißem Porzellan und kupfernen Hältern und die Zuckerdose mit dem aufrechtstehenden Halbmonde über dem Deckel. Dann tat er Ungewohntes. Er stellte die Servierplatte mit dem fertigen Mokka neben das Bärenfell auf den Boden, stopfte einen Tschibuk und streckte sich der Länge nach auf dem Fell aus.¹⁰

2. Die tschechische Geliebte des preußisch strammen „Romantikers“ Pasenow in Brochs „Schlafwandler“-Trilogie (die, wie sollte es anders sein, Ruzena heißt; auch Bozena wäre als Variante möglich): Sie ist im krassen Gegensatz zu der keuschen norddeutschen Adligen Elisabeth Baddensen als die slawische Frau *kath'exochén* ein Ausbund an Sinnlichkeit. Diese Spaltung von ‚Liebe‘ und Sexualität erfährt in kulturell asymmetrischen Beziehungen eine kulturelle Markierung. Immer sind es die Frauen (oder auch die Männer) der anderen ethnischen Entität, die als primär sexuell gelenkt erscheinen. Das Anständige (die Adelsfrau) ist heimisch, das faszinos sexuell Ausgelassene (die Edelprostituierte) findet sich in der Fremde. So ist es das kolonialisierte Fremde, das im Sinn des Freudschen falschen Bewusstseins, der Projektion, zur Leinwand männlicher Sexualphantasien und -realitäten wird. Die Abspaltung des Fremden und jene nahezu klassische ambivalente Haltung gegenüber der Sexualität bedingen einander auf verblüffende Weise.

Trotzdem wollte sich das Leben eines böhmischen Mädchens nicht anders vorstellen lassen als das der Polinnen.... Joachim kam von dem Gefühl nicht los, daß dort alles wild, geduckt, tartarisch vor sich gehen müsse: Ruzena tut ihm leid, obwohl sie sicherlich etwas von einem kleinen geduckten Raubtier spüren läßt, in dessen Kehle der dunkle Schrei steckt, dunkel wie die böhmischen Wälder, und er möchte wissen, ob man mit ihr reden kann wie mit einer Dame, denn alles ist erschreckend und doch verlockend und gibt dem Vater und seinen schmutzigen Absichten irgendwie recht [...]¹¹

Etwas später, nach einem ersten – sprachlich schwül inszenierten – intimen Zusammensein heißt es im Sinn jener preußischen Offiziers-Romantik programmatisch:

¹⁰ Doderer, Heimito von: Die Strudlhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre. München 1953, S. 94.

¹¹ Broch, Hermann: Die Schlafwandler. Eine Romantrilogie. Der erste Roman: 1888. Pasenow oder die Romantik. Kommentierte Werkausgabe. Hg. v. Paul Michael Lützel. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1978, S. 24.

Und mit der vorschriftsmäßigen Haltung, in die er sich mit einem Ruck begab, fiel ihm befreiend ein, daß man bloß ein Wesen aus einer fremden Welt zu lieben vermag. Deshalb durfte er Elisabeth niemals lieben und deshalb mußte Ruzena wohl auch eine Böhmin sein. Liebe heißt, von seiner Welt in die des anderen flüchten, und so hatte er, trotz aller beschämenden Eifersucht, Ruzena in ihrer Welt belassen, damit sie stets aufs neue süß zu ihm sich flüchte.¹²

Die andere, fremde Frau, die Frau aus der räumlichen Ferntiefe, ist botmäßig, als Hure aber auch als Mama, als Geliebte wie als erdschwere Amme: sie ist sozial unterprivilegiert, aber sie wird auch als unterwürfig angesehen, weil sie etwas gibt, das der Herr nicht zu erwidern braucht, der sich nimmt, wenn und wann er es braucht. Ähnliches wie für Brochs Ruzena gilt im übrigen auch für Musils Tonka¹³.

3. Der Kammerdiener aus Ludwig Winders gleichnamigem Text ist ein Hegelianer, der noch nie Hegel gelesen hat und der doch zugleich in seiner Dienstwürdigkeit weiß, dass er sich dadurch Verantwortung für seinen verlotterten Herrn erwirbt (der heruntergekommen nutzlose, dekadente österreichische Aristokrat bei dem linken anti-,kolonialistischen' Winder ist das Gegenstück zum dienstbeflissenen Untergebenen). Aber was er tut, tut er eben nicht auf Grund klar bestimmbarer sozioökonomischer Verhältnisse. Er könnte sich auf und davon machen, Reißaus nehmen vor den entwürdigenden Lebensumständen. Seine Anhänglichkeit ist so irrational wie berechnend. Es gibt keinen vernünftigen Grund zu bleiben. Er verhält sich tatsächlich so wie es bestimmte Genrebilder der amerikanischen Malerei des 19. Jahrhunderts zeichnen: Er ist der respektable, für den Zusammenhalt der persönlichen Herrschaftsordnung mindestens so gewichtige Protagonist wie der Herr:

Der Kammerdiener diente dem Grafen leidenschaftlich gern, er war Kammerdiener aus Leidenschaft. Es gab für ihn kein größeres Glück als das Dienen [...] Er lief seinem Dienst nach, immer gierig, seinem Herrn neue Dienste zu erweisen. Es war sein größter Schmerz, daß er nicht jede Nacht in der Nähe seines Herrn schlafen durfte [...] Wenn der Graf [...] einen angenehmen Tag hinter sich hatte, ungestört von Gläubigern und sonstigen Ärgernissen, ließ er sich herab, nach dem Nachtmahl mit dem Kammerdiener zu plaudern [...] Diese Liebe des Dieners zu seinem Herrn glich der Liebe eines unerschütterlich Gottgläubigen zu seinem Gott, der ihn mit unbegreiflicher Willkür belohnen oder bestrafen, erhöhen oder verderben, mit Segen oder mit Fluch beladen darf, ohne in der Seele des Frommen die leiseste Schwankung hervorzurufen...¹⁴

¹² Ebd., S. 57.

¹³ Musil, Robert: Tonka. In: Gesammelte Werke. Hg. von Adolf Frisé. Bd. II: Prosa und Stücke Kleine Prosa, Aphorismen Autobiographisches Essays und Reden Kritik. Reinbek 1978, S. 270-306.

¹⁴ Winder, Ludwig: Der Kammerdiener. Wien, Darmstadt 1988, S. 15 f.

Zwischen Ferdinand von Saar (und dem Glück des Dieners Fridolin) bzw. Marie von Ebner-Eschenbach und Ludwig Winder ist einige Zeit vergangen. Während dort die Dienstboten noch gleichsam als Kinder auftreten, als Menschen, die im fast klassischen Sinn der Aufklärung bedürfen und mit strenger, autoritativer Liebe traktiert werden müssen, ist dieser Prozess im „Kammerdiener“ bereits abgeschlossen: sein Sohn ist es, der den Sohn des bankrotten Adligen übertrifft. Insofern lässt sich sagen, dass die Bildlichkeit und Gegenbildlichkeit kolonialer wie quasi-kolonialer Herrschaftsformen – ob kritisch oder affirmativ – ihre Intensität aus vormodernen, vorkapitalistischen Verhältnissen beziehen.

Bei Winder, wie übrigens auch bei Ernst Weiss, ist auffällig, dass der ethnische Aspekt des Herr-Knecht-Verhältnisses – ganz im Gegensatz übrigens zu Saar und Ebner-Eschenbach – unterbelichtet bleibt. Nur der Name des Dieners, Anton Toman, erinnert an die tschechische Herkunft des leidenschaftlichen Dieners, dem die Unterordnung längst zur zweiten Natur geworden ist. Erst die symbolische Anerkennung der Unterwerfung im Akt der freiwilligen Unterwürfigkeit macht das spätf feudale Verhältnis (und wahrscheinlich ist auch der Kolonialismus wenigstens seiner Herkunft nach so zu bestimmen) zwischen dem deutsch(sprachigen) Herrn und dem tschechischen Untertanen kulturgeschichtlich komplett.¹⁵ Die Wut auf den Unterdrücker, die mit dem Pathos des anschließenden Emanzipationskampfes (seitens der nachfolgenden Generation) einhergeht, ist immer auch eine Wut, die aus Scham geboren ist – jener Scham, sich der Unterwerfung scheinbar freiwillig gefügt zu haben.¹⁶

¹⁵ Vgl. Robinson, Ronald: Non-European Foundations of European Imperialism (1969/70): „Any new theory must recognize that imperialism is as much a function of its victims' collaboration or non-collaboration [...] as it was of European expansion“ (zit. n. Said, Edward: Culture and Imperialism. London 1993, S. 316).

¹⁶ Vgl. Winder, Ludwig: Die nachgeholten Freuden. Wien, Hamburg 1987, S. 103; Elsa schämt sich für ihren orthodox-jüdischen Vater, der sich dem neuen Herrn im Ort, dem Spekulant Dupic, unterwirft. Sie beschließt den Kampf gegen ihn aufzunehmen und das Joch der Unterdrückung abzuschütteln: „alles, was an Ghetto erinnerte, war ihr verhaßt. Die kleinen niedrigen Häuser in der Judengasse, die sich noch immer duckten wie vor fünfhundert Jahren...“ Elsas Weg ins Freie verläuft über den sozio-ökonomischen Aufstieg und die Heirat mit dem Sohn des Unterdrückers, der seinen Kampf gegen den Vater mit dem ihren verbindet. Vgl. dazu auch: Müller-Funk, Wolfgang: Die grenzenlose Lust an der Macht. Ludwig Winders Lehrstück „Die nachgeholten Freuden“ (1927) als literarisches Lehrstück. In: Vaclavek, Ludvík E. (Hg.): Mährische deutschsprachige Literatur. Eine Bestandsaufnahme. Olmütz 1999, S. 129-147.

Clemens Ruthner (Antwerpen)

Kakanien revisited (II): Für eine „postkoloniale“ Lesart der k.(u.)k. Literatur/en

Die Idee einer ‚postkolonialen‘ Sicht auf die Text- und Bildwelten der Habsburger Monarchie ist nicht wirklich neu.¹ Wir finden sie auch schon bei einer berufenen Zeitzeugin, der bekannten Wiener Kunsthistorikerin Hilde Zaloscer, geboren 1903 als Tochter einer deutschsprachigen jüdischen Bürgerfamilie in Banja Luka. Nach dem Ersten Weltkrieg flüchtet sie mit ihrer Familie nach Wien, 1938 von dort nach Alexandria. In ihrer Autobiographie „Eine Heimkehr gibt es nicht“ (1988) vergleicht sie wiederholt ihre „glücklichen Kindertage [...] auf einem Pulverfaß“² (gemeint ist Bosnien) mit ihrem Exilort in Ägypten, das damals noch de facto unter Kolonialherrschaft stand:

Im Grunde war es die gleiche Konstellation wie in Bosnien vor dem Ersten Weltkrieg. Auch dort hatte eine fremde ethnische Gruppe – in diesem Falle die Österreicher – in einem mit Gewalt angeeigneten Land durch geschickte Politik die Bevölkerung auf einem bildungsmäßig tatsächlich inferioren Status gehalten.³ Viel später, in Ägypten, fand ich mich in der gleichen Lage [...] Auch dort waren – zu Beginn meines Aufenthalts, später sollte sich das ändern – die ‚Eingeborenen‘ als minder angesehen, und wir, die Europäer, gehörten zur Elite.⁴

In das prinzipiell kritische Narrativ Zaloscers mischen sich freilich einige Züge, die ihrerseits charakteristisch sind für den Diskurs kolonialer Herrschaft. So etwa die bis tief ins 20. Jahrhundert wirksame symbolische Zweiteilung der (Alten) Welt in ‚Europa‘ (als Ort einer aufgeklärten Zivilisation) vs. ‚Orient‘ (= Islam),

¹ Gewisse, wenn auch auf Zoll- und Wirtschaftspolitik beschränkte Ansätze in diese Richtung finden sich bereits in der ungarischen Historiographie der Kádár-Zeit, wie etwa bei: Andics, Erzsébet: Metternich und die Frage Ungarns. Aus dem Ung. v. Zoltán Jókai. Budapest 1973; Molnár, Erik: A negyvennyolcas magyar forradalom osztályjellege [Die Klasseneigenart der ungarischen 48er Revolution]. In: ders.: Válogatott tanulmányok. Budapest 1969, S. 186-197.

² Zaloscer, Hilde: Eine Heimkehr gibt es nicht. Ein österreichisches curriculum vitae. Wien 1988, S. 9.

³ Ebd., S. 129.

⁴ Ebd., S. 14.

wie sie Edward Said in seinem Standardwerk „Orientalism“ (1978) erstmals ausführlich dargestellt hat. Bei Zaloscer werden damit der ‚Balkan‘ und Nordafrika nicht nur als das Andere Europas angesehen, sondern sie werden auch als Interessenssphären seiner hegemonialen Ausdehnung einander gleichgesetzt (in beiden Fällen handelt es sich um aufgebene Territorien des Osmanischen Reichs).

Ebenso findet sich zwischen den Zeilen der vorliegenden Autobiographie die an Rousseau erinnernde Auffassung widerspiegelt, die ‚Eingeborenen‘ seien, obschon ‚unterentwickelt‘, so doch gewissermaßen frischer und gesünder, da dem ‚Ursprung‘ noch näher; die herrschende Elite der ‚Österreicher‘ hingegen quasi von Zivilisationsprozess und Herrschaft erschöpft, ja dekadent geworden. Auch das ist eine Form der Differenzierung in den symbolischen Anschauungsformen einer Kultur für das ihr Eigene und Fremde. Max Nordau, Oswald Spengler und andere Degenerationstheoretiker lassen grüßen, wenn es bei Zaloscer heißt: „Man sah es auch nicht gern, wenn ich im Gymnasium lieber mit den Serbinnen zusammen war, die schöne, große, gesunde Geschöpfe [!] waren und nicht so unscheinbar wie Elsa, Lola oder Sophie, die Töchter der Österreicher.“⁵ Freilich ist der Blick einer herrschenden Ethnie zumeist abschätziger als in diesem Zitat.⁶

An anderen Texten wäre wiederum zu beobachten, wie diese Perspektive auch auf das Selbstbild der minder ‚zivilisierten‘ Beherrschten abfärben kann, die entlang *und* entgegen der vorgegebenen Fremd-Stereotypen ihre eigene („hybride“⁷) Identität zu formen trachten.⁸ Der den Beherrschten oft unterstellte Mangel an ‚Zivilisation‘ – positiv gefasst: ihre Zugehörigkeit zu einem ‚jüngeren‘, ‚unverbrauchten‘ Volk – wird bei dieser Suche nach Mythen meist in die nationalistische Utopie des eigenen Hegemonieanspruchs uminterpretiert: Auch das beinhaltet eine kulturwissenschaftliche Beschreibung der Herr-Knecht-Dialektik im kollektiven Gedächtnis Mitteleuropas, wie es sich das von Wolfgang Müller-Funk, Peter Plener und mir initiierte Forschungsvorhaben⁹ mit den Para-

⁵ Ebd., S. 15.

⁶ Vgl. etwa das Tschechen-Kapitel bei Hamann, Brigitte: Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators. München 2001, S. 437 ff.

⁷ Vgl. etwa Bhabha, Homi K.: The Location of Culture. London, New York 1994, S. 112 ff. [Die Verortung der Kultur. Tübingen 2000].

⁸ Während etwa polemisch großdeutsch gesinnte Texte ‚von außen‘ die Magyaren im 19. und frühen 20. Jh. mit ihrer ‚asiatischen‘, d.h. nicht-europäischen Vorgeschichte zu desavouieren suchen, wird diese ‚uralische Herkunft‘ in ungarischen Texten selbst zum Identifikationsangebot, ja zu nationalen Mythen stilisiert. Vgl. dazu Grosser, Cornelia; Pribersky, Andreas u.a.: Genug von Europa. Ein Reisejournal aus Österreich-Ungarn. Wien 1999, S. 98 ff. (zum ‚Nationalcharakter‘) bzw. S. 109 ff. (zum Streit über die ‚Wurzeln der Sprache‘).

⁹ Ein vom Wiener Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung (FWF) bewilligtes Forschungsprojekt wird sich dieses Themas komparatistisch anhand österreichischer und ungarischer Texte annehmen. Vgl. den vorhergehenden Beitrag von W. Müller-Funk, Anm. 5.

metern ‚Herrschaft‘, ‚ethnische Differenzierung‘ und ‚Literarizität‘ unter anderem vorgenommen hat.

Als mögliche Methodologie/n dafür stehen neben Basistexten zur Kulturanthropologie, Imagologie und zum Themenkomplex Erinnern/Gedächtnis insbesondere die ‚Postcolonial Studies‘ zur Verfügung, eine verhältnismäßig junge Strömung innerhalb der Geistes- und Kulturwissenschaften, die sich im Anschluss an die Arbeiten von Edward Said, Homi Bhabha, Gayatri Spivak, Benedict Anderson u.a. etabliert hat.¹⁰ Die im Rahmen dieses Paradigmas entwickelten Problemperspektiven erscheinen gut geeignet, die kulturellen Auswirkungen von (Fremd-)Herrschaft auf die Bilderwelten einer Kultur, ihre ‚imagines‘ und Alltagsmythen, ihre Auto- und Heterostereotypen globaler zu erfassen, als dies bis jetzt der Fall gewesen ist.

Indem sie auch die Nachwirkungen der Fremd-Bestimmung in Staat und Gesellschaft, v.a. aber im kulturellen Gedächtnis im Auge behält, bedeutet die postkoloniale Sichtweise zugleich eine Absage an jede allzu große *Befreiungseuphorie*. Said und seine Nachfolger haben sich keinerlei Illusionen darüber hingegeben, was die Dekolonisation von Afrika und Asien im 20. Jahrhundert betrifft.¹¹ Diese brachte in den meisten Fällen nationalistische Gegengewalt, Fundamentalismus und die Herrschaft autochthoner Eliten mit sich, die zu neuerlicher Unterdrückung, Diktaturen, Grenzkonflikten u.ä. führte. Die ethnische Differenzierung in der Herrschaft blieb großenteils bestehen, wengleich unter verändertem Vorzeichen.

Auch zu diesem Moment verdanken wir dem ‚kontrastiven‘, zwischen Bosnien und Ägypten pendelnden Blick Hilde Zaloscers einige interessante Beobachtungen – wenn die Autorin etwa von der Xenophobie (in Alexandria) schreibt, die von „durch jahrhundertelange Kolonisierung aufgestauten Aggressionen, einem unerträglichen Minderwertigkeitsgefühl [...] und den Problemen einer immer schwieriger werdenden materiellen Lage“¹² herrührt. Über den Machtwechsel in Bosnien nach 1918 heißt es schon vorher:

Die Gedeemühten, die Unterdrückten von gestern waren jetzt die Herren und rächten sich. Österreichs Politik war wie jede Kolonialpolitik, und das trug jetzt Früchte.¹³

Die Sieger von damals haben sich, verglichen mit Siegern, wie wir sie später erleben sollten, verhältnismäßig anständig verhalten, wenn man bedenkt, was die Bosniaken unter der österreichischen Herrschaft alles erleiden mußten.¹⁴

¹⁰ Zur Einführung vgl. neben den bereits von W. Müller-Funk erwähnten Texten: Ghandi, Leila: Postcolonial Theory. A Critical Introduction. Edinburgh 1998.

¹¹ Vgl. dazu etwa Said, Edward: Culture and Imperialism. London 1993, S. 319 ff.

¹² Zaloscer: Eine Heimkehr gibt es nicht, S. 122.

¹³ Ebd., S. 24.

¹⁴ Ebd., S. 32.

Mit Sätzen wie diesen sind wir bei der Selbstzerstörung Mittel- und Südosteuropas im 20. Jh., den diversen Nationalismen und ‚Befreiungsakten‘ angelangt. Bemerkenswert ist die Absage Hilde Zaloscers an den „habsburgischen Mythos“, der – nachdem er von Claudio Magris 1963/66 in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts entdeckt worden war¹⁵ – häufig als retrospektiv-utopischer Gegenentwurf zu nationalistischer und totalitär-kommunistischer Gewalt herhalten musste.¹⁶ Wiewohl Zaloscer ihn als literarische *Darstellungsform* der Selbststilisierung durchaus übernimmt – wenn etwa 1914 die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Kronprinzen buchstäblich in ihre idyllische Klavierstunde hineinplatzt¹⁷ –, wird der Habsburgische Mythos doch als historische *Anschauungsform* verabschiedet. Bosnien erscheint als Ort kakanischer „Kolonialpolitik“, die nicht nur ‚Zivilisation‘ mit sich bringt – Infrastruktur, Verwaltung, Bildungswesen etc. –, sondern auch politische Repression und kulturelle Hegemonie.

Die Anwendbarkeit des Begriffs ‚Kolonialismus‘ auf Phänomene politischer, ökonomischer und kultureller Herrschaft *innerhalb* Europas ist freilich strittig. Ebenso ist eine definitorische Abgrenzung gegenüber dem ideologisch kontaminierten Term ‚Imperialismus‘ nicht immer einleuchtend.¹⁸ Will man nicht von vornherein dem Vorwurf modischer Plakativität verfallen, ist Vorsicht geboten. Zum anderen ist jedoch die historische Gleichzeitigkeit der großen Kolonialreiche wie England und Frankreich mit dem Phänomen des Vielvölkerstaats Österreich-Ungarn in der Moderne kaum zu leugnen. Die nebulöse Dichotomie von Termini wie ‚Imperialismus‘ und ‚Kolonialismus‘ sollte uns daher nicht davon abhalten, bestehende Ähnlichkeiten einer *ethnisch kodierten* Herrschaft in ihren textuellen Niederschlägen interdisziplinär zu sichten.

¹⁵ Magris, Claudio: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Salzburg 1966, ²1988, 3. Aufl. Wien 2000.

¹⁶ Die Konstruktion eines ‚glücklichen gemeinsamen Gestern‘ führte letztlich auch zu den überzogenen Erwartungen der Mitteleuropa-Euphorie in den 80er und 90er Jahren des 20. Jhs.; inzwischen müssen die meisten zentraleuropäischen Staaten um den Zeitpunkt ihres EU-Beitritts bangen und auch Österreich als ‚Herz Europas‘ (so das langjährige Selbstbild) leidet unter einer Identitätskrise.

¹⁷ Zaloscer: Eine Heimkehr gibt es nicht, S. 11.

¹⁸ Selbst bei Edward Said ist diese terminologische Unsicherheit spürbar; lässt er zunächst den Faktor des großen geographischen Abstands, der „überseeischen Distanz“ noch als Unterscheidung gelten, spricht er später auch von einem „white colonialism“ (mit dem er etwa die britische Herrschaft über Irland meint) und verwendet schließlich v.a. „Imperialismus“ als allgemeineren Oberbegriff auch für Phänomene etwa des französischen Kolonialismus in Schwarz-Afrika (vgl. insbes. seine Bücher „Orientalism“ und „Culture and Imperialism“).

Auf diese Weise ließe sich die Balkanexpansion Österreich-Ungarns im späten 19. Jahrhundert auch als geopolitische Ersatzhandlung für nicht existente k.(u.)k. Afrika-Kolonien ansehen, und es wäre zu fragen: Welche mythisch aufgeladenen Klischees vom ‚wildem‘, zivilisationsbedürftigen Balkan bilden den Hintergrund dieser Politik (in Zeitgenossenschaft mit Karl May!), gewissermaßen als ‚kleiner Orientalismus‘ Kakanien (um in der Optik von Edward Said zu bleiben), der die Okkupation diskursiv rechtfertigen soll? Immerhin ist nicht zu übersehen, dass die Besetzung (1878) bzw. Annexion (1908) Bosnien-Herzegowinas als – vergleichsweise friedliche (!) – ‚Parallelaktion‘ zur Okkupation des Kongo-Territoriums durch die belgische Krone stattfindet.¹⁹ Folgt man dieser – zugegeben provokanten Optik – würde sich als Nächstes die Frage stellen, welcher Autor Österreich-Ungarns das kakanische Pendant zu Joseph Conrads Kongo-Roman „Heart of Darkness“²⁰ verfasst hat – jenem literarischen Text, der zu einem der Gründungsdokumente für die ‚Postcolonial Studies‘ innerhalb der Anglistik wurde: Ist es Joseph Roth oder beispielsweise Albert Drach mit „Das große Protokoll gegen Zwetschkenbaum“²¹?

Wirklich fraglich bleibt indes, ob sich diese These eines ‚Binnenkolonialismus‘ auf dem Balkan auch gegenüber den anderen ‚exotischen‘ Peripherien des Habsburger Reiches (wie z.B. Galizien) aufrechterhalten ließe, ja möglicherweise auf alle Formen ‚ethnisch‘ kodierter Herrschaft in Zentraleuropa ebenso wie auf Territorien der anderen europäischen Monarchien (wie z.B. Deutsch-Polen, das Baltikum, Finnland, Irland etc.) auszudehnen wäre. Bevor zu dieser Thematik ausführliche Untersuchungen in den Geschichts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften vorliegen, die über die nötigen Parameter verfügen, könnten ‚Postcolonial Studies‘ auch den philologischen Blick schärfen helfen, was den *kulturellen* Niederschlag von ‚ethnisch‘ kodierter Herrschaft angeht.

Ein brauchbarer Ausgangspunkt für entsprechende Arbeiten läge in jener Grundannahme der angelsächsischen ‚Cultural Studies‘, wonach Kultur als symbolische Ordnung, d.h. als Supersystem von Narrativen und Schauplatz des kollektiven Gedächtnisses auch der Ort ist, wo sich Herrschaft ausdrückt, wo sie festgeschrieben und zugleich konterkariert wird – der Ort, wo in symbolischen Akten ‚um Bedeutung gekämpft wird‘.²² Geht man davon aus, dass der Literatur

¹⁹ Zu den teilweise unvorstellbaren Greueln der belgischen Kongo-Okkupation unter Leopold II. vgl. Hochschild, Adam: Schatten über dem Kongo. Stuttgart 2000.

²⁰ Conrad, Joseph: Heart of Darkness. EA London, Edinburgh 1899. Harmondsworth 1983.

²¹ Drach, Albert: Das große Protokoll gegen Zwetschkenbaum. Roman. München 1989.

²² Zu dieser Kulturdefinition vgl. Schmidt, Siegfried J.: Kognitive Autonomie und soziale Ordnung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1996 (= stw 1128), S. 203 ff.; Böhme, Hartmut u.a.: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek 2000, S. 66 f.; Eagleton, Terry: The Idea of Culture. Oxford, Malden (Mass.) 2000 (= Blackwell Manifestos).

innerhalb der symbolischen Ordnungen einer Kultur bis ins 20. Jahrhundert die Funktion eines Leitmediums zukommt, ist ein weiter fokussierender Ansatz für eine differenziertere Erforschung der k.(u.)k. Bilder- und Vorstellungswelten gewonnen als die Repetition der althergebrachten Kakanien-Klischees vom „Völkerkerker“, vom „Multikulturalismus“ oder vom „habsburgischen Mythos“ bieten.

Ein solches Unterfangen dürfte freilich nicht vor den Sprachgrenzen der sogenannten Nationalliteraturen haltmachen, sondern müsste im Gegenteil den Versuch unternehmen, *alle* Sprachkulturen Österreich-Ungarns auf ihre jeweiligen Selbst- und Fremdbilder hin zu befragen und diese Befunde zu rekontextualisieren; Vorbilder dafür existieren bereits.²³ Eine besondere Funktion käme bei einem solchen Vorhaben dennoch den österreichischen Texten im engeren Sinn zu, unter der Annahme, dass sich hier aus der Perspektive einer *hegemonialen* Literatur zeigen lässt, wie das Fremde bzw. das Andere projizierend entworfen wird, als eine Art oktroyiertes Phantasma (wie dies bereits im vorhergehenden Beitrag skizziert wurde).

Von besonderem Interesse wären neben den von Wolfgang Müller-Funk genannten Beispielen aus der kanonisierten österreichischen Literatur (die sich fortsetzen ließen) vor allem Landeskundewerke wie das „Kronprinzenwerk“²⁴, in denen die Stereotypen der Nationalitäten ethnographisch im Stile eines ‚inneren Exotismus‘ festgeschrieben werden, sowie die sogenannte Unterhaltungsliteratur. Aus diesem Bereich stammen auch zwei meiner abschließenden Textbeispiele:

1. Seit Jahrzehnten gibt es die stillschweigende Übereinkunft, Alfred Kubins einflussreichen Roman „Die andere Seite“ (EA 1908), der von einer Reise in ein geheimnisvolles „Traumreich“ in Asien erzählt, als pure Phantastik abzutun, die Anleihen bei diversen Philosophien und Pseudoreligionen um 1900 genommen hat. Ich schlage dagegen vor, jenes dem Untergang geweihte Land, das von einer mysteriösen Vaterfigur mit dem sprechenden Namen „Patera“ hypnotisch beherrscht wird, als apokalyptische Staatssatire auf die franzisko-josephinische Monarchie zu lesen. Zu deutlich sind die Anspielungen, die Kubin in seinem Text plaziert hat: So wird etwa das „Traumreich“ als „Freistätte für die mit der modernen Kultur Unzufriedenen“ geschildert, da sein Herrscher „einen außer-

²³ Siehe etwa Gauß, Karl-Markus: *Ins unentdeckte Österreich. Nachrufe und Attacken*. Wien 1998. Vgl. dazu meine Rezension: Ruthner, Clemens: ‚Habsburgischer Mythos‘ oder k.(u.)k. ‚(Post-)Kolonialismus‘? Überlegungen anhand neuerer Publikationen zum österreichischen Heimat-Bild. In: *Germanistische Mitteilungen* [Brüssel] 49/1999, S. 98-103.

²⁴ Vgl. Zintzen, Christiane (Hg.): *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Aus dem ‚Kronprinzenwerk‘ des Erzherzog Rudolf. Wien u.a. 1999 (= *Literaturgeschichte in Studien und Quellen* 3).

ordentlich tiefen Willen gegen alles Fortschrittliche“ hegt.²⁵ Der Staat sei „die reinste Komödienobrigkeit“,²⁶ die die Bürger allerdings dazu zwingt, keinerlei Gebrauchsgegenstände und Kleidungsstücke aus der Zeit nach 1860 zu verwenden.²⁷ Die unfreiwillig dystopische Gesellschaft wird solchermaßen im Zustand eines Retro-Biedermeier gehalten; sie ist zwar aus unterschiedlichsten Ethnien zusammengesetzt, Deutsch bleibt jedoch die hegemoniale Verkehrssprache: „Andere Nationalitäten kamen dagegen nicht auf.“²⁸ Die Reihe der Belege ließe sich noch weiter fortsetzen: einer ‚postkolonialen‘ Lesart erschließt sich Kubins Roman als Reise in das Herz der Finsternis kakanischer Phantasmen des Eigenen und des Fremden.

2. Um beim Motiv des Reisens zu verweilen, die eine für unseren Zusammenhang höchst signifikante Bewegung vom Eigenen zum Fremden hin bedeutet: Die k.(u.)k. Monarchie hat einen spezifischen literarischen Typus des ‚Herrenreiters‘ hervorgebracht, der ebenso die Nachfolge von Joseph Conrads Protagonisten Marlow antritt, wenn er auf der Suche nach exotischen Reizen die Landschaft des österreichischen Nahen Ostens taxiert. In diesem Fall handelt es sich um Ungarn, um eine Beschreibung von Roma-Frauen in Alexander Lernet-Holenias Roman „Der Mann im Hut“ (1937), die stark an die latent rassistische Darstellung von Indigenen in Reiseberichten aus Lateinamerika gemahnt:

Sie waren splitternackt, sahen ungeniert her, obwohl ich gleichfalls nichts anhatte, und spritzten mit Wasser nach mir. Sie hatten hängende Busen, rotbraune Haut, und es sah aus, als würden sie vom Baden immer nur noch schmutziger. In den Ohren trugen sie baumelnde Gehänge aus durchbrochenem Silber. Ihre Kinder lausten [!] sich am Ufer.²⁹

Mangelnde Hygiene und Inszenierungen einer Art von weiblicher ‚Gegen-Ejakulation‘: Einmal mehr wird hier das Bild des Fremden – eine beängstigend ‚wilde‘ Weiblichkeit – aus der Sicht eines ‚weißen Herrn‘ mit der Symbolik schmutzigen Wassers³⁰ kolonialistisch wie sexistisch denunziert. Das kultur-imperialistische Konzept des ‚zivilisatorischen Auftrags‘, das Lernet-Holenias Darstellung des habsburgischen ‚ancien régime‘ rezipiert dazu unterlegt ist, formuliert wiederum sein Roman „Die Standarte“ aus der Sicht des Jahres 1934,

²⁵ Kubin, Alfred: *Die andere Seite*. Ein phantastischer Roman. Ausgabe München 1975 (= edition spangenberg), S. 9.

²⁶ Ebd., S. 67.

²⁷ Ebd., S. 18.

²⁸ Ebd., S. 56.

²⁹ Lernet-Holenia, Alexander: *Der Mann im Hut*. Phantastischer Roman. München 1978 (= dtv 1333), S. 26.

³⁰ Ich verweise in diesem Zusammenhang nur andeutungsweise auf Klaus Theweleits Standardwerk „Männerphantasien“ (Frankfurt/M. 1977).

ebenso rückwirkend, dafür mehr als deutlich; dies geschieht zwar in Figurenrede, der Aussage wird jedoch im Verlauf des Romans nicht weiter widersprochen:

Wir, die wir Deutsche (!) sind [...], haben mit unserem Willen, unserer Ehre, unserem Blut eine Gruppe von Völkern, die unvergleichlich größer ist als wir, um uns vereint. Wir haben ihnen alles gegeben, was wir ihnen geben konnten. Das ist die Pflicht der Deutschen. Wir haben sie mündig gemacht. Nun streben sie wieder von uns fort.³¹

3. Das Beispiel Lernet-Holenias zeigt bereits, dass auch die *Nachwirkung* des k.(u.)k. Herrschaftskomplexes, seiner Vorstellungen und Mythen nicht übersehen werden darf. Ich denke hier in weiterer Folge etwa an Ingeborg Bachmanns „Haus Österreich“ („Drei Wege zum See“), die Jugoslawien-Reisen Handkes, die quasi in eine postkoloniale kriegerische Auseinandersetzung hineinführen, oder bestimmte Aussagen Thomas Bernhards, wie etwa jene von 1965: „[...] in fünf Jahrzehnten, in welchen alles revoltiert und in welchen sich alles verändert hat, in welchen aus einem jahrtausendealten Märchen die Wirklichkeit und die Wahrheit geworden ist, fühle ich, wie mir immer noch kälter wird“.³²

4. In diesem Zusammenhang wird auch eine neuerliche (kritische) Auseinandersetzung mit den Thesen von Claudio Magris unumgänglich: Wohl lässt sich nicht leugnen, dass die österreichische Literatur einen ‚habsburgischen Mythos‘ entwickelt hat – doch ist dieser mehr als die Nostalgie einer ehemals (‚ethnischen‘) Elite, die um den Verlust der Hegemonie trauert? Kennen auch die Literaturen der anderen Nachfolgestaaten eine derartige Mythe (als Alternative zum Narrativ der ‚nationalen Befreiung‘), und wenn ja: von wem und in welchem Kontext wird sie geäußert bzw. funktionalisiert? erinnert sei hier an ein Diktum von Benedict Anderson, dem die postkoloniale Nationalismusforschung einiges verdankt:

Am Ende sind es immer die herrschenden Klassen – die Bourgeoisie und vor allem aber die Aristokratie [cf. das Beispiel Lernet-Holenias!; CR] –, die den Kolonialreichen lange nachtrauern, und ihr Leid hat immer theatralische Züge.¹¹

Die Befunde, die eine ‚postkoloniale‘ Österreich-Germanistik so aus ihrem Korpus gewänne, müssten allerdings wie angedeutet mit den Vorstellungswelten der anderen Literaturen der Monarchie zusammengeführt werden, um nicht bloß

³¹ Lernet-Holenia, Alexander: Die Standarte. Roman. 2. Aufl. Wien 1996, S. 94 f.

³² Zit. n. Herzog, Andreas: Vom Studenten der Beobachtung zum Meister der Theatralisierung. Bernhard I bis III. In: Gebesmair, Franz; Pitterschscher, Alfred (Hg.): Bernhard-Tage Ohlsdorf 1994. Materialien. Weitra 1995, S. 99-124, hier S. 105.

³³ Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts. Aus dem Engl. v. Benedikt Burkard und Christoph Münz. Berlin 1998, S. 99.

die Herrschaftslogik des Eigenen und Fremden zu perpetuieren, sondern sie gewissermaßen in einer „komparativen Imagologie“³⁴ gegen den Strich zu lesen. Das hieße auch, die ‚imagines‘ in einer plurizentrischen Fokussierung zu relativieren und mit Daten aus der Sozialgeschichte und Kultursoziologie zu kontextualisieren (ohne freilich nach dem ‚Wahrheitsgehalt‘ der phantasmatischen Selbst- und Fremdbilder zu fragen): Solchermaßen könnten die Wechselwirkungen von Herrschaft, ethnischer Differenzierung und kultureller Vermittlung/Transfers fassbar werden.

Das Ziel wäre nichts weniger als eine kritische Revision der Darstellungsformen der k.(u.)k. Monarchie, in jeder Bedeutung dieses Genitivs. Eine neue Sichtweise, die ebenso nationalismuskritisch operiert, wie sie auch das nostalgische Klischee vom ‚k.(u.)k.-Multikulturalismus‘ kritisch hinterfragt. Dies könnte vielleicht sogar einen Paradigmenwechsel bedeuten, in jedem Fall aber einen Beitrag zu einer sinnvollen kulturwissenschaftlichen Globalisierung von ‚Germanistik‘, die auf diese Weise ihre engen, d.h. willkürlich aufgezogenen nationalstaatlichen und -literarischen Grenzen überdenken kann – und sich zugleich einen alten Traum erfüllt, nämlich einen weiteren Schritt hin zu einer übernationalen Literaturgeschichte der k.(u.)k. Monarchie: ein ‚work in progress‘, zu dem alle konstruktiven Anregungen willkommen sind.³⁵

³⁴ Vgl. dazu Dyserinck, Hugo; Syndram, Karl Ulrich (Hgg.): Europa und das nationale Selbstverständnis. Imagologische Probleme in der Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Bonn 1988 (= Aachener Beiträge zur Komparatistik 8).

³⁵ Seit kurzem steht dafür auch die Internetplattform „Kakanien revisited“ zur Verfügung (<http://www.kakanien.ac.at>).

Sprachwissenschaft

Aufsätze

Heinz Vater (Köln)

Präteritum und Perfekt im deutschen Tempussystem

*Es herrscht zwischen den Linguisten noch keine
Übereinstimmung hinsichtlich der Abgrenzung der
Perfekt- und Imperfektfunktionen.
(Myrkin 1982: 42)*

1. Allgemeines

Seit 1982 sind zahlreiche Arbeiten zum System deutscher Tempora erschienen (vgl. Fabricius-Hansen 1986, Balweg 1988, Ehrich 1992, Leiss 1992, Thieroff 1992, Zeller 1994); das gilt auch speziell für Perfekt und Präteritum (vgl. Latzel 1977a, Hauser-Suida/Hoppe-Beugel 1972, Ehrich/Vater 1989, Klein/Vater 1998, Klein 1999, Musan 1999, von Stechow 1999). Von einer Übereinstimmung in der Abgrenzung der beiden Tempora sind wir jedoch noch weit entfernt.¹

Die Mehrheit der Linguisten nimmt an, dass Tempora sprachliche Mittel zum Ausdruck von Zeitreferenz sind. Unter „Zeitreferenz“ versteht man Bezug sprachlicher Mittel auf Zeitrelationen zwischen Ereignissen. Nach Bull (1968: 4) gibt es zwei Arten der Zeiteinteilung: Die öffentliche Zeit („public time“) beruht auf der metrischen Periodizität von Naturphänomenen (Sonnenauf- und untergang, Drehung der Erde um die Sonne), die persönliche Zeit („personal time“) ist als Einteilung in Intervalle von subjektiv eingeschätzter Dauer zu verstehen. Man kommt im Prinzip mit der Relation „später als“ aus, aus der sich „früher als“ und „gleichzeitig mit“ ableiten lassen.² In unserem System der öffentlichen Zeitmessung, dem Gregorianischen Kalender, sind die Einheiten Tag, Monat und Jahr an kosmischen Ereignissen (Erdumdrehung usw.) orientiert, mit Christi Geburt als Ausgangspunkt.

Bei der persönlichen Zeit geht es um sprachspezifisch definierte Intervalle, deren zeitliche Einordnung für den Sprecher einer anderen Sprache schwer zu lernen sind.³ Zeitmessung beruht auf zeitlicher Lokalisierung von Ereignissen.

¹ In Anlehnung an Thieroff (1999: 142) benutze ich fürs Deutsche und für andere germanische Sprachen, wo „a formal difference between perfective and imperfective past is not made“ den Terminus „Präteritum“, während ein „Imperfekt“ z.B. in den romanischen Sprachen anzusetzen ist, wo es einem Aorist gegenübersteht.

² Die Relation „ t_2 später als t_1 “ (dargestellt als „ $t_2 > t_1$ “) ist identisch mit „ t_1 früher als t_2 “ (das man als „ $t_1 < t_2$ “, aber auch als „ $t_2 > t_1$ “ darstellen kann); „ t_1 simultan mit t_2 “ ist darstellbar als „ $t_1 \neg > t_2$ und $t_2 \neg > t_1$ “ ([t_1 nicht später als t_2] und [t_2 nicht später als t_1]). Dabei bezeichnet „ t_n “ ein Zeitintervall, „ $>$ “ die Relation „später als“, „ $<$ “ die Relation „früher als“, „ \neg “ die Negation.

³ Viele Ausländer verwenden deutsche Ausdrücke der persönlichen Zeit wie *vorhin* und *neulich* falsch: *Vorhin* bedeutet „zu einem Zeitpunkt kurz vor dem gegenwärtigen Sprechakt“, *neulich* „vor dem Sprechakt, nicht am gleichen Tag“.

Comrie (1985) unterscheidet grammatische und lexikalische Mittel für Zeitreferenz. Grammatische Mittel sind Tempora und Aspekte, lexikalische sind Adverbien *jetzt, heute* usw. und Präpositionalphrasen wie *vor drei Tagen* oder *beim Essen*.⁴ „Tempus“ ist eine universale Kategorie mit dem Jetzt als Hauptbezugspunkt (vgl. Bull 1968). Nach Bühler (1934) ist Jetzt ein deiktisches Zeitintervall, zeitlicher Null-Punkt in einem egozentrisch ausgerichteten Koordinatensystem. Reichenbach (1947: 287 ff.), dessen Notierweise von vielen Tempuslinguisten übernommen wurde, behandelt Tempora ebenfalls als Deiktika:

Tempora bestimmen Zeit in Relation zum Sprechereignis, wobei dieses wie auch die anderen als Parameter dienenden Ereignisse als Punkt gesehen wird, als „point of speech“ „S“.⁵ Das Ereignis, das zum Sprechzeitpunkt in Bezug gesetzt wird, findet zu einem Zeitpunkt E („point of event“) statt.⁶ Die drei Relationen „vor“, „gleichzeitig“ und „nach“ lokalisieren ein Ereignis mit Bezug auf S als vergangen, gegenwärtig oder zukünftig. In (01) geht E dem S voraus, in (03) folgt es ihm;⁷ in (02) fallen beide zusammen („E,S“). Nach Reichenbach (1947: 288) ist zumindest beim Plusquamperfekt ein dritter Bezugspunkt „R“ („point of reference“) erforderlich, der zwischen E und S lokalisiert ist. In (04) ist er nicht explizit gegeben, aber durch sprachlichen oder situativen Kontext ermittelbar.

(01a) I saw John.	(01b)	$\begin{array}{c} E \quad S \\ \quad \\ \hline \end{array}$
(02a) I see John.	(02b)	$\begin{array}{c} E,S \\ \\ \hline \end{array}$
(03a) I shall see John.	(03b)	$\begin{array}{c} S \quad E \\ \quad \\ \hline \end{array}$
(04a) I had seen John.	(04b)	$\begin{array}{c} E \quad R \quad S \\ \quad \quad \\ \hline \end{array}$

⁴ Zur Abgrenzung der beiden Kategorien vgl. Vater (1994³: 56 f.).

⁵ Die Auffassung der temporalen Parameter als Punkte ist problematisch (vgl. Vater 1994³). Ereignisse werden auf einer Zeitachse lokalisiert, die an der Zahlengerade orientiert ist. Dabei ist auch damit zu rechnen, dass Ereignisse sich zeitlich überlappen, was nur mit einer gewissen zeitlichen Ausdehnung von Ereignissen erklärbar ist; vgl. Bull (1968: 17): „Events take time to take place“.

⁶ Ereignisse im Sinne von Reichenbach (1947) umfassen neben Vorgängen und Handlungen auch Zustände. In Übereinstimmung mit Ehrlich (1992) verwende ich im Folgenden „Situation“ als Terminus, der „Ereignis“ und „Zustand“ zusammenfasst; Klein (1994) spricht folgerichtig von „time of situation“ (TSit).

⁷ Die *werden*-Konstruktionen sind (zum mindesten in spontaner Sprache) eher als Modalverb-Gefüge zu betrachten denn als Futurtempora (Vater 1975).

Nach Reichenbach (1947: 288 ff.) ist R nicht nur zur Charakterisierung des Plusquamperfekts, sondern zur Beschreibung der Referenzrelationen aller Tempora notwendig. Seitdem ist dieses System auch zur Darstellung der temporalen Relationen im deutschen Tempussystem häufig benutzt worden, meist in leicht abgewandelter oder erweiterter Form, oft mit teilweise anderen Benennungen der Parameter (vgl. z.B. Ehrlich/Vater 1989, Ehrlich 1992, Thieroff 1992, Klein 1994, Vater 1994, Musan 1999). Auch die Tempora anderer Sprachen wurden durch Relationen zwischen S, E und R dargestellt (vgl. diverse Beiträge in Thieroff/Ballweg (Hg.) 1994 und Thieroff 1995).

Nach Fabricius-Hansen (1986: 52) ist R (bei ihr „Evaluationszeit“) entweder durch die Sprechzeit oder durch ein satzinternes Adverbial oder durch die „Kozeit“, d.i. „die Menge aller im vorangehenden Kotext explizit oder implizit erwähnten oder gekennzeichneten Zeitintervalle“ gegeben; vgl. (05a-c):

- (05a) Ich gehe ins Kino.
(Fabricius-Hansen 1986: 57)
- (05b) Anna spielt heute um 12 Uhr Tennis.
(Fabricius-Hansen 1986: 54)
- (05c) (Die Altstadt von Eisleben zeigt bis heute ein mittelalterliches Gesicht. Hier wurde Martin Luther am 10. November 1483 geboren. ...). Ein Zufall führte ihn 62 Jahre später nach Eisleben.
(Fabricius-Hansen 1986: 57)

Im isoliert geäußerten Satz (05a) dient die Sprechzeit als Evaluationszeit. In (05b) legt das satzinterne Temporaladverbial *heute um 12 Uhr* die Evaluationszeit fest.⁸ In (05c) dient die durch den vorangehenden Kotext⁹ eingeführte Kozeit (10. November 1483) als Evaluationszeit.

Viele Linguisten (z.B. Ballweg 1988, Ehrlich/Vater 1989 und Thieroff 1992) nehmen für die Tempora des Deutschen – ganz besonders für Perfekt und Plusquamperfekt – eine temporale und eine aspektuelle Bedeutungskomponente an.¹⁰

Die Reichenbach'schen Parameter ergeben jedoch keine klare Trennung dieser

⁸ Zusätzlich zur Evaluationszeit nimmt Fabricius-Hansen (1986: 53 ff.) noch eine „Betrachtzeit“ an, d.h. eine Zeit, „die im Hinblick darauf betrachtet wird/werden muß, ob eine bestimmte Proposition wahr an ihr ist oder nicht“. Mindestens eine der Funktionen der Betrachtzeit ist, dass sie „die Evaluationszeit eines satzinternen Temporalausdrucks a abgibt“ (ebd, 55); das ist in (05b) der Fall.

⁹ Unter „Kotext“ versteht (Fabricius-Hansen 1986: 57) im Anschluss an Wunderlich (1970) den sprachlichen Kontext.

¹⁰ Fabricius-Hansen (1986) behandelt ausführlich die Interaktion der Aktionsarten mit den Tempora, sagt aber nichts über Aspekte, außer an einer Stelle (S. 260), wo sie sie offenbar mit Aktionsarten gleichsetzt.

beiden Komponenten. Ehrlich/Vater (1989) schlagen daher eine Aufspaltung in eine intrinsische Relation zwischen E und R und eine (verschiebbare) kontextuelle Relation zwischen R und S vor. Die erstere (beim deutschen Perfekt $E < R$) charakterisiert die aspektuelle Komponente, die letztere (R,S) die temporale. Während R beim englischen Perfekt grosso modo simultan mit dem Sprechereignis ist, kann es ihm im Deutschen auch folgen oder vorausgehen (vgl. Ballweg 1988, Thieroff 1992 und Zeller 1994). Problematisch ist auch die Relation zwischen Situationszeit und Sprechzeit. Nach Reichenbachs Analyse des englischen Präteritums müsste die Situationszeit E der Äußerungszeit S vorangehen. Dagegen sprechen nach Klein (1994: 22) Beispiele wie (06a/b):

- (06a) They found John in the bathtub. He was dead.
 (06b) Man fand John in der Badewanne. Er war tot.

Da Tote normalerweise nicht wiederauferstehen, will der Sprecher mit *He was dead* offenbar eine Assertion über die *topic time* (TT) machen, das Zeitintervall der Vergangenheit, wo John gefunden wurde. Drei Zeitintervalle sind also nach Klein (1994) relevant für die temporale Analyse finiter Verbformen:

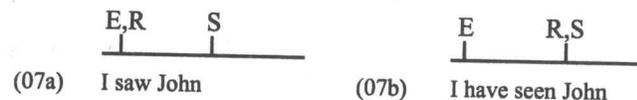
- (a) die Äußerungszeit („time of utterance“) TU, die Reichenbachs S entspricht;
 (b) die Situationszeit TS (bei Klein 1994 „TSit“), die im Prinzip Reichenbachs E entspricht, jedoch je nach dem lexikalischen Gehalt des Verbs mehr oder weniger ausgedehnt sein kann;
 (c) TT („topic time“), eine bestimmte Interpretation von Reichenbachs R, die Zeit, über die der Sprecher etwas assertiert.

Tempus und Aspekt lassen sich mit Hilfe dieser drei Parameter definieren (vgl. Klein 1994: 99): *Tempus* ist eine temporale Relation zwischen TU und TT; TT kann TU vorangehen, folgen oder TU inkludieren. Im Präteritum – vgl. (06) – liegt TT (aber nicht TS) vor TU; im englischen Präsens wird TU von TT inkludiert (wobei nichts über die Grenzen von TT gesagt wird); im englischen Futur liegt TT nach TU. *Aspekt* – oder genauer: *Aspektualität*¹¹ – ist andererseits eine zeitliche Relation zwischen TT und TS. In (06) ist TT ein Subintervall von TS (das auch TU inkludiert). Nach Klein/Vater (1998: 227) ist die aspektuelle Komponente bei allen Tempora des Deutschen invariabel, während die temporale Komponente variabel ist, d.h. jeweils mehrere verschiedene Relationen zulässt.

¹¹ Czarniecki (1998: 10) fasst wie Bondarko (1971) Aspektualität als „funktionell-semantische Kategorie der Sprache“ auf, „die verschiedene morphologische, syntaktische, wortbildende und lexikalische Mittel hat, um den Charakter des Verlaufes bei den Handlungen zu bestimmen.“

2. Das Präteritum

Das Präteritum hat im Englischen und im Deutschen (vgl. Fabricius-Hansen 1986) als wörtliche Bedeutung „Vergangenheit“, d.h. zeitliche Lokalisierung einer Situation vor der Sprechsituation, gleichzeitig mit dem Referenzintervall (E simultan mit R vor S). Das Perfekt dagegen lokalisiert (jedenfalls im Englischen) eine Situation vom Sprechzeitpunkt aus. Präteritum lässt sich als „ $E, R < S$ “ darstellen, Perfekt dagegen als „ $E < R, S$ “ (vgl. 1.2).



Ein relativ einfach zu erklärender Fall von Präteritum-Gebrauch liegt in (08) – Wiederholung von (06b) – vor.

- (08) Man fand John in der Badewanne. Er war tot.

Wie bereits erläutert, schließt die geschilderte Situation (Johns Tod) die Topikzeit (die Zeit des Auffindens von Johns Leiche) ein; TT liegt vor der Äußerungszeit TU: $TS \supset TT/TT$ VOR TU. Genau umgekehrt liegt der Fall in (09):

- (09) Am 20. März 1770 wurde Johann Christian Friedrich Hölderlin in Lauffen am Neckar geboren.
 (Peter Härtling. Hölderlin. Ein Roman. Darmstadt 1983⁶: Luchterhand, 7)

Die explizit genannte Referenzzeit (Topikzeit) ist vergangen; sie liegt vor der Sprechzeit (bzw. der Schreibzeit) und umschließt die verbalisierte Situation (Hölderlins Geburt, die ja wohl nicht den ganzen Tag lang andauerte): $TT \supset TS/TT$ VOR TU. In (10) bildet das (prospektive) Ereignis des Nebensatzes (Claudias bevorstehendes Kommen) das Referenzintervall, auf das die Situation des Hauptsatzes (die Furcht des Sprechers), bezogen ist. Es gilt: TS VOR TT/TT VOR TU.

- (10) Ich fürchtete, daß Claudia jeden Moment kam.
 (Latzel 1977a: 47)

Die im Folgenden illustrierten Präterital-Varianten lassen sich nur schwer oder gar nicht nach dem Reichenbach-Schema erklären, wohl aber nach dem von Klein:

- (11) Als Peter die schlimme Nachricht erhielt, weinte er.
 (12) In Bromberg als kleiner Junge spielte ich am liebsten mit Papiersoldaten.
 (Klemperer, Victor, Jugend um 1900. Berlin 1989: Siedler, 5)

- (13) Hans las, als ich eintrat.
(nach Comrie 1976: 3)¹²

Die Zeitreferenz im Hauptsatz von (11) (wo der Empfang der Nachricht als TT fungiert) ist: TT VOR TS. Entsprechend gilt für den Nebensatz von (11): TT NACH TS; hier dient Peters Weinen als Bezugsereignis TT für den Nachrichteneingang TS. In (12) gilt TT = TS und in (13) – ebenso wie in (09) – TT \supset TS (die Bezugssituation des Lesens umrahmt die Situation des Eintretens). In allen Fällen ist TT VOR TU. Das Präteritum erlaubt demnach alle denkbaren Relationen zwischen TT und TS, während die Relation zwischen TT und TU konstant ist – TT ist immer vor TU – was mit Reichenbachs Annahme „R vor S“ übereinstimmt. Die Zeitrelationen im Präteritum lassen sich folgendermaßen darstellen:

Tab. 1: Wörtliche Bedeutung des Präteritums

Präteritum	TT VARIABLE IN BEZUG AUF TS & TT VOR TU
------------	---

3. Das Perfekt

Nicht jede Konstruktion aus *haben/sein* + Partizip ist als Perfekt zu werten (vgl. die ausführliche Diskussion in Latzel 1977b und Klein/Vater 1998). Die Sätze (14a/b) unterscheiden sich in ihrer Zeitreferenz und Konstituentenstruktur:

- (14a) Das Pferd hat die Fesseln bandagiert.
(Latzel 1977b: 289)
(14b) Das Pferd hat den Knecht gebissen.
(Latzel 1977b: 289)

In (14a) bildet das Partizip *bandagiert* zusammen mit der NP *die Fesseln* ein komplexes Objekt; der Satz hat Gegenwartsbezug. In (14b) umschließt die diskontinuierliche Verbkonstituente *hat ... gebissen* die Objekt-NP *den Knecht* und bildet eine Perfekt-Konstruktion (mit Vergangenheitsbezug).

Innerhalb der analytischen Perfektformen verschiedener Sprachen stellt Comrie (1976: 107) eine gewisse Übereinstimmung in der Grundbedeutung¹³ fest: „The present auxiliary conveys the present meaning, while the past participle conveys

¹² Comrie (1976: 3) führt entsprechende Sätze im Englischen, Russischen und in anderen Sprachen an.

¹³ Die Grundbedeutung (wörtliche Bedeutung) eines sprachlichen Ausdrucks ergibt sich nach Reis (1980) durch Abstraktion aus individuellen Bedeutungen. Man erhält sie, indem man von situativen Merkmalen abstrahiert, die von den jeweiligen individuellen Kontexten beige-steuert werden.

that of past action.“ Gleichzeitig bemerkt Comrie (1976: 107) jedoch einschränkend: „there is a discrepancy between form (which includes both present and past) and meaning (which is often just past).“

Die Interpretation der Perfekt-Bedeutung ist in entscheidendem Maße von theoretischen Annahmen abhängig. Ehrlich/Vater (1989) konstatieren vier verschiedene Ansätze in der Behandlung des deutschen Perfekts:

- Die Tempushypothese (z.B. Admoni 1966) betrachtet das Perfekt im Deutschen als reines Tempus mit der Bedeutung „Vergangenheit“, äquivalent mit der Bedeutung des Präteritums.
- Die Aspekthypothese von Glinz (1970: 149) besagt, dass man das Perfekt „keineswegs einfach als eine ‚Vergangenheit‘ sehen darf, [...] das Wesentliche ist das Moment ‚durchgeführt, vollzogen, abgeschlossen.‘“ Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsbezug bestimmt der Kontext.
- Der Ambiguitätshypothese von Wunderlich (1970) zufolge wird das Perfekt entweder temporal, mit der Bedeutung „Vergangenheit“, oder aspektuell mit der Bedeutung „Vollzug“ oder „Abschluß“ verwendet.
- Nach der Komplexitätshypothese von Ehrlich/Vater (1989) hat das Perfekt eine einheitliche Grundbedeutung, die eine temporale Komponente („Vergangenheit“) mit einer aspektuellen vereint, die ihrerseits durch die Aktionsart des Verbs spezifiziert wird.

Das Perfekt im Englischen kann weniger als im Deutschen und Französischen als reines Vergangenheitstempus aufgefasst werden.

- (15) *Last week, I have read an interesting book.

Im Englischen muss man bei zeitlicher Spezifizierung einer vergangenen Situation das Präteritum benutzen: *Last week, I read an interesting book*. Daraus kann man schließen, dass im Deutschen das Perfekt nicht im gleichen Maße kompositionell ist wie im Englischen.

Das deutsche Perfekt drückt oft – aber nicht immer – ähnliche temporale Relationen aus wie das Präteritum. Die Aktionsart des verwendeten Verbs und der Kontext sind bei der Interpretation von Perfektformen relevant:

Obwohl die Grundbedeutung des Perfekts stets dieselbe ist, wird man das Perfekt von Verben unterschiedlicher Aktionsart unterschiedlich deuten: bei resultativen Verben [...] als Präsensperfekt, bei durativ-nichtresultativen Verben [...] als unbestimmte Vergangenheit und bei nichtdurativ-nichtresultativen Verben [...] als Perfekt der unmittelbaren Vergangenheit. (Ehrlich/Vater 1989: 109 f.)

Die Anwendung von Reichenbach (1947) aufs Deutsche erfordert Revisionen (vgl. Ehrlich 1992: 65). Während das Präsens (das eine Komponente des Perfekts bildet) sich im Englischen immer auf das Sprechzeitintervall bezieht, kann im Deutschen

R nach oder vor S lokalisiert sein oder S inkludieren. So kommt deutsches Perfekt auch mit Zukunftsbezug (vgl. (16)) und „zeitlos“ vor (vgl. (17)):

- (16) Morgen hat Paul alles vergessen.
 (17) Wählbar ist, wer das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat.
 (Grundgesetz, Artikel 38)

Die von Anderson (1982: 228) fürs Englische aufgelisteten Verwendungen (vgl. Tab. 2) treffen auch für das deutsche Perfekt zu; dazu kommen die Zukunfts-Verwendung wie in (16) und die an (17) demonstrierte „zeitlose“ (d.h. S inkludierende) Verwendung.

Tab. 2: Bedeutungsvarianten des Perfekts (Anderson 1982)

a	(Perfekt der) Erfahrung	Bist du jemals in Japan gewesen?
b	Gegenwartsrelevanz	Paul hat Chemie studiert (und ist darin Experte).
c	Resultatzustand	Das Kind ist eingeschlafen (und schläft jetzt).
d	unbestimmte Vergangenheit	Peter hat Klavier gespielt.
e	unmittelbare Vergangenheit	Der Blitz hat eingeschlagen.
f	bis zur Gegenw. reichende Vergangenheit	Paul hat seit drei Jahren nicht geraucht.
g	(Abschluss in der) Zukunft	Morgen hat Paul alles vergessen.
h	„Zeitlosigkeit“	... wer das 25. Lebensjahr vollendet hat.

Die von Ehrich/Vater (1989) spezifizierten drei Gebrauchsweisen des Perfekts (vgl. obiges Zitat) entsprechen in Tabelle 2 den Bedeutungsvarianten c, d und e. Das Erfahrungs-Perfekt lässt sich im Deutschen nicht vom „Gegenwartsrelevanz“-Perfekt unterscheiden: Wenn etwas Erfahrenes die Sprechzeit einschließt, ist es gegenwartsrelevant.

„Gegenwartsrelevanz“ (inklusive unmittelbare Vergangenheit und Resultatzustand) ist wahrscheinlich die wichtigste Bedeutungsvariante, da sie zur Interpretation vieler Perfektsätze herangezogen werden kann.

Allerdings ist „Gegenwartsrelevanz“ kein glücklicher Terminus, da (a) seit langem vergangene Situationen noch in der Gegenwart relevant sein können, (b) unter Umständen allen Tempora (auch wenn sie lange Vergangenes oder gar Zukünftiges bezeichnen) dieses Etikett zukommen könnte. Die von Anderson (1982: 228) mit „hot news“ bzw. „new situation“ benannte Bedeutungskomponente, die ich als „unmittelbare Vergangenheit“ bezeichnen möchte (vgl. Tab. 2, e) bildet sicher den Kern dieser Variante. Hier wird normalerweise im Deutschen das Perfekt verwendet.

Aus den vorangehenden Erörterungen ergibt sich, dass man mit vier Varianten des Perfekts auskommt: Die ersten drei von Anderson (1982) angenommenen

Varianten (a – c in Tab. 2) lassen sich zu einer vereinigen, die man als „Vergangenheit mit Gegenwartsrelevanz“ charakterisieren kann. Da „unbestimmte Vergangenheit“ graduell in „unmittelbare Vergangenheit“ übergeht, lassen sich auch diese beiden Verwendungen zu einer Variante „Vergangenheit“ zusammenfassen.¹⁴ Als dritte Variante ergibt sich „Zukunftsbezug“ (vgl. (16)), als vierte „Zeitlosigkeit“ (vgl. (17)).

Nach Klein/Vater (1998: 227) lässt sich die invariable (aspektuelle) Komponente für das deutsche Perfekt als TT NACH TS charakterisieren. Die Perfekt-Varianten kommen dadurch zustande, dass die temporale Komponente TT VARIABEL IN BEZUG AUF TU (vgl. Klein/Vater 1998: 227) viel Spielraum lässt. Es ergibt sich:

Tab. 3: Deutsches und englisches Perfekt (Klein/Vater 1998: 227)

	aspektuelle Komponente	temporale Komponente
dt. Perfekt	TT NACH TS	TT VARIABEL IN BEZUG AUF TU
engl. Perfekt	TT NACH TS	TT ENTHÄLT TU

Die temporale Relation „TT VARIABEL IN BEZUG AUF TU“ wurde so allgemein formuliert, dass sie alle vorkommenden Fälle erfasst: Die erste Perfekt-Variante betrifft den Gegenwartseinschluss (TT \supset TU). Die zweite Variante bezeichnet (unmittelbare oder unbestimmte) Vergangenheit und lässt sich durch die Formel TT VOR TU charakterisieren, die dritte betrifft Zukunftsbezug (TT NACH TU), die vierte ist zeitlich nicht spezifiziert. Konstant ist offenbar der aspektuelle Teil der Gesamtbedeutung des Perfekts, „TT NACH TS“.

So ist der Satz aus dem Grundgesetz anwendbar auf vergangene Fälle (wenn z.B. überprüft werden soll, ob bei einer Person zehn Jahre vor der Äußerung von (17) Wählbarkeit bestand), auf gegenwärtige und zukünftige Fälle, d.h. für den ganzen Zeitraum, in dem das Grundgesetz gilt. In allen Fällen folgt die Wählbarkeit dem Erreichen des fünfundzwanzigsten Lebensjahrs.

Es zeigt sich jedoch, dass Sätze wie (18a) in ihrer Temporalreferenz (die mit der des entsprechenden Präteritalsatzes identisch ist) nach dem Schema in Tab. 3 schwer interpretierbar sind (vgl. Klein/Vater 1998: 232):

- (18a) Gestern um zehn Uhr hat Peter London verlassen.
 (18b) Gestern um zehn Uhr verließ Peter London.

Der Satz kann nicht so interpretiert werden, dass Peters Abreise aus London vor zehn Uhr erfolgte (TT NACH TS bzw. TS VOR TT), sondern nur so, dass sie um zehn

¹⁴ Auch die „in die Gegenwart hinreichende Vergangenheit“ (vgl. Tab. 2, f) lässt sich wahrscheinlich dieser Variante zuordnen.

Uhr erfolgte.¹⁵ Da auch andere Perfekt-Sätze in dieser Hinsicht problematisch sind – möglicherweise alle, in denen Perfekt durch Präteritum austauschbar ist – muss das in Klein/Vater (1998) erarbeitete Schema modifiziert werden. Als adäquate Deutung erscheint mir eine Festlegung der Relation zwischen TT und TS (die ich aus noch zu diskutierenden Gründen nicht „aspektuell“ nennen will) auf $TS \supset TT$ – bei variabler Relation von TT zu TU –, was mir alle Einzelfälle am besten zu erfassen scheint, auch solche wie (18a) und (19a).

- (19a) Als Peter die schlimme Nachricht erhielt, hat er geweint.
 (19b) Als Peter die schlimme Nachricht erhielt, weinte er. (= (11))

Die Bezugssituation TT für TS (die Zeit, wo Peter weint) ist in (19a) der Empfang der Nachricht, der logischerweise dem Weinen (zum mindesten teilweise) vorausgehen muss.¹⁶ Die Zeitreferenz im Präteritalsatz (19b) ist die gleiche: $TS \supset TT$. Das Präteritum erlaubt daneben noch andere Relationen zwischen TT und TS, wie (08) – (13) zeigen.

4. Grundrelationen und Überlappungsbereiche

Perfekt und Präteritum verhalten sich demnach genau umgekehrt: Während beim Perfekt die Relation zwischen TT und TS konstant und die zwischen TT und TU variabel ist, ist beim Präteritum die Relation zwischen TT und TS variabel und die zwischen TT und TU konstant. Das Plusquamperfekt lässt sich dagegen durch konstante Relationen zwischen TS, TT und TU kennzeichnen, allerdings nicht ganz den Annahmen von Reichenbach (1947) entsprechend (vgl. Tab. 3). Fälle wie (20) sind zwar problematisch, da es so aussieht, als ob das Plusquamperfekt in Verbindung mit *bis* statt „Vorvergangenheit“ eher „Nachvergangenheit“ (den Nachzustand eines Ereignisses) ausdrückt. Nimmt man aber an, dass der Pfarrer noch predigt, während die Gemeinde (oder ein Teil davon) schon eingeschlafen ist, dann gilt auch hier $TS \supset TT$: Die Zeit der Predigt schließt die Zeit des Einschlafens der Gemeinde ein.¹⁷

¹⁵ Anders ist es beim Plusquamperfekt, wo eine systematische Doppeldeutigkeit besteht: In *Peter hatte gestern um zehn Uhr L. verlassen* kann das Adverbial *um zehn Uhr* TT markieren (dann ist P. schon vorher abgereist) oder aber TS (dann erfolgte die Abreise um zehn Uhr); vgl. dazu Fabricius-Hansen (1986).

¹⁶ In (19 a/b) wird nichts darüber ausgesagt, ob Peters Weinen nach dem Nachrichtempfang anhielt.

¹⁷ Genauer: Die Situation des Hauptsatzes (*der Pfarrer predigte*) schließt zeitlich die Nebensatz-Situation ein (eine Zeitspanne, in der die Gemeinde schläft); diese Zeitspanne (TS von *eingeschlafen war*) schließt wiederum TT (das Zeitintervall des Einschlafens ein), so dass für *eingeschlafen war* $TS \supset TT$ gilt. Die Relationen $TS \supset TT$ & TT VOR TU gelten auch für den „Normalfall“ des Plusquamperfektgebrauchs wie in *Als Paul gegangen war, atmete Inge auf*, wo TS („das Gegangensein“), TT (das Weggehen) einschließt.

- (20) Der Pfarrer predigte so lange, bis die Gemeinde eingeschlafen war.
 (Vater 1994: 72)

Tab. 4 Wörtliche Bedeutung von Perfekt, Präteritum und Plusquamperfekt

Perfekt	$TS \supset TT$ & TT VARIABEL IN BEZUG AUF TU
Präteritum	TT VARIABEL IN BEZUG AUF TS & TT VOR TU
Plusquamperfekt	$TS \supset TT$ & TT VOR TU

Danach teilt das Perfekt mit dem Plusquamperfekt die Relation „ $TS \supset TT$ “, während das Präteritum mit dem Plusquamperfekt in der Relation „TT VOR TU“ übereinstimmt. Die Frage nach der Kompositionalität wird bei Klein/Vater (1998) wie auch bei Ehrlich/Vater (1989), Ehrlich (1992) und Musan (1999) so beantwortet, dass sie für alle Tempusformen gilt. Sowohl für das Perfekt als auch für das Plusquamperfekt ist jedoch anzunehmen, dass Kompositionalität nicht so aufzufassen ist, dass eine 1:1-Relation zwischen Form und Bedeutung besteht, d.h. dass das Präsens-Auxiliar Gegenwartsbedeutung vermittelt und das Perfekt-Partizip eine vergangene Situation, wie Comrie (1976: 107) annimmt.¹⁸

Die Frage, ob das Deutsche über Aspekte verfügt, ist unterschiedlich beantwortet worden. Thieroff (1992: 78) nennt das Deutsche eine Sprache „ohne Aspekt-Kategorien“, sieht allerdings die im gesprochenen Deutsch sehr häufig vorkommende „rheinische Verlaufsform“ (vgl. *er war am Essen*) als (sich entwickelnde) progressive Aspekt-Kategorie.

Die neuere Aspektforschung nimmt „Aspektualität“ als semantische Kategorie an (vgl. Anderson 1989, Czarniecki 1998), die nicht morphosyntaktisch (in Aspekten) grammatikalisiert sein muss, sondern sich z.B. in Merkmalen der Tempora niederschlägt. Aspektuelle Merkmale deutscher Tempora nimmt z.B. Leiss (1992) an. Bei Ehrlich/Vater (1989) charakterisiert die intrinsische Relation zwischen E und R die aspektuelle Komponente und die (verschiebbare) kontextuelle Relation zwischen R und S die temporale. Beim deutschen Perfekt ist die intrinsische Relation „ $E < R$ “ und die kontextuelle „ R, S “; durch Verschiebung der kontextuellen Relation ergeben sich „ $R < S$ “ und „ $R > S$ “, die „reine Vergangenheit“ wie in (18) und Abschluss in der Zukunft wie in (17) erklären. Das deutsche Präteritum ist dagegen durch „ E, R “ und „ $R < S$ “ gekennzeichnet.¹⁹ Bei Klein (1994: 121) ist Tempus eine temporale Relation zwischen TU und TT, während Aspekt (oder genauer:

¹⁸ In Klein/Vater (1998) wird eine Zerlegung in die abstrakten Komponenten FIN und INF angenommen.

¹⁹ Ehrlich/Vater (1989) beschränken Verschiebbarkeit der kontextuellen Relation auf den Fall „ R, S “, was wahrscheinlich zu eng ist, wenn man Präteritum in Science Fiction berücksichtigt will (vgl. Kratzer 1978).

Aspektualität) eine zeitliche Relation zwischen TT und TS ist (vgl. Klein 1994: 99). Aspektualität ist im Deutschen im Gegensatz zu den slawischen und romanischen Sprachen nicht grammatikalisiert. In den slawischen Sprachen ist jede (finite oder infinite) Verbform notwendig für perfektiven oder imperfektiven Aspekt markiert. Nach Isačenko (1962: 348) wird eine durch perfektiven Aspekt bezeichnete Situation als ganzheitlich (sozusagen von oben, aus der Vogelperspektive) gesehen, während eine Situation durch imperfektiven Aspekt als gegliedert (sozusagen von innen) gesehen wird. Comrie (1976: 3) gibt folgendes russisches Beispiel:

- (21) Ivan čital, kogda ja vošel.
Ivan las (ipf.), als ich eintrat (pf.).

In deutscher Standardsprache gibt es keine grammatischen Formen für die beiden Aspekte. In (gesprochener) Umgangssprache kann imperfektiver Aspekt in der progressiven Variante (vgl. Comrie 1976) durch die rheinische Verlaufsform ausgedrückt werden:

- (22) Hans war am Lesen, als ich eintrat.

Der von Comrie (1976) angenommene (und von vielen Linguisten angezweifelte) sogenannte „Perfekt-Aspekt“ kann im Deutschen nicht dingfest gemacht werden: Nur das Perfekt resultativer Verben legt (qua Grice'sche Implikatur) einen Nachzustand nahe, wie (23a) im Vergleich zu (23c) zeigt; dazu handelt es sich nicht einmal um eine notwendige Präsupposition, wie die Fortsetzung in (23b) deutlich macht:

- (23a) Paul ist gekommen (und ist jetzt da).
(23b) Paul ist gekommen (und wieder gegangen).
(23c) Paul hat gegrinst/geniest/den Kopf geschüttelt/mit den Augen gezwinkert.

Da ein solcher Nachzustand nur einen möglichen, keinen notwendigen Bestandteil einer Perfekt-Lesart darstellt, ist dieser Nachzustand eindeutig durch die resultative Aktionsart des Verbs und einen entsprechenden Kontext bedingt (vgl. (23a/b)), nicht durch die Bedeutung des Perfekts, und ist schon gar nicht als Aspekt im Deutschen grammatikalisiert.

Unter Berücksichtigung all dieser Erwägungen kann man m.E. für das Standarddeutsche zwar annehmen, dass die Tempora mehrere Bedeutungskomponenten enthalten – die wohl am besten, weil neutralsten, mit Ehrich/Vater (1989) und Ehrich (1992) „intrinsisch“ und „kontextuell“ genannt werden können –, dass man aber keine guten Gründe für eine aspektuelle Deutung einer dieser beiden Komponenten hat, es sei denn, dass man bei allen Verben im Perfekt Nachzustände annimmt, wie Musan (1999: 15) das tut, die annimmt, dass auch nicht-resultative Verben „mit typischen Resultatzuständen assoziiert sein“ können: „Flirten beispielsweise ist oft

mit einem Gefühl des Beschwingt-Seins kurz danach verbunden, während Philosophiebücher-Lesen eher mit dem Gefühl einer nebelhaften Schwere verbunden ist“ (ebd.). Diese Gefühle können eintreten, sind aber keinesfalls vorhersagbar, weder für Perfekt- noch für Präteritumsätze mit den Verben *flirten* und *lesen*. Insofern möchte ich die Frage nach der Komplexität deutscher Tempusformen mit „Ja“ beantworten, die Frage nach einer aspektuellen Komponente jedoch eher mit „Nein“.

Im Deutschen ist Präteritum bei Vergangenheitsbezug oft mit Perfekt austauschbar (vgl. (19) und (25)), nicht jedoch bei einer in der Gegenwart andauernden Situation wie in (23a) (das hier als (24a) wiederholt wird) oder bei Zukunftsbezug wie in (26):²⁰

- (24a) Paul ist gekommen (und ist jetzt da).
(24b) Paul kam (?und ist jetzt da).
(25a) Paul ist (gestern) gekommen und nach Paris weitergereist.
(25b) Paul kam (gestern) und reiste nach Paris weiter.
(26a) Morgen hat Paul alles vergessen. (= (16))
(26b) *Morgen vergaß Paul alles.

Während einige Perfekt-Varianten Austausch durch Präteritum zulassen, ist das bei anderen nicht möglich. Bei der ersten Variante, die mit „Vergangenheit mit Gegenwartsrelevanz“ bezeichnet wurde, besteht dann Austauschbarkeit mit dem Präteritum, wenn der Bezug auf die vergangene Situation (gegenüber den Nachwirkungen in die Gegenwart) im Vordergrund steht (vgl. (25a/b)). Das gilt auch für die Subvariante, die Anderson (1982) „experiential perfect“ („Erfahrungs-Perfekt“) nennt, das ebenfalls mit dem Präteritum konkurriert:

- (27a) Bist du jemals in Japan gewesen?
(27b) Warst du jemals in Japan?

Dass das Perfekt zwar im Defaultfall – das heißt in einem neutralen Kontext²¹ – Gegenwartsrelevanz impliziert, aber auch ohne sie interpretierbar ist, zeigt (24a). Man kann davon ausgehen, dass (24a) ohne vorangehenden und folgenden Kontext (nur mit der von Wunderlich 1976 genannten Identifizierung von Sprecher, Angesprochenem und raumzeitlichen Umständen) so verstanden wird, dass Paul zur Sprechzeit noch anwesend ist. Dass es sich aber hier nur um eine Implikatur

²⁰ In dem oft zitierten Satz aus der Novelle *Die Marquise von O.* von H. v. Kleist „Denn morgen war der gefürchtete Dritte“ ist nicht das Präteritum in die Zukunft transponiert, sondern das Adverb *morgen* in die Vergangenheit.

²¹ „Zum neutralen Kontext gehören Sprecher, Angesprochenener und raumzeitliche Umstände der Äußerung, [...] aber keine Einstellungen von Sprecher und Angesprochenem“ (Wunderlich 1976: 133).

im Sinne von Grice (1975) handelt, nicht um einen notwendigen Bedeutungsbestandteil, zeigt (25a), wo die Fortsetzung des Satzes Anwesenheit des Subjekts ausdrücklich ausschließt. Gerade hier ist dann das Präteritum für das Perfekt einsetzbar, was bei Andauern in der Gegenwart kaum möglich ist, wie (24b) zeigt.

Bei unmittelbarer Vergangenheit („hot news“ nach Anderson 1982: 228) tritt im Deutschen oft Präteritum ein, z.B. in Radioansagen wie (28), wo das Perfekt weniger üblich ist (markiert mit „#“):

(28a) Soeben hörten Sie die 4. Symphonie von Anton Bruckner.

(28b) #Soeben haben Sie die 4. Symphonie von Anton Bruckner gehört.

Hier spielen Verbwahl und regionale Verwendungsweisen eine Rolle: Im südlichen Sprachbereich ist aufgrund des oberdeutschen Präteritumschwundes (vgl. Lindgren 1957) das Präteritum durch das Perfekt ersetzt worden. Im nördlichen Sprachgebiet ist das Präteritum (vor allem im Alltags-Dialog) zwar auch zurückgegangen, aber bei einigen hochfrequenten Verben (*haben, sein, kommen, gehen*, Modalverben) noch sehr gebräuchlich. Unmittelbare Vergangenheit wird im nord- und miteldeutschen Sprachbereich bei diesen Verben durch Präteritum ausgedrückt, im oberdeutschen durch Perfekt.²²

Allerdings scheint das Vorkommen von Temporaladverbialen wie (*so*)*eben, vor wenigen Minuten* und *gerade* beim Präteritum wichtiger zur Markierung unmittelbarer Vergangenheit zu sein als beim Perfekt, das eher ohne solche Adverbiale auskommt. Hier wären eingehendere Untersuchungen notwendig.

Auch unbestimmte Vergangenheit, die, wie dargelegt, nicht streng von unmittelbarer Vergangenheit abgrenzbar ist, kann durch beide Tempora bezeichnet werden, wenn auch sicher in verschiedenen kontextuellen Zusammenhängen:

(29a) Anna hat lange in Köln gelebt.

(29b) Anna lebte lange in Köln.

Anhand von Artikel-Beispielen habe ich in Vater (1979²) die These vertreten, dass es nur da Spielraum für stilistische Differenzierung gibt, wo das Sprachsystem Variation zulässt (d.h. mehrere Formen parat hält). (27) und (28) gehören zu diesen Fällen, wogegen (23a) – als Antwort auf eine Frage wie *Wo ist Paul?* oder *Ist Paul da?* keinen Spielraum lässt, da hier das Präteritum auf Grund seiner wörtlichen Bedeutung und der Opposition zum Perfekt ausgeschlossen ist (vgl. Tab. 4): Es ist auf TT VOR TU festgelegt. Ergänzend ist allerdings festzustellen, dass auch da, wo das grammatische System Spielraum zulässt, z.B. bei der Bezeichnung von Vergangenheit ohne Rücksicht auf ein mögliches Andauern in der Gegenwart, im Deutschen nicht unbegrenzte Variationsfreiheit herrscht. Sehr oft ist im Gespräch

²² Als „Oberdeutsch“ werden Süddeutsch, Schweizerdeutsch und Österreichisch zusammengefasst.

bei Bezeichnung einer (einmaligen) vergangenen Situation nur Perfekt, nicht Präteritum möglich. Diese Erfahrung machte ich im Umgang mit amerikanischen Studenten, die in einem Summer College (vertraglich) gezwungen waren, sechs Wochen lang nur Deutsch, d.h. die von ihnen studierte Sprache, zu sprechen. Hier hörte ich immer wieder morgens Fragen wie (30a), die jeder deutsche Muttersprachler nur im Perfekt (als (30b)) formulieren würde:

(30a) #Schlafst du gut (heute nacht)?

(30b) Hast du gut geschlafen (heute nacht)?

Ein in der Vergangenheit begonnener Prozess oder Zustand, der bis in die Gegenwart reicht, kann im Deutschen durch Präsens oder Perfekt bezeichnet werden:

(31a) Ich warte (schon) eine halbe Stunde auf dich.

(31b) Ich habe (schon) eine halbe Stunde auf dich gewartet.

Der durch die Tempuswahl bewirkte Bedeutungsunterschied lässt sich folgendermaßen erklären (vgl. Vater 1983): Das Präsens bezeichnet das Andauern bis in die Gegenwart hinein (und möglicherweise darüber hinaus); das Perfekt bezeichnet eine bis zum Gegenwartszeitpunkt heranreichende Situation. In (30a) kann der Sprecher fortfahren „und warte immer noch“, in (30b) „jetzt gehe ich“ oder auch „dann bin ich gegangen“; hier ist dann Austausch durch Präteritum möglich: *Ich wartete eine halbe Stunde auf dich*. Bei der futurischen und der zeitlosen Variante des Perfekts ist Austausch mit Präteritum unter keinen Umständen möglich.

5. Zusammenfassung

In Auseinandersetzung mit eigenen und fremden Ansätzen zur Analyse der deutschen Tempora Präteritum und Perfekt (unter gelegentlicher Einbeziehung von Präsens und Plusquamperfekt) bin ich bei der Neuinterpretation von Beispielen zu der Einsicht gelangt, dass die grundlegenden temporalen Relationen, die die wörtliche Bedeutung der Tempora Präteritum und Perfekt ausmachen, zwar am adäquatesten mit dem System von Klein (1994) beschreibbar sind (vgl. auch die Anwendung dieses Systems aufs Deutsche in Klein/Vater 1998), dass sie aber teilweise neu zu definieren sind: Das Präteritum enthält die invariante Relation TT VOR TU bei Variation im Verhältnis von TT ZU TS. Das Perfekt verhält sich genau umgekehrt, indem es die Relation TS \supset TT invariant hält, aber Variabilität im Verhältnis zwischen TT und TU zulässt.²³

²³ Ich habe hier größtenteils in der Tempus-Literatur angeführte Beispiele herangezogen, habe aber auch eigene Text-Analysen (in Vater 1996, 1997) durchgeführt, die die hier dargebotenen Ergebnisse bestätigen.

Tab. 5 Wörtliche Bedeutung von Präteritum und Perfekt

Präteritum	TT VARIABEL IN BEZUG AUF TS & TT VOR TU
Perfekt	TS \supset TT VARIABEL IN BEZUG AUF TU

Literatur

- Abraham, Werner/Janssen, Theo (Hg.) 1989: Tempus – Aspekt – Modus. Die lexikalischen und grammatischen Formen in den germanischen Sprachen. Tübingen.
- Admoni, Wladimir 1966: Der deutsche Sprachbau. Moskau, Leningrad.
- Anderson, Lloyd 1982: The ‚Perfect‘ as a Universal and as a Language-Particular Category. In: Hopper, Paul (Hg.): 227-264.
- Ballweg, Joachim 1988: Die Semantik der deutschen Tempusformen. Düsseldorf.
- Bondarko, Alexander V. 1971: Vid i vremja russkogo glagola. Moskva.
- Bull, William 1968: Time, Tense, and the Verb. Berkeley/Los Angeles.
- Czarnecki, Tomasz 1998: Aspektualität im Polnischen und Deutschen. Bedeutungen und Formen in einer konfrontativen Übersicht. Gdańsk.
- Comrie, Bernard 1976: Aspect. Cambridge.
- Comrie, Bernard 1985: Tense. Cambridge.
- Ehrich, Veronika 1992: Hier und Jetzt. Tübingen.
- Ehrich, Veronika/Vater, Heinz 1989: Das Perfekt im Dänischen und im Deutschen. In: Abraham, W./Janssen, Th. (Hg.): 103-132.
- Fabricius-Hansen, Cathrine 1986: Tempus fugit. Düsseldorf.
- Fabricius-Hansen, Cathrine 1991: Tempus. In: Stechow, A.v./Wunderlich, D. (Hg.): 722-748.
- Fabricius-Hansen, Cathrine 1999: >Moody time<. Indikativ und Konjunktiv im deutschen Tempussystem. In: Klein, W./Musan, R. (Hg.): 119-146.
- Hauser-Suida, Ulrike/Hoppe-Beugel, Gabriele 1972: Die Vergangenheitstempora in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. München.
- Hennig, Mathilde 2000: Tempus und Temporalität in geschriebenen und gesprochenen Texten. Tübingen.
- Hopper, Paul J. (Hg.) 1982: Tense – aspect: Between semantics and pragmatics. Amsterdam.
- Isačenko, Alexander 1962: Die russische Sprache der Gegenwart. Teil I: Formenlehre. Halle.
- Klein, Wolfgang 1994: Time in language. London.
- Klein, Wolfgang 1999: Wie sich das deutsche Perfekt zusammensetzt. In: Klein, W./Musan, R. (Hg.), 52-85.
- Klein, Wolfgang/Musan, Renate (Hg.) 1999: Das deutsche Perfekt. Stuttgart, Weimar.
- Klein, Wolfgang/Vater, Heinz 1998: The Perfect in English and German. In: Kulikov, L./Vater, H. (Hg.): Typology of Verbal Categories. Papers presented to Vladimir Nedjalkov on the occasion of his 70th birthday. Tübingen, 215-235.
- Kratzer, Angelika 1978: Semantik der Rede. Königstein.
- Latzel, Sigbert 1977a: Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. München.
- Latzel, Sigbert 1977b: HABEN + Partizip und ähnliche Verbindungen. In: Deutsche Sprache 1977, 289-312.

- Leiss, Elisabeth 1992: Die Verbalkategorien des Deutschen. Berlin, New York.
- Lindgren, Kai 1957: Über den oberdeutschen Präteritumschwund. Helsinki.
- Musan, Renate 1999: Die Lesarten des Perfekts. In: Klein, W.; Musan, R. (Hg.): 6-51.
- Myrkin, Viktor J. 1982: Sind die Leistungen von Perfekt und Imperfekt prinzipiell unterschiedlich? In: Deutsch als Fremdsprache 19, 42-45.
- Reichenbach, Hans 1947: Elements of Symbolic Logic. New York.
- Reis, Marga 1980: Grundbegriffe der Semantik. Arbeitspapier Universität Köln, Institut für deutsche Sprache und Literatur.
- Stechow, Arnim von 1999: Eine erweiterte ExtendedNow-Theorie für Perfekt und Futur. In: Klein; Musan (Hg.): 86-118.
- Stechow, Arnim von/Wunderlich, Dieter (Hg.) 1991: Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin, New York.
- Thieroff, Rolf 1992: Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz. Tübingen.
- Thieroff, Rolf 1999: Preterites and imperfects in the languages of Europe. In: Abraham, W./Kulikov, L. (Hg.): Tense-aspect, transitivity and causativity. Essays in honour of Vladimir Nedjalkov. Amsterdam, 141-161.
- Vater, Heinz 1963/1979: Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch. 2. Aufl. Tübingen.
- Vater, Heinz 1975: Werden als Modalverb. In: Calbert, J./Vater, H.: Aspekte der Modalität. Tübingen, 71-148.
- Vater, Heinz 1983: Zum deutschen Tempussystem. In: Askedal, J. O. et al. (Hg.): Festschrift für Laurits Saltveit zum 70. Geburtstag am 31. Dez. 1983. Oslo, 201-214.
- Vater, Heinz 1994: Einführung in die Zeit-Linguistik. 3. Aufl. Hürth.
- Vater, Heinz 1996: Textuelle Funktionen von Tempora. In: Harras, G./Bierwisch, M. (Hg.): Wenn die Semantik arbeitet. Klaus Baumgärtner zum 65. Geburtstag. Tübingen, 237-255.
- Vater, Heinz (Hg.) 1997: Zu Tempus und Modus im Deutschen. Trier.
- Vendler, Zeno 1957: Verbs and Times. In: Philosophical Review 66, 143-160. Wieder in: Vendler, Z. (Hg.) 1967: Linguistics in Philosophy. Ithaca/London, 97-121.
- Vennemann, Theo 1987: Tempora und Zeitrelation im Standarddeutschen. In: Sprachwissenschaft 12, 234-249.
- Weinrich, Harald 1970: Zur Textlinguistik der Tempusübergänge. In: Linguistik und Didaktik 3, 222-227.
- Wunderlich, Dieter 1970: Tempus und Zeitreferenz im Deutschen. München.
- Wunderlich, Dieter 1976: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt.
- Zeller, Joachim 1994: Die Syntax des Tempus. Opladen.

Reinhard Fiehler (Mannheim)

Gesprochene Sprache – gibt's die?

1. Einleitung

Um es gleich vorwegzunehmen: Auch wenn der Titel¹ es vielleicht vermuten lässt, werde ich hier natürlich nicht so tollkühn sein zu behaupten, dass es keine mündliche Verständigung bzw. gesprochene Sprache gibt. Ich werde mich hüten, der Pragmatik und der Gesprächsforschung ihren zentralen Gegenstand und ihr Arbeitsfeld entziehen zu wollen. Mein Interesse ist anderer Natur: Ich möchte mich fragen, wie sinnvoll und substantiell eine Kategorie wie ‚gesprochene Sprache‘ ist, für welche Zwecke sie brauchbar war und ist und für welche nicht. Dabei wird auch zu fragen sein, in welchen Zusammenhängen sie verwendet wird. Es fällt sicher nicht schwer, schon diesen ersten Worten eine gewisse Skepsis gegenüber der Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ zu entnehmen. Was ich statt dessen propagieren möchte, ist das Konzept kommunikativer Praktiken, das ich im Laufe der Argumentation verdeutlichen werde.

Zunächst werde ich in Abschnitt 2 einige Stationen in der Karriere des Konzepts ‚gesprochene Sprache‘ nachzeichnen, um dann in Abschnitt 3 die vielfältigen Erscheinungsformen mündlicher Kommunikation zu verdeutlichen und das Konzept der kommunikativen Praktiken vorzustellen. Abschnitt 4 beschreibt, welche Abstraktionen und Idealisierungen notwendig sind, um angesichts der Vielfalt kommunikativer Praktiken zu einer Vorstellung von Einheitlichkeit gesprochener Sprache zu gelangen. Die Ergebnisse der Überlegungen werden in Abschnitt 5 in Form von Thesen zusammengefasst.

2. Die Karriere des Konzepts ‚gesprochene Sprache‘

Konzepte wie ‚gesprochene Sprache‘ und ‚geschriebene Sprache‘ bzw. ‚Mündlichkeit‘ und ‚Schriftlichkeit‘ sind in der Sprachwissenschaft ganz geläufige Unterscheidungen. Wenn sie nicht generell und allgemein ‚Sprache‘ untersucht, ist dies eine der ersten und fundamentalen Differenzierungen, mit der Erscheinungsformen

¹ Diesem Text liegt ein Vortrag zugrunde, den ich am 23. Februar 1999 beim 3. Arbeitstreffen des Arbeitskreises Linguistische Pragmatik (ALP) in Konstanz gehalten habe.

von Sprache unterschieden werden. Die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache sitzt fest in unseren Köpfen. Alltagsweltlich ist sie als Unterscheidung von Sprechen und Schreiben präsent. In der Wissenschaft war sie in den letzten Jahrzehnten Ausgangspunkt für vielfältige theoretische Bemühungen um diese Differenz, wie für zahlreiche Versuche, mal mehr, mal weniger empirisch gestützt, Unterschiede zwischen ihnen herauszuarbeiten (vgl. u. a. Coulmas (1985), Klein (1985), Ehlich (1994), Quasthoff (1995), Schwitalla (1997)).

Terminologisch gibt es viele Varianten, die auf diese Unterscheidung zielen: gesprochene und geschriebene Sprache, Mündlichkeit und Schriftlichkeit, gesprochen-sprachliche und geschriebensprachliche Kommunikation, mündliche und schriftliche Verständigung, Diskurs und Text, Rede und Schrift, Sprechen und Schreiben etc.

Wie alle zentralen Begriffe einer Disziplin hat dabei auch der Begriff ‚gesprochene Sprache‘ verschiedene Lesarten und wird in unterschiedlichen Bedeutungen verwendet:

- Mündliche Verständigung in ihrer Gesamtheit im Gegensatz zu anderen Verständigungsformen, insbesondere der schriftlichen (Beispiel für diese Verwendung: *Gesprochene und geschriebene Sprache haben unterschiedliche Domänen.*)
- Gesprochene Realisierung einer als medienunabhängig existierend gedachten Sprache (*Gesprochene Sprache unterscheidet sich deutlich von geschriebener.*)
- Gesamtheit der Produkte mündlicher Sprachproduktion (*Gesprochene Sprache kann analog oder digital aufgezeichnet werden.*)
- Das (Sprach-/Regel-)System, das der mündlichen Sprachproduktion zugrunde liegt (*Gesprochene Sprache besitzt eigene grammatische Konstruktionen.*)

In welchen Zusammenhängen wird nun das Konzept ‚gesprochene Sprache‘ vorwiegend verwendet? Um es zusammenfassend vorwegzunehmen: Es sind immer Kontexte, in denen es um den *Vergleich* und die *Abgrenzung* von gesprochener und geschriebener Sprache geht.

2.1. Behagel

Einen der ersten Meilensteine zur Etablierung der Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ setzt Behagel. Vor knapp 100 Jahren – am 1. Oktober 1899 – hält Otto Behagel auf der Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins seinen Festvortrag „Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch“ (Behagel 1899). Absicht des Vortrags ist, durch den Vergleich grundlegende Unterschiede in den Kommunikationsbedingungen herauszuarbeiten. Behagel unterscheidet geschriebenes und gesprochenes Deutsch², wobei er im Bereich des Gesprochenen zusätzlich zwischen

² Terminologisch variiert er zwischen ‚gesprochenem und geschriebenem Wort‘, ‚gesprochener/mündlicher und geschriebener Rede‘, ‚Schriftsprache und lebendige Sprache‘ etc.

‚Umgangssprache‘ und ‚Mundart‘ differenziert. Wohl konstatiert er die regionale Varianz von Umgangssprache und Mundart, aber im wesentlichen sind für ihn geschriebene und gesprochene Sprache homogen und werden als in sich einheitliche Formen einander gegenübergestellt. Interne funktionale Varianz kommt weder als Textsorten-, noch als Diskurstypendifferenzierung in den Blick. Behagel macht diese Aussagen zu einer Zeit, in der es keine Möglichkeiten zur Aufzeichnung und Reproduktion von gesprochener Sprache gibt und die alle technisch vermittelten und massenmedialen Formen der Mündlichkeit noch nicht kennt. Beides dürfte zur Vernachlässigung der internen Differenzierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit beigetragen haben.

2.2. Steger (Freiburger Projekt ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘)

Der nächste wesentliche Akt zur Etablierung der Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ geht in Freiburg über die Bühne: Ins Blickfeld treten vor allem systemlinguistische Differenzen zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, also grammatische und lexikalische Unterschiede. Das Ziel ist, diese Unterschiede in den Produkten des Sprechens und Schreibens – also in Transkripten und Texten – möglichst genau zu erfassen. So beziehen sich die Untersuchungen des Projekts ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘ z.B. auf Unterschiede hinsichtlich Konjunktiv/Modus, Vergangenheitstempora, Futur, Satzbaupläne, Passiv und Wortstellung (vgl. Schröder 1975).

Betrachtet wird hier aber nicht gesprochene Sprache in ihrer ganzen Breite, sondern ins Blickfeld gerät nur ein bestimmter Ausschnitt. Dies kommt besonders deutlich in einer Definition von Steger zum Ausdruck:

Als gesprochene Sprache kann [...] nur akzeptiert werden [sic!]

1. was gesprochen wird, ohne vorher aufgezeichnet worden zu sein;
2. was gesprochen wird, ohne länger für einen bestimmten Vortragszweck bedacht worden zu sein.

Schließlich sollte vorerst praktischerweise nur Sprache akzeptiert werden, die

3. gesprochen wird, ohne in Vers, Reim, Melodie oder vergleichbar fester Bindung zu stehen; auch wenn es sich um immer unschriftliche Formen und Formeln handelt. Das heißt, es scheint gegenwärtig nützlich, nur gesprochene Sprache zuzulassen, die mit Prosamustern kodiert wird. (Steger 1967: 262)

Es darf [...] wohl nur akzeptiert werden, was

4. gesprochen wird und im Rahmen des jeweils gesprochenen Sprachtyps als [...] richtig anzusehen ist. (Steger 1967: 264)

Nicht angesprochen ist in dieser Definition die Beschränkung auf Standardsprache, die gerade für die Zusammenstellung des Freiburger Korpus konstitutiv ist (vgl. Texte gesprochener deutscher Standardsprache I-IV).

Im Grundsatz konkurrieren bei der Beschäftigung mit gesprochener Sprache

zwei Sichtweisen: eine medial-extensionale und eine prototypisch-graduierende. Die medial-extensionale Sichtweise versteht alle die Formen als Mündlichkeit, bei denen Verständigung in irgendeiner Weise mittels Sprechen erfolgt. Die Medialität ist das alleinige Kriterium dafür, was zur Mündlichkeit gerechnet wird. Beim prototypisch-graduierenden Zugang spielen *zusätzliche* Kriterien eine Rolle. Dies wird z.B. im oben angeführten Zitat von Steger sehr deutlich. Den verschiedenen Formen medial-mündlicher Verständigung wird dabei eine Gewichtung aufgebracht: bestimmte Formen sind deutlicher, besser oder klarer mündlich als andere. Dies beinhaltet die Möglichkeit, ‚schlechtere‘ Fälle aus der Betrachtung oder – weitergehend – als keine ‚echten‘ Fälle von Mündlichkeit aus dem Gegenstandsbereich auszuschließen.

Sowohl das Freiburger Projekt ‚Grundstrukturen‘ wie auch Koch/Oesterreicher, die aus meiner Sicht die wesentlichen Impulse im Bereich der Gesprochenen-Sprache-Forschung in der Bundesrepublik darstellen, sind – auf unterschiedliche Weise – einer prototypisch-graduierenden Sichtweise verpflichtet. Im Freiburger Projekt wird durch die oben genannten Ausgrenzungen so etwas wie prototypische Mündlichkeit inthronisiert. Der Zweck dieser Ausgrenzung ist klar: Man möchte, da durch einen Vergleich mit Schriftlichkeit die grammatischen und lexikalischen Unterschiede herausgearbeitet werden sollen, nur die Formen der Mündlichkeit berücksichtigen, die möglichst schriftfern sind. Die Korpuserstellung erfolgt dann auf der Grundlage dieses eingeschränkten Verständnisses von Mündlichkeit. Auf diese Weise wird ein partikuläres und einseitiges Bild von Mündlichkeit erzeugt – zunächst nur im Projekt, über die Wirkung der Korpora aber dann auch im Bewusstsein vieler Linguisten.

2.3. Koch/Oesterreicher

Auch Koch/Oesterreicher (1985, 1994) etablieren eine prototypische Struktur, wenn sie im konzeptionellen Bereich ein Kontinuum der Kommunikationsformen zwischen den Polen ‚konzeptionell mündlich‘ und ‚konzeptionell schriftlich‘ annehmen (1985, S. 21) und von extremer Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit (1985: 19) sprechen. Je näher Kommunikationsformen am Pol konzeptioneller Mündlichkeit liegen, desto ‚klarere‘, ‚deutlichere‘ Fälle sind es. Auch wenn dieses Vorgehen nicht unbedingt ausgrenzend ist, etabliert es doch Prototypik durch die *Anordnung* relativ zu den Kriterien ‚Nähe‘ und ‚Distanz‘. Grundlage und Voraussetzung für diese Anordnung sind Vorstellungen darüber, was prototypische Mündlichkeit und Schriftlichkeit (bzw. Nähe und Distanz) ausmacht und wie nahe sich einzelne Kommunikationsformen jeweils daran befinden.

Das zentrale Problem für all diese Versuche, Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu kontrastieren, ist die Vielfältigkeit und Uneinheitlichkeit sowohl mündlicher wie schriftlicher Kommunikation. Während Koch/Oesterreicher damit immerhin noch anordnend, also systematisierend, umgehen, wird die Vielfalt und Heterogenität in

vielen anderen Fällen eskamotiert. Bevor ich in Abschnitt 4 auf diesen Umgang mit der Vielfalt eingehe, möchte ich sie zunächst doch noch einmal vor Augen führen und das Konzept der kommunikativen Praktiken vorstellen.

3. Die Vielfalt mündlicher Kommunikation: Kommunikative Praktiken

Betrachten wir auf der Basis einer rein medialen Sichtweise exemplarisch einige Formen aus dem Spektrum mündlicher wie schriftlicher Kommunikation.

Mündliche Formen sind beispielsweise: Aufführen eines Theaterstücks, Beichte, Besprechen eines Anrufbeantworters, Bewerbungsgespräch, Erzählung, Gerichtsverhandlung, Klatsch, massenmediale Diskussion, Plausch über den Gartenzaun, Predigt, Selbstgespräch, Telefongespräch, Unterweisung, Verlesen von Nachrichten, Wegbeschreibung etc.

Schriftliche Formen sind: Bedienungsanleitung, Bewerbungsschreiben, Brief, Drehbuch, Einkaufszettel, Erzählung, Formular ausfüllen, Gedicht, Notizen machen, Protokoll, Roman, Tagebuch, Unterzeichnen, wissenschaftlicher Aufsatz, Zeitungsartikel etc.

Die Vielfältigkeit und Heterogenität dieser Praktiken sowie die Unterschiedlichkeit der jeweils erforderten sprachlich-kommunikativen Aktivitäten lässt für mich ihre Gruppierung nach mündlich und schriftlich als äußerlich erscheinen: Unter welchen Bedingungen und zu welchen Zwecken kann es überhaupt Sinn machen, diese Gruppen jeweils zusammenzufassen? Und was trägt es aus, sowohl die Predigt wie auch das Selbstgespräch gemeinsam als gesprochene Sprache zu etikettieren und so zusammenzufassen? Vielmehr scheint es mir erforderlich, diese verschiedenen Formen der Verständigung als eigenständige kommunikative Praktiken zu verstehen und sie in ihrer jeweiligen kommunikativen und sprachlichen Spezifik zu charakterisieren.

Wir sprechen und schreiben nicht schlechthin, sondern jedes Sprechen und Schreiben geschieht in und ist Bestandteil von *kommunikativen Praktiken*. Wir sprechen im Rahmen eines Kaffeeklatsches, einer Dienstbesprechung, einer telefonischen Vereinbarung eines Arzttermins, einer Rede, einer Theaterrolle etc.; wir schreiben einen Brief, einen Aufsatz, ein Protokoll, einen Einkaufszettel etc. Jede Verständigung besteht in der Realisierung eines konkreten, singulären Exemplars einer solchen kommunikativen Praktik. Wir verständigen uns nicht ‚frei‘, sondern immer nur im Rahmen der uns verfügbaren kommunikativen Praktiken, indem wir ein Exemplar einer solchen Praktik intendieren und realisieren (und dadurch die Praktik zugleich auch fortschreiben und weiterentwickeln).

Alltagsweltlich wird ein sehr breites Spektrum solcher Praktiken unterschieden, und zum großen Teil gibt es für die unterschiedenen Formen auch spezifische Benennungen. SprecherInnen verfügen über ein Wissen, welche Praktiken es in einer Gesellschaft gibt und welche sie aktiv oder passiv beherrschen. Kommunikative Praktiken sind also zunächst ein Konzept der Beteiligten, an dem sie sich ori-

entieren und mit dessen Hilfe sie ihre kommunikative Praxis – produktiv wie rezeptiv – strukturieren und organisieren. Wissenschaftlich werden diese kommunikativen Praktiken als verschiedene Diskurstypen oder Textsorten bzw. als kommunikative Gattungen etc. thematisiert und rekonstruiert.

Kommunikative Praktiken sind zugleich soziale Praktiken, Formen sozialer Praxis. Es handelt sich um gesellschaftlich herausgebildete konventionalisierte Formen zur Bearbeitung rekurrenter kommunikativer Zwecke. Jede Gesellschaft verfügt als Repertoire für die Verständigung über einen spezifischen Satz solcher kommunikativen Praktiken. Als soziale Phänomene sind kommunikative Praktiken geregelt. Das Ausführen einer kommunikativen Praktik bedeutet die Berücksichtigung eines *spezifischen Satzes von sozialen Regeln/Konventionen*, von denen ein Teil auch sprachlich-kommunikative Regeln/Konventionen sind. Ein solcher Satz von Konventionen ist konstitutiv für eine kommunikative Praktik, wobei die einzelnen Regeln unterschiedliche Bereiche betreffen bzw. auf ganz verschiedenen Ebenen liegen. Wenn z.B. ein Reklamationsgespräch³ geführt werden soll, so bedeutet dies auf der Ebene des Handlungsschemas, dass wir an einer bestimmten Stelle des Gesprächs eine Darstellung des Problems geben müssen und dass nicht ausschließlich über das Wetter und das Wachstum der Tomaten geredet werden darf. Es gibt auch Regeln dafür, wem gegenüber man reklamieren darf und soll. Wieder auf einer anderen Ebene liegen die Regeln, wie genau der Reklamationsgegenstand identifiziert werden muss: *Mein Dingsbums ist kaputt* wird in den meisten Fällen nicht ausreichen. Die Regeln betreffen also die verschiedensten Bereiche: die relevante Begrifflichkeit, die einschlägigen Syntagmen, die Wahl der Anredeformen, die Organisation des Rederechts, mögliche Themen, die stilistische Ebene etc. Allein mit Lexikon und Grammatik wird man weder einen Gottesdienst abhalten, noch als Mitglied der Gemeinde an ihm teilnehmen können.

Manche dieser Regeln sind praktikenspezifisch, andere gelten für mehrere oder viele. Für jede Praktik gibt es so einen spezifischen, breit gestreuten Satz von Regeln, der befolgt werden muss, wenn man ein Exemplar dieser Praktik realisieren will. Praktiken unterscheiden sich allerdings darin, wie scharf umrissen dieser Satz von Regeln ist, wie detailliert und präzise die Regeln sind, wie strikt sie befolgt werden müssen und ob und wie weitgehend dieser Satz kodifiziert ist. Werden die Regeln (zumindest die zentralen) nicht befolgt, so wird nicht die betreffende kommunikative Praktik realisiert; vielleicht jedoch eine andere. Um eine Praktik zu beschreiben, ist es notwendig, die Gesamtheit ihrer Regeln anzugeben.

Wenn wir kommunizieren lernen, dann erlernen wir just solche kommunikativen Praktiken, indem wir die für die einzelnen Praktiken konstitutiven Regeln lernen. Regeln, die man im Rahmen einer kommunikativen Praktik gelernt hat (zum Beispiel Bedeutungsregeln (lexikalische Regeln) und Verkettungsregeln (syntaktische Regeln)), können im Rahmen weiterer Praktiken, die gelernt werden, wieder

³ Vgl. Fiehler/Kindt/Schnieders (1999).

verwendet werden, andere nicht bzw. sie sind im Rahmen dieser Praktik irrelevant. In der kommunikativen Praktik ‚Liebesgeflüster‘ z.B. sind alle Bedeutungsregeln, die Computer und ihre Bestandteile betreffen, nur am Rande relevant.

Von Anfang an wird Kommunizieren im Rahmen von spezifischen kommunikativen Praktiken gelernt. Zunächst sind dies die spezifischen Praktiken und Sprachspiele der Eltern-Kind-Interaktion. Später wird in peer-groups, in der Schule und in der beruflichen Ausbildung und Tätigkeit das Spektrum der individuell beherrschten Praktiken erweitert und ausgebaut. Kommunikationsfähigkeit wird also nicht allgemein und abstrakt erworben, sondern angeeignet wird die Fähigkeit, bestimmte, konkrete kommunikative Praktiken auszuführen. Man kann dies auf die Formel bringen, dass kommunizieren zu lernen bedeutet, ein Repertoire von kommunikativen Praktiken zu erwerben.

Die stärkste Affinität besitzt das hier vorgestellte Konzept der kommunikativen Praktiken zu dem der *kommunikativen Gattungen* (vgl. Luckmann 1988, Günthner 1995 und Bergmann/Luckmann 1995).

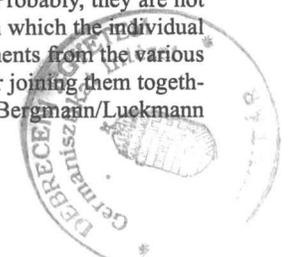
Gattungen bezeichnen also sozial verfestigte und komplexe kommunikative Muster, an denen sich Sprecher/innen und Rezipient/innen sowohl bei der Produktion als auch Interpretation interaktiver Handlungen orientieren. (Günthner 1995, S. 199) Solche verfestigten Muster, die kommunikative Vorgänge vorzeichnen, indem sie Bestandteile dieser Vorgänge mehr oder minder detailliert und verpflichtend festlegen, werden in der anthropologischen Linguistik und der Wissens- und Sprachsoziologie als „kommunikative Gattungen“ [...] bezeichnet. (Günthner 1995: 193)

Was hier als „kommunikative Gattungen“ angesprochen wird, ist von rigideren und deutlicheren Ordnungsstrukturen geprägt, als es bei kommunikativen Praktiken der Fall ist, was aber nicht besagen soll, dass kommunikative Praktiken keine oder nur undeutliche Ordnungsstrukturen besäßen.

Der deutlichste Unterschied besteht in der Einschätzung der Präformiertheit der kommunikativen Praxis durch Praktiken. Das Konzept der kommunikativen Gattungen sieht größere Anteile der kommunikativen Praxis als nicht präformiert und spontan an:

Many communicative processes are not constrained in the selection and composition of communicative elements in the comparatively rigid form characteristic of a communicative genre. [...]

However, such more or less „spontaneous“ acts are by no means the only ones to be found among the communicative processes in a society. Probably, they are not even the ones that occur most frequently. There are others in which the individual follows a recognizable overall model both for selecting elements from the various available communicative codes, especially language, and for joining them together into units larger than sentences and single messages. (Bergmann/Luckmann 1995: 290)



Das Konzept der kommunikativen Praktiken geht von einer weitergehenden Vorstrukturierung aus. Darüber hinaus verdeutlicht der Begriff der Praktik m.E. besser den Vollzugscharakter, die Interaktivität und die Zweckhaftigkeit des kommunikativen Handelns, als der Begriff der Gattung dies tut. Zudem erscheint mir der Gattungsbegriff durch literaturwissenschaftliche Gattungskonzeptionen zu stark vorbelastet.

Anders als die Gesprochene-Sprache-Forschung hat sich die Gesprächsforschung von vornherein – wenn auch nicht explizit programmatisch – an solchen kommunikativen Praktiken orientiert. Wenn sie Unterrichtskommunikation, Wegbeschreibungen, Erzählungen, Beratungen, Schlichtungsgespräche etc. als Untersuchungseinheiten wählt und für sie spezifische Handlungsschemata, Muster, Regelungen des Rederechts etc. herausarbeitet, dann rekonstruiert und charakterisiert sie just solche kommunikativen Praktiken.

Fragen wir uns vor dem Hintergrund des Konzepts kommunikativer Praktiken, wo man ‚die‘ gesprochene Sprache oder ‚die‘ geschriebene Sprache findet: Man findet sie nie allgemein, sondern immer nur in Form von Exemplaren je konkreter Praktiken. Von diesem Standpunkt aus ist auch eine Antwort auf die Frage im Titel möglich: Es gibt keine gesprochene Sprache schlechthin, es sei denn in Form einzelner Exemplare bestimmter, je unterschiedlicher Praktiken. Was wir vorfinden, wenn wir uns empirisch der Wirklichkeit des Sprechens zuwenden, ist nicht gesprochene Sprache als solche, sondern es sind einzelne Exemplare konkreter, unterschiedlicher Praktiken.

Dies erweist sich in der Forschungspraxis beim Vergleich von gesprochener und geschriebener Sprache als ein schwerwiegendes Problem: Es ist dabei immer der Rekurs auf konkrete Praktiken notwendig. Exemplarisch für viele andere Arbeiten kann man dies an Chafe/Danielewicz (1987) zeigen. Der Titel ihrer Arbeit lautet „Properties of Spoken and Written Language“, spricht also von gesprochener und geschriebener Sprache im Allgemeinen. Was aber de facto empirisch untersucht wird, sind dann ganz konkret ‚conversations‘ und ‚lectures‘ als mündliche kommunikative Praktiken und ‚letters‘ und ‚academic papers‘ als schriftliche. Dadurch, dass immer auf bestimmte Praktiken rekurriert werden muss, bestehen im Grundsatz zwei Gefahren: Entweder, dass die an partikulärem Material gewonnenen Ergebnisse *übergeneralisiert* werden, in dem Sinne, dass die an einer oder an wenigen Praktiken gefundenen Merkmale als für gesprochene Sprache *generell geltend* ausgegeben werden, oder dass die untersuchten Praktiken als *prototypisch* angesehen werden und dadurch andersartige Eigenschaften von anderen Praktiken *ausgeblendet* werden.

4. Der Umgang mit der Vielfalt

Das Konzept ‚gesprochene Sprache‘ hat – wie schon gesagt – seinen Ursprung im Kontext des Vergleichs, der Gegenüberstellung und Abgrenzung von gesprochener und geschriebener Sprache. Die skizzierte Vielfältigkeit sowohl des Mündlichen wie des Schriftlichen ist aber für die Zwecke eines solchen Vergleichs kontraproduktiv. Oben ist schon angedeutet worden, dass eine Lösung dieses Problems in der – bewussten oder unterlaufenden – Vereinheitlichung des Mündlichen liegt. Die Einheitlichkeit gesprochener Sprache ist nicht primär in der Sache begründet, sondern sie wird durch verschiedene Abstraktions- und Konstruktionsprozesse hergestellt.

Einen ersten Beitrag zur Vereinheitlichung leistet die *Prototypisierung*: Sowohl die mündlichen wie die schriftlichen Praktiken werden untereinander nicht als gleichwertig und -rangig wahrgenommen. Manche dieser Praktiken scheinen uns bessere, genuinere Fälle von Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit zu sein als andere. Die Vielfalt von kommunikativen Praktiken ist überlagert von Vorstellungen über ihre Prototypik. So erscheint sicherlich vielen das Gespräch von Angesicht zu Angesicht eine typischere Form der gesprochenen Sprache als eine Rede oder ein Telefongespräch und beides immerhin noch typischer als das Sprechen auf einen Anrufbeantworter. Weniger einheitlich dürften die Auffassungen darüber sein, ob eine Konversation am Tisch oder ein Arzt-Patienten-Gespräch (als Form institutioneller Kommunikation) der typischere Fall von gesprochener Sprache ist. Selbstredend sind auch diese Vorstellungen über Prototypik nicht homogen, sondern können von Person zu Person sowie im Laufe der Zeit variieren. Bei der Bewertung, ob etwas prototypischer mündlich ist als etwas anderes, spielen u.a. folgende Aspekte eine Rolle:

- die relative Häufigkeit einer kommunikativen Praktik im Kommunikationshaushalt einer Gesellschaft,
- die Häufigkeit einer Praktik im individuellen Kommunikationshaushalt und ihre subjektive Bedeutsamkeit,
- Vorstellungen über ihre (historische) Ursprünglichkeit und
- Vorstellungen über ihre Elementarität bzw. ‚Reinheit‘⁴.

Das Problem dieser hierarchischen Anordnung von Praktiken im Bewusstsein ist, dass sie die Tendenz fördert, Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit mit der typischsten Praktik bzw. wenigen besonders typischen Praktiken zu *identifizieren*. Weniger typische Formen (für den Bereich der gesprochenen Sprache etwa das Selbstgespräch oder besagtes Besprechen von Anrufbeantwortern, für geschriebene Sprache

⁴ Die letzten beiden Aspekte hat Quasthoff im Auge, wenn sie schreibt: „Aus meiner Sicht lassen sich die wesentlichen Bestimmungsstücke mündlicher Kommunikation in ihrer prototypischen, d.h. ursprünglichen und nicht technisch oder elektronisch vermittelten Form, in der folgenden Weise benennen und ordnen“ (Quasthoff 1996: 15).

beispielsweise das Schreiben von Notizzetteln oder das Ausfüllen von Formularen) werden dabei ausgeblendet – mit dem Effekt einer künstlichen, nicht gegenstandsangemessenen Homogenisierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Ein zweiter Beitrag zur Vereinheitlichung ergibt sich aus der *Homogenisierung*, die der Vergleichsprozedur inhärent ist: Die Kategorien ‚Mündlichkeit‘ und ‚Schriftlichkeit‘ bzw. ‚gesprochene Sprache‘ und ‚geschriebene Sprache‘ suggerieren einerseits, dass zwischen ihnen eine deutliche Differenz besteht, und andererseits, dass das, was sie bezeichnen, jeweils für sich eine gewisse Homogenität besitzt. Die begriffliche Gegenüberstellung wirkt intern jeweils homogenisierend und zugleich extern differenzverstärkend. Interne Homogenität ist aber – wie gesagt – nicht gegeben, und auch die Annahme, dass die Praktiken innerhalb der beiden Gruppen – aufgrund ihrer Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit – jeweils mehr miteinander zu tun haben als mit denen der anderen Gruppe, trifft nicht zu. Auch wenn die Beichte und die Neujahrsansprache des Bundespräsidenten beides mündliche Praktiken sind, scheint es doch evident, dass sie weitaus weniger Gemeinsamkeiten haben als der mündliche mit dem schriftlichen Klatsch.

Einen dritten Beitrag zur Vereinheitlichung leistet die *Abstraktion von der Praktikengebundenheit des Sprechens*: In dem Maße, wie Mündlichkeit und Schriftlichkeit als homogene Bereiche konstituiert werden, kann von der Praktikengebundenheit des Sprechens und Schreibens abstrahiert werden. Sprechen und Schreiben erscheinen dann als allgemeine praktikenunabhängige Tätigkeiten, die – wo immer sie auch vorkommen – den gleichen Bedingungen unterliegen und die gleichen Eigenschaften besitzen. Mit der Unterscheidung von Sprechen und Schreiben (unabhängig von den Praktiken, in denen diese Tätigkeiten erscheinen) ist dann auch die Konstruktion eines grundlegenden, polaren Gegensatzes vollzogen.

Resultat dieser drei Prozesse ist die Konstitution von gesprochener und geschriebener Sprache als jeweils homogenen Bereichen.

5. Fazit

Ich möchte die Ergebnisse der Überlegungen in fünf Punkten zusammenfassen:

- (1) Die Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ wird in Kontexten etabliert, in denen es um den Vergleich und die Herausarbeitung von Unterschieden zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit geht.
- (2) Dem Vergleich steht die Vielfältigkeit sowohl der mündlichen wie der schriftlichen kommunikativen Praktiken entgegen. Dies zwingt – häufig unter der Hand und unbeabsichtigt – zu einer Vereinheitlichung von gesprochener wie auch von geschriebener Sprache durch Prozesse der Prototypisierung, der Homogenisierung und der Abstraktion von der Praktikengebundenheit des Sprechens und Schreibens.

- (3) Gesprochene Sprache ist als solche nicht erfassbar, sondern immer nur in Form einzelner Exemplare bestimmter, je unterschiedlicher Praktiken. Insofern gibt es gesprochene Sprache ‚an sich‘ nicht.
- (4) Das Konzept ‚gesprochene Sprache‘ ist auf einer sehr hohen Ebene von Allgemeinheit und Abstraktion angesiedelt. Dies macht es ungeeignet, die Unterschiede zwischen den verschiedenen mündlichen (wie auch schriftlichen) kommunikativen Praktiken zu thematisieren und zu erfassen. Aufgabe von Pragmatik und Gesprächsforschung ist es m.E. aber – neben anderem – die Vielfalt kommunikativer Praktiken in ihrer Regelmäßigkeit und Spezifik zu beschreiben.
- (5) Für eine pragmatische Beschäftigung mit den verschiedenen Formen des Sprechens und ihren (je spezifischen) Regularitäten ist die Kategorie ‚gesprochene Sprache‘ m.E. wenig brauchbar und fruchtbar. Gegenstandsangemessener erscheint mir hier das Konzept der kommunikativen Praktiken.

Literatur

- Behagel, Otto 1899: Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. Wiederabgedruckt in: Behagel, Otto: Von deutscher Sprache. Wiesbaden: Sändig 1967, 11-34.
- Bergmann, Jörg/Luckmann, Thomas 1995: Reconstructive genres of everyday communication. In: Quasthoff, Uta M. (ed.): Aspects of Oral Communication. Berlin/New York: de Gruyter, 289-304.
- Chafe, Wallace/Danielewicz, Jane 1987: Properties of Spoken and Written Language. In: Horowitz, Rosalind/Samuels, S. Jay (eds.): Comprehending Oral and Written Language. San Diego etc.: Academic Press, 83-113.
- Coulmas, Florian 1985: Reden ist Silber, Schreiben ist Gold. In: Klein, Wolfgang (Hg.): Schriftlichkeit. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 15, 59, 94-112.
- Ehlich, Konrad 1994: Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 18-41.
- Fiehler, Reinhard/Kindt, Walther/Schnieders, Guido 1999: Kommunikationsprobleme in Reklamationsgesprächen. In: Brünner, Gisela/Fiehler, Reinhard/Kindt, Walther (Hg.): Angewandte Diskursforschung. Bd. 1: Grundlagen und Beispielanalysen. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 120-154.
- Günthner, Susanne 1995: Gattungen in der sozialen Praxis: die Analyse ‚kommunikativer Gattungen‘ als Textsorten mündlicher Kommunikation. In: Deutsche Sprache 23, 193-218.
- Klein, Wolfgang (1985): Gesprochene Sprache – geschriebene Sprache. In: Klein, Wolfgang (Hg.): Schriftlichkeit. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 15, 59, 9-35.

- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1985: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15-43.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1994: Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 587-604.
- Luckmann, Thomas 1988: Kommunikative Gattungen im kommunikativen ‚Haushalt‘ einer Gesellschaft. In: Smolka-Koerdt, G./Spangenberg, P.M./Tillmann-Bartylla, D. (Hg.): Der Ursprung der Literatur. München, 279-288.
- Quasthoff, Uta M. (ed.) 1995: Aspects of Oral Communication. Berlin/New York: de Gruyter.
- Quasthoff, Uta M. 1996: Mündliche Kommunikation als körperliche Kommunikation: Beobachtungen zur direkten Interaktion und zum Fernsehen. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hg.): Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen. Tübingen: Narr, 9-28.
- Schröder, Peter 1975: Die Untersuchung gesprochener Sprache im Projekt ‚Grundstrukturen der deutschen Sprache‘. Planungen, Probleme, Durchführung. In: Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg. Tübingen: Narr, 5-46.
- Schwitalla, Johannes 1997: Gesprochenes Deutsch. Berlin: Schmidt.
- Steger, Hugo 1967: Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie. In: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Düsseldorf: Schwann, 259-291. (= Sprache der Gegenwart 1) Texte gesprochener deutscher Standardsprache I-IV. München/Düsseldorf: Hueber/Schwann 1971.

Mathilde Hennig (Timișoara)

Können gesprochene und geschriebene Sprache überhaupt verglichen werden?

1. Einleitung

Obwohl bereits Behaghel (1899) in anschaulicher Weise auf einige wesentliche Unterschiede zwischen gesprochenem und geschriebenem Deutsch aufmerksam gemacht hat, hat es noch gut 60 Jahre gedauert, bis die Erforschung der gesprochenen Sprache zu einem Wissenschaftszweig der deutschen linguistischen Forschung wurde.¹ Seit diesem Zeitraum jedoch hat sich die Gesprochene-Sprache-Forschung in Deutschland etabliert. Es ist ein Bereich, in dem in den letzten 35 Jahren verschiedene Teilaspekte bearbeitet wurden,² und in dem dennoch nach wie vor großer Handlungsbedarf besteht – Hoffmann (1998: I) bezeichnet ihn als „ein aktuelles und expandierendes Forschungsgebiet, in dem vieles noch zu entdecken ist.“ Das begründet Fiehler (1994: 180) folgendermaßen: „Angesichts der Zeit, seit der eine systematische Analyse der GSPS erst möglich ist, ist dieser Entwicklungsstand nicht verwunderlich, zumal wenn man sich den Zeitraum vor Augen stellt, in dem das Kategoriensystem zur Analyse GSCHS bis zu seinem heutigen Stand entwickelt wurde.“³ Forschungsdefizite wurden von verschiedenen Autoren benannt.⁴ Wesentlich erscheint mir dabei – wenn man die Notwendigkeit der Umsetzung linguistischer Forschungsergebnisse für die Praxis des Deutschen

¹ Über mögliche Gründe dafür wurde an verschiedenen Stellen nachgedacht; vgl. z.B. Klein (1985: 13 f.), Rath (1989: 10), Fiehler (1994: 176), Schwitalla (1997: 14 f.).

² Rath (1989: 11 f.) benennt folgende vier Forschungsrichtungen: 1. Grammatisch-syntaktische Analysen der gesprochenen Sprache; 2. Charakteristika gesprochener Sprache; 3. Gesprächs- oder Konversationsanalyse; 4. Analyse diskursiver Einheiten (Erzählungen und Beschreibungen) und komplexer Handlungszüge (Argumentationen, Bewertungen). In Rath (1994: 379) spricht der Autor von einer Fokusverschiebung von der gesprochenen Sprache zur Erforschung von Schrift und Schriftlichkeit. Die Vielzahl aktueller Publikationen zur gesprochenen Sprache (vgl. Hoffmann 1998) zeigt aber, dass trotz der Etablierung der Schriftlichkeitsforschung das Interesse an gesprochener Sprache nicht gesunken ist.

³ GSPS = gesprochene Sprache; GSCHS = geschriebene Sprache.

⁴ Vgl. u.a. Rath (1994: 390 f.) und Schwitalla (1997: 194 f.).

als Fremdsprache berücksichtigt⁵ – vor allem die Forderung nach der Erstellung einer Grammatik des gesprochenen Deutsch: „Es fehlt eine groß angelegte vergleichende Studie über die im weiteren Sinne syntaktischen Eigenschaften der mündlich hervorgebrachten Äußerungseinheiten“ (Schwitalla 1997: 194). Fiehler (1994: 179), der in seinem Beitrag auf die Untauglichkeit der auf der Basis der Schriftsprache entwickelten Beschreibungskategorien für die Analyse gesprochener Sprache verweist, fordert sogar einen deutlich anderen ‚Grammatikbegriff‘.

All diese Überlegungen setzen aber voraus, dass es so etwas wie ‚gesprochenes Deutsch‘ gibt. Wenn die angesprochenen Defizite bearbeitet werden sollen, muss zunächst geklärt werden, was gesprochene Sprache ist und ob und wie sie beschrieben werden kann. Definitionsversuche sind auf verschiedenen Ebenen erfolgt. Schank/Schoenthal (1976: 7) begegnen dem Problem, dass z.B. ein Vortrag eigentlich ein vorgelesener geschriebener Text ist, indem sie ‚gesprochene Sprache‘ definieren als „frei formuliertes, spontanes Sprechen aus nicht gestellten, natürlichen Kommunikationssituationen, Sprache also im Sinne von Sprachverwendung, nicht von Sprachsystem.“ Schwitalla (1997: 16 ff.) spricht in Anlehnung an Söll (1985) auf Grund der Abgrenzungsschwierigkeiten gesprochener und geschriebener Sprache von „konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit“, um dadurch darauf aufmerksam zu machen, dass es gesprochene Texte gibt, die konzeptionell schriftlich sind und geschriebene Texte, die eher Merkmale der konzeptionellen Mündlichkeit aufweisen. Koch/Oesterreicher (1985) wiederum begegnen diesem definitorischen Problem mit dem Vorschlag der Kategorien ‚Sprache der Nähe‘ und ‚Sprache der Distanz‘.

Folgt man diesen Definitionen, so müsste eine Beschreibung gesprochener Sprache in Form von ‚spontaner, frei formulierter Sprache‘, ‚konzeptioneller Mündlichkeit‘ oder ‚Sprache der Nähe‘ möglich sein. Diese prinzipielle Möglichkeit wird allerdings in Frage gestellt durch die Arbeiten von Biber (1986/1988). Eine Auseinandersetzung mit den Ergebnissen seiner detaillierten Analysen scheint dringend geboten; will man trotz seiner Bedenken gesprochene Sprache zum Untersuchungsgegenstand machen, so muss man sich darum bemühen, einen Weg zu finden, der dennoch eine Beschreibung ‚gesprochener Sprache‘ rechtfertigt und methodisch absichert. In Auseinandersetzung mit Biber's Arbeiten soll im vorliegenden Beitrag ein solcher vorgeschlagen werden.

⁵ Auf die Notwendigkeit der Umsetzung der Ergebnisse der Gesprochenen-Sprache-Forschung für Deutsch als Fremdsprache wurde u.a. von Schatte (1993), Kaiser (1996), Günthner (2000) und Hennig (2001) eingegangen. Hier sei nur darauf verwiesen, dass sich das Bedürfnis an Informationen zur Grammatik des gesprochenen Deutsch u.a. daran zeigt, dass neuere Lehrbücher und Lernergrammatiken Angaben zu diesem Thema machen. Da diese aber willkürlich ausgewählt scheinen und teilweise nicht genügend untermauert sind, lässt sich daraus ableiten, dass der DaF-Bereich dringend theoretisch fundierte und didaktisch zusammengefasste Details braucht.

2. Textsortenunterschiede vs. Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache

Biber's Ausgangspunkt ist seine berechtigte Kritik daran, dass bisherige Untersuchungen zum gesprochenen Englisch zu widersprüchlichen Ergebnissen geführt haben: „[...]some studies conclude that speech and writing are not very different from a linguistic perspective, while others conclude that they are fundamentally different [...]“ (1988: 199). Er erklärt diesen Widerspruch durch methodische Restriktionen (1986: 386). Diese ergeben sich u.a. durch „(a) Assigning undue weight to particular linguistic features [...] (b) Assigning undue weight to individual texts (c) Assigning undue weight to the text types chosen for analysis [...]“⁶. Die Folge dessen war, dass z.B. ein Autor die Meinung vertrat, das Passiv wäre typisch für die Schriftsprache, während ein anderer herausfand, es gäbe im Bereich des Passivs kaum Unterschiede zwischen geschriebener und gesprochener Sprache. Biber sieht in seinen Studien eine wesentliche Aufgabe darin, ein Beschreibungsmodell zu entwickeln, das solche Widersprüche verhindert. Er plädiert deshalb für einen neuen Ansatz, den er „multi-feature/multi-dimension approach“ nennt (ebd.). Biber's ‚dimensions‘ sind funktionale Parameter, die sich durch das gemeinsame Auftreten linguistischer Merkmale ergeben: „This approach is based on the assumption that strong co-occurrence patterns of linguistic features mark underlying functional dimensions“ (1988: 13). So untersucht Biber in seiner Studie von 1986 41 linguistische Merkmale (1988 sind es 67), die auf der Grundlage bisheriger Forschungen zusammengestellt wurden. Diese linguistischen Merkmale werden, wenn sie häufig in Texten gemeinsam auftreten, zusammengefasst. Daraus ergeben sich die nun im Mittelpunkt stehenden „textual dimensions“.⁷ Diese werden definiert als „bundles of linguistic features that co-occur in texts“ (1988: 55).

Eine von Biber angesprochene wesentliche Frage ist die nach dem Verhältnis der Dimensionen zur Unterscheidung von geschriebener und gesprochener Sprache. Das Ergebnis seiner diesbezüglichen Analysen nimmt er bereits am Anfang des

⁶ Auch im Bereich des Deutschen ist der Wert einiger früherer Untersuchungen in Frage gestellt worden. So kritisiert z.B. Rath (1994: 385) an frühen kontrastiven Untersuchungen (wie z.B. Höhne-Leska 1975), dass die gesprochene Sprache zunächst von Fehlern gereinigt und erst anschließend mit der geschriebenen verglichen wurde. Einander widersprechende Ergebnisse, die sich aus unterschiedlichen methodischen Ansätzen ergeben, finden sich z.B. in Bezug auf die Ausklammerung bei Engel (1974) und Zahn (1991).

⁷ 1986 sind diese: ‚Interactive vs. Edited Text‘; ‚Abstract vs. Situated Content‘ und ‚Reported vs. Immediate Style‘. 1988 wurde der Ansatz erweitert und es wurden weitere linguistische Merkmale einbezogen. Es ergeben sich nun sechs Dimensionen: ‚Involved vs. Informational Production‘, ‚Narrative vs. Non-Narrative Concerns‘, ‚Explicit vs. Situation-Dependent Reference‘, ‚Overt Expression of Persuasion‘, ‚Abstract vs. Non-Abstract Information‘ sowie ‚On-Line Informational Elaboration‘.

Buches (1988: 24) vorweg: „It [das Buch; M.H.] shows that the variation among texts within speech and writing is often as great as the variation across the two modes. No absolute spoken/written distinction is identified in the study.“ Indem Biber zeigt, dass es bezüglich der sechs Dimensionen sehr unterschiedliche Ergebnisse in Bezug auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede einzelner Textsorten gibt und sich keineswegs alle gesprochenen bzw. alle geschriebenen Texte gleich in Bezug auf die Dimensionen verhalten, negiert er die prinzipielle Unterscheidbarkeit geschriebener und gesprochener Sprache und räumt am Ende ein (1988: 200): „Although this study began as an investigation of speech and writing, the final analysis presents an overall description of the relations among texts in English.“

Die Konsequenz dieser Schlussfolgerung ist weitreichend: Nicht gesprochene und geschriebene Sprache können verglichen werden, sondern nur einzelne Textsorten. Damit werden der Sinn und die Praktikabilität einer vergleichenden Untersuchung geschriebener und gesprochener Sprache prinzipiell in Frage gestellt. Wenn man dennoch an einer solchen interessiert ist (aus Gründen, die hier in der Einleitung angedeutet wurden), muss man sich vor dem Hintergrund von Bibers Analysen fragen, ob es einen methodischen Ansatz geben kann, der die aufgezeigten Probleme umgeht, ohne sie unberücksichtigt zu lassen, d.h. man muss überlegen, wie man vor diesem Hintergrund eine Gegenüberstellung geschriebener und gesprochener Sprache rechtfertigen kann. Oder anders gefragt: Gibt es einen Weg, Textsortenunterschiede zu beachten und dennoch Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache aufzudecken? Einen solchen zu suchen, ist das Ziel des vorliegenden Beitrags; ein erster Schritt ist dabei eine kritische Auseinandersetzung mit Bibers Ergebnissen. Biber kritisiert zu Recht die methodischen Unzulänglichkeiten vorangegangener Untersuchungen; dennoch haben auch in Bibers Studien die methodischen Grundlagen Einfluss auf seine Untersuchungsergebnisse. Dies zeigt sich in folgenden Punkten:

1. Bibers 67 „linguistische“⁸ Merkmale sind ein Konglomerat aus bisherigen Forschungsschwerpunkten – hätten die Forscher andere Schwerpunkte gesetzt, so wären es andere Merkmale gewesen. Die Merkmale sind folglich keine objektiven Gegebenheiten der Sprache, sondern sie ergeben sich aus den Interessen der Linguisten. Deshalb ist kritisch zu hinterfragen, ob diese nun wirklich die optimalen Merkmale zur Überprüfung der Ausgangsfrage sind.⁹ Fraglich scheint mir dabei auch, wie man überhaupt die wichtigsten linguistischen Merkmale einer möglichst umfangreichen und repräsentativen Anzahl an Textsorten ermitteln will.

⁸ Wenn ich hier im Folgenden statt von „sprachlichen“ von „linguistischen“ Merkmalen spreche, dann folge ich damit Bibers Ausdrucksweise.

⁹ Im Bereich der Tempora z.B. werden nur ‚past tense‘ und ‚present tense‘ sowie ‚perfect aspect‘ als linguistische Merkmale angeführt; es findet sich kein Punkt zu den Futurformen. Dabei wären doch gerade hier wegen der vielfältigen Möglichkeiten des Englischen, Zukunft durch Verbformen auszudrücken, Textsorten- oder Registerunterschiede zu erwarten.

Biber (1988: 72) räumt dazu ein: „Not a priori commitment is made concerning the importance of an individual linguistic feature or the validity of a previous functional interpretation during the selection of features. Rather, the goal is to include the widest possible range of *potentially* important linguistic features.“ Sind die von einzelnen Forschern ausgewählten Schwerpunkte wirklich die potentiell wichtigen?

Wenn man nun ähnlich wie Biber die zu untersuchenden linguistischen Merkmale für das Deutsche aus der bisherigen Forschungsliteratur herausuchen würde, so wäre es wahrscheinlich, dass man zu völlig anderen Ergebnissen käme, weil andere Bereiche im Mittelpunkt des Interesses gestanden haben. Hier zeigt sich, dass neben persönlichen Schwerpunktsetzungen bei der Auswahl der Untersuchungsgegenstände vor allem das in den Mittelpunkt gerückt ist, was vor dem Beginn der Erforschung gesprochener Sprache in Deutschland noch nicht Gegenstand der Sprachbeschreibung war. Das bedeutet aber nicht automatisch, dass dies die ‚potentiell wichtigen Merkmale‘ sind.

2. Ebenso steht die Auswahl der Textsorten in engem Zusammenhang zu Bibers Ergebnissen. Biber wählt seine Texte unter der Maßgabe aus, dass diese eine möglichst große Breite an „possible situational, social and communicative task variation occurring in the language“ (1988: 65) repräsentieren. Biber weist darauf hin, dass diese Möglichkeit nur durch das Bestehen großer computerisierter Korpora gegeben ist. Auf der anderen Seite hat das Zurückgreifen auf diese Datenbanken aber zur Folge, dass die in diesen vorhandenen Textsorten die Textauswahl für Bibers Studie beeinflussen.¹⁰ So stehen in seiner Monographie 17 geschriebene ‚Textgenres‘ sechs gesprochenen gegenüber.¹¹ Abgesehen von diesem Missverhältnis stellt sich die Frage, ob diese Textgenres eine zufriedenstellende Antwort auf die Frage, ob es eine Dimension ‚spoken vs. written‘ gibt, erwarten lassen. Diesbezügliche Zweifel ergeben sich vor allem in Bezug auf die Textgenres und Subgenres aus dem Bereich der gesprochenen Sprache. So genügen vor allem die ‚planned speeches‘ nicht dem üblicherweise der gesprochenen Sprache zugeordneten Merkmal der Spontaneität; auch die Subgenres der ‚spontaneous speeches‘ – ‚case in court‘, ‚radio essays‘ und ‚speeches in House of Commons‘ lassen einen gewissen Grad an Vorbereitung vermuten, der der Bezeichnung ‚spontaneous‘ entgegensteht. Die Einteilung der Textgenres in ‚gesprochen‘ vs. ‚geschrieben‘ erfolgt offensichtlich auf rein medialer Basis; Unterschiede zwischen medialer und konzeptioneller

¹⁰ Biber räumt auch ein, dass es sich um die volle Breite situationeller Möglichkeiten „available in the corpora“ handelt.

¹¹ Biber (1988: 68) verwendet den Terminus ‚text genre‘, um damit auf Kategorisierungen zu verweisen, die auf der Basis externer Kriterien vorgenommen wurden und sich auf den Zweck des Sprachproduzenten beziehen. Einzelne Textsorten werden als ‚subgenre‘ bezeichnet. So werden z.B. dem Textgenre ‚prepared speeches‘ die Subgenres ‚sermons‘, ‚university lectures‘, ‚cases in court‘, ‚political speech‘ und ‚popular lecture‘ zugeordnet.

Mündlichkeit und Schriftlichkeit bleiben unberücksichtigt und werden auch nicht problematisiert.

3. Schließlich muss angemerkt werden, dass die aus Bibers Studien zu ziehenden Schlussfolgerungen im engen Zusammenhang mit Bibers Forderung stehen, Texte nur mehrdimensional zu vergleichen. Diese Forderung impliziert, dass der „makroskopische“ Textvergleich prinzipiell gegenüber einem „mikroskopischen“ zu bevorzugen sei (1988: 61 ff.), obwohl Biber (1988: 62) darauf hinweist, dass beide Ansätze „mutually dependent“ sind. Der Analyse einzelner morphosyntaktischer Kategorien wird dadurch wenig Bedeutung beigemessen – die Möglichkeit, dass es interessant sein könnte, Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache bezüglich einzelner sprachlicher Merkmale herauszuarbeiten, wird nicht in Betracht gezogen. Schließt man aber einen eindimensionalen Vergleich nicht von vornherein aus, so lassen sich aus diesem – bei sorgfältiger Textsortenauswahl – durchaus Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ableiten. Bibers Zweifel an der Vergleichbarkeit gesprochener und geschriebener Sprache können zu einer neuen Arbeit von Fiehler (2000) in Beziehung gesetzt werden. Darin kritisiert der Autor zu Recht, dass „die Konstitution des Gegenstandsbereichs ‚gesprochene Sprache‘ das Resultat von drei Prozessen ist: der Prototypisierung, der Homogenisierung und der Abstraktion von der Praktikengebundenheit des Sprechens“ (2000: 34). Es geht ihm (2000: 35) darum zu zeigen, dass man durch diese Vorgehensweisen der internen Vielfalt gesprochener Sprache nicht gerecht wird:

Gesprochene und geschriebene Sprache stellen aber – medial betrachtet – keine homogenen Gegenstandsbereiche dar, sondern sie umfassen jeweils eine Vielzahl sehr unterschiedlicher kommunikativer Praktiken: Sie reichen auf der einen Seite vom Scherzen am Mittagstisch über den Gottesdienst bis hin zum Besprechen eines Anrufbeantworters und auf der anderen Seite vom Notizzettel über die Bedienungsanleitung für den Computer bis hin zur philosophischen Abhandlung.¹²

¹² Fiehlers ‚kommunikative Praktiken‘ sind vergleichbar mit dem, was im vorliegenden Beitrag unter ‚Textsorten‘ verstanden wird. Ein weiterer konkurrierender Terminus ist ‚kommunikative Gattungen‘ (Günthner 1995). Da im vorliegenden Beitrag Möglichkeiten des Vergleichs gesprochener und geschriebener Sprache erörtert werden, wird der auf beide Medien anwendbare Textsortenbegriff verwendet, ohne damit den Wert von Fiehlers und Günthners Bemühungen um einen für die gesprochene Sprache angemessenen Begriff schmälern zu wollen. Dabei scheint mir wesentlich, dass man – wie Günthner (1995: 199) es vorschlägt – von einem dynamischen, die Kommunikationssituation berücksichtigenden Begriffsverständnis ausgeht: „Gattungen bezeichnen also sozial verfestigte und komplexe kommunikative Muster, an denen sich Sprecher/innen und Rezipient/innen sowohl bei der Produktion als auch Interpretation interaktiver Handlungen orientieren.“ Die Benennungsfrage (ob nun Praktiken/Gattungen/Textsorten) scheint mir dabei von geringerer Wichtigkeit zu sein – es ist ja m.E. nicht so, wie Günthner suggeriert, dass die zitierte Auffassung prinzipiell nur mit dem Terminus ‚kommunikative Gattungen‘ vereinbar wäre.

Fiehlers Schlussbemerkung (2000: 39) ist vergleichbar mit der Bibers:

Fragen wir uns abschließend vor dem Hintergrund des Konzepts kommunikativer Praktiken, wo man ‚die‘ gesprochene Sprache oder ‚die‘ geschriebene Sprache findet: Man findet sie nie allgemein, sondern immer nur in Form von Exemplaren je konkreter Praktiken. Was wir vorfinden, wenn wir uns empirisch der Wirklichkeit des Sprechens zuwenden, ist nicht gesprochene Sprache schlechthin, sondern es sind einzelne Exemplare konkreter, unterschiedlicher Praktiken.

Die Vergleichbarkeit der beiden Schlussfolgerungen ist äußerst interessant, da die Autoren auf verschiedenen Wegen zu diesem Ergebnis gekommen sind¹³ – das unterstreicht dessen Brisanz.

Vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit Unzulänglichkeiten bei der Erforschung gesprochener Sprache ist Fiehlers Kritik an einer vereinsseitigen Prototypisierung berechtigt: Man darf die Vielfalt der gesprochenen Sprache nie aus den Augen verlieren. Dennoch halte ich – unter Berücksichtigung der damit verbundenen Schwierigkeiten – eine Prototypisierung für eine nützliche Methode zum Erreichen einer Vergleichbarkeit gesprochener und geschriebener Sprache – nur mit Hilfe einer solchen kann man trotz der Vielfältigkeit von Textsorten bzw. kommunikativen Praktiken gesprochene und geschriebene Sprache gegenüberstellen. Dabei gilt es allerdings, den *Methodenstatus* dieser Prototypisierung hervorzuheben – selbstverständlich muss auf die Vielfalt der nicht prototypischen kommunikativen Praktiken hingewiesen werden. Wie eine solche „Prototypenmethode“ aussehen kann, soll nun Gegenstand der Überlegungen sein.

3. Prototypisierung als Methode

In der Auseinandersetzung mit Biber hat sich gezeigt, dass Ergebnisse und Schlussfolgerungen immer in engem Zusammenhang mit den Grundannahmen und der methodischen Vorgehensweise stehen. Eine vergleichende Untersuchung gesprochener und geschriebener Sprache setzt deshalb eine sorgfältige Methodenreflexion voraus, bei der zunächst die Definitionsebenen für ‚gesprochen‘ vs. ‚geschrieben‘ festgelegt werden müssen. Dabei ist offensichtlich, dass eine rein mediale Begriffsbestimmung zu keinen verlässlichen Ergebnissen führt, weil es gesprochene Texte gibt, die vorgelesene geschriebene Texte sind und geschriebene

¹³ Während der Ausgangspunkt bei Biber – wie bereits dargestellt – die Auseinandersetzung mit den „contradictory findings“ war, setzt Fiehler, dem es in seinem Beitrag um das Aufzeigen von Problemen bei der Untersuchung gesprochener Sprache geht, sich kritisch damit auseinander, dass die Vielfalt gesprochener Sprache bei vielen Autoren vernachlässigt wird. Biber geht den langen Weg ausführlicher empirischer Untersuchungen; Fiehlers eher theoretische Überlegungen beschränken sich auf wenige Seiten.

Texte, die niedergeschriebene Fassungen gesprochener Sprache darstellen. Außerdem gibt es medial mündliche Textsorten, die hauptsächlich Merkmale konzeptioneller Schriftlichkeit enthalten und umgekehrt. Doch auch die Unterscheidung von medialer und konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit stößt m.E. schnell an ihre Grenzen, da es keine verlässliche Quelle gibt, die festlegt, was nun eigentlich konzeptionell mündlich oder schriftlich ist. Dementsprechend bleiben Aussagen darüber, was ausschließlich konzeptionell mündlich sei, zunächst Mutmaßungen.¹⁴

Eine ähnliche Kritik übt Fiehler (2000: 37) an der Prototypik Koch/Oesterreichers: „Grundlage und Voraussetzung für diese Anordnung sind Vorstellungen darüber, was prototypische Mündlichkeit und Schriftlichkeit (bzw. Nähe und Distanz) ausmacht und wie nahe sich einzelne Kommunikationsformen jeweils daran befinden.“ Die Festlegung der prototypischen Merkmale ist in der Tat fast ebenso problematisch wie Aussagen über konzeptionell mündliche und schriftliche Details; auch ihre Auswahl ist zunächst subjektiv und bedarf der Überprüfung. Koch/Oesterreichers Merkmale der Sprache der Nähe und der Sprache der Distanz können aber m.E. als (nicht unbedingt endgültiges) Arbeitsinstrumentarium verwendet werden, da der Vorteil ihres Modells darin liegt, dass es ein offenes System präsentiert, in dem der Zwischenbereich zwischen den Polen nicht unberücksichtigt bleibt und die Definition von ‚Sprache der Nähe‘ und ‚Sprache der Distanz‘ auf mehreren Ebenen erfolgt (medialer Bereich, Kommunikationsbedingungen, Versprachlichungsstrategien). Wichtig ist außerdem, dass das Kontinuum zwischen den beiden Polen keinesfalls linear gesehen wird: „Als Produkt des Zusammenwirkens der aufgeführten Variablen, die in unterschiedlichster Gewichtung und Kombination verschiedene Kommunikationsformen konstituieren, hat man es sich vielmehr als *mehrdimensionalen* Raum zwischen zwei Polen vorzustellen“ (1985: 21).

Die beschriebenen Merkmale führen dazu, dass dieses Modell die Verhältnisse zwischen gesprochener und geschriebener Sprache genauer beschreibt als eindimensionale mediale oder konzeptionelle Definitionen. Koch/Oesterreichers Vorschlag ist dagegen dynamisch und erlaubt vielfältige Zuordnungen. Er zeigt dadurch, dass es nicht *die* gesprochene oder geschriebene Sprache gibt, sondern dass wir es mit vielen Kommunikationssituationen zu tun haben, die mehr oder weniger viele Merkmale der beiden Pole aufweisen. Insofern berücksichtigt das Modell trotz der Charakterisierung der Prototypen die Vielfalt gesprochener und geschriebener Sprache und zeigt so, dass Prototypisierung und Berücksichtigung der Inhomogenität gesprochener und geschriebener Sprache einander nicht unbedingt ausschließen müssen.

¹⁴ Schwitalla (1997: 19) nennt hier u.a. das „Superperfekt“. Die ausführliche Studie zu „doppelten Perfektbildungen“ von Litvinov/Radčenko (1998) anhand von über 400 literarischen Beispielen hat gezeigt, dass diese Formen hier keineswegs nur verwendet werden, um konzeptionelle Mündlichkeit wiederzugeben, sondern dass ihnen verschiedene Funktionen zugesprochen werden können, die ihr Vorhandensein für das gesamte Sprachsystem rechtfertigen.

Es stellt sich nun die Frage, wie man mit Hilfe des Modells von Koch/Oesterreicher zu einer Methode kommen kann, die die (berechtigten!) Bedenken Bibers und Fiehlers berücksichtigt und gleichzeitig eine Möglichkeit bietet, trotz der Heterogenität der Bereiche zu allgemeinen Aussagen über gesprochene und/oder geschriebene Sprache zu kommen. Eine solche Möglichkeit sehe ich in der Verknüpfung des Ansatzes von Koch/Oesterreicher mit den methodischen Vorschlägen Richters (1993), dessen Ausgangspunkt Überlegungen über das Untersuchungsmaterial sind:

Man kann nicht einfach sagen, daß der Erfolg von Projekten zum erheblichen Teil oder überhaupt von der Menge der einbezogenen Texte abhängt. Man kann nicht einfach sagen, je größer der regionale, soziale und situativ-funktionale Raum ist, aus dem Texte zur Untersuchung herangezogen werden und je lückenloser dieser Raum durch Texte repräsentiert wird, desto genauer wird die Modellierung der gesprochenen Sprache sein. Entscheidend ist vielmehr die Wahl einer solchen Datenbasis, die eine verkleinerte Wiedergabe des Originals darstellt, die Merkmalsrepräsentanz sichert und solcherweise eine verlässliche Grundlage für theoretische Verallgemeinerungen bildet.

Ausgehend von der großen Bedeutung der Datenbasis schlägt Richter (ebd.) vor: „Ist es für die Realisierung der Repräsentanz jedoch nicht auch möglich, vielleicht sogar unumgänglich, ideale Klassen von mündlichen Kommunikationsereignissen und/oder idealen Sorten gesprochener Texte zu gründen?“ Solche „ideale Klassen“ von Kommunikationsereignissen bzw. Textsorten könnten nun jene sein, die hauptsächlich die von Koch/Oesterreicher (1985: 23) aufgestellten Merkmale der Nähekommunikation aufweisen. Die Textsorten, die diese Kriterien erfüllen, stehen dann als Stellvertreter für typische gesprochene Sprache, während solche Texte, die möglichst viele Merkmale der Distanzkommunikation haben, Beispiele für geschriebene Sprache sein können. Auf diese Weise erhält man dann eine Grundlage für theoretische Verallgemeinerungen, wobei man selbstredend immer auf die *Stellvertreterrolle* der Ergebnisse hinweisen muss, d.h., es muss unbedingt klar werden, dass man nun keineswegs erwarten kann, dass *alle* medial gesprochenen bzw. geschriebenen Texte die entsprechenden Merkmale aufweisen; dennoch kann man auf diesem Wege zu Ergebnissen bezüglich einer *Vielzahl* an Texten kommen. Von der hier vorgeschlagenen Prototypenmethode¹⁵ können demnach keine Aussagen erwartet werden, die für den gesamten Bereich der medialen Mündlichkeit gelten – dazu ist dieser Bereich zu heterogen. Selbstverständlich gibt es auch einen großen Zwischenbereich zwischen den Polen der Nähe- und Distanzkommunikation, dessen Untersuchung durchaus interessant und wichtig ist;

¹⁵ Da es in diesem Beitrag vordergründig um Vorschläge zur Umsetzung der Prototypenmethode geht, muss die theoretische Fundierung des Prototypenansatzes durch den Bezug auf Kleibers (?1998) Prototypensemantik aus Platzgründen eingespart werden. Sie erfolgt in Hennig (i.V.).

für weitere Analysen zu Besonderheiten der gesprochenen Sprache gegenüber der geschriebenen sollte man sich jedoch auf die polnahen Textsorten beschränken. Dabei muss betont werden, dass es sich dabei um eine rein methodisch begründete Beschränkung handelt – die Vielfalt gesprochener Sprache soll weder in Frage gestellt noch ignoriert werden. Doch gerade angesichts dieser Vielzahl scheint es mir notwendig, auf die Textsortenauswahl besonders großen Wert zu legen, wenn man Aussagen zur gesprochenen Sprache treffen will, die über einzelne Textsorten hinaus von Belang sein sollen.

4. Textsortenauswahl

Betrachtet man nun die Merkmale, die Koch/Oesterreicher der Nähe- und Distanzkommunikation zugeordnet haben,¹⁶ so wird schnell deutlich, dass es – vor allem im Bereich der Nähekommunikation – schwierig sein wird, Textsorten zu finden, die alle Merkmale aufweisen, vor allem, wenn man dabei berücksichtigen möchte, welche Textsorten bereits in Form von veröffentlichten Korpora zur Verfügung stehen, da es nicht im Rahmen jeder Studie möglich ist, weitere Korpora zu erstellen. Leichter ist es natürlich, geeignete Texte mit den Merkmalen der Distanzkommunikation zu finden, da uns eine unendliche Fülle geschriebener Texte zur Verfügung steht. So stellen verschiedene Textsorten des Printmediums Zeitung ideale Vertreter der Distanzkommunikation dar – z.B. ein kürzerer Nachrichtentext oder ein Leitartikel. Aber auch in Zeitungen/Zeitschriften finden sich Textsorten, die wenigstens in einem Merkmal von der Distanzkommunikation abweichen – ein Kommentar und eine Rezension z.B. enthalten subjektive Elemente. Während z.B. Verordnungen und Gesetzestexte typische Beispiele für geschriebene Sprache sind, gibt es auch im Bereich der geschriebenen Sprache viele Textsorten, die wesentliche Merkmale der Distanzkommunikation nicht aufweisen und somit nicht als polnah klassifiziert werden können¹⁷ – der Brief ist dialogisch und nicht monologisch; literarische Texte verfügen nicht unbedingt über die Versprach-

¹⁶ Bei der Diskussion der Merkmale von Koch/Oesterreicher gehe ich von ihrem ersten 1985 vorgeschlagenen Modell aus, da es sich in den folgenden Arbeiten nicht wesentlich verändert hat. Einige Merkmale werden anders benannt (z.B. ‚face-to-face Kommunikation‘ vs. ‚physische Nähe‘); hinzugekommen sind 1990 im Bereich der Versprachlichungsstrategien ‚Präferenz für nichtsprachliche Kontexte und für Gestik, Mimik usw.‘ vs. ‚Präferenz für sprachliche Kontexte‘; in der auf den Schriftbereich bezogenen Darstellung (1994) wird als weiteres Merkmal ‚keine Kooperationsmöglichkeit seitens des Rezipienten‘ benannt. Diese Veränderungen gegenüber dem Ausgangsmodell werden hier selbstverständlich berücksichtigt.

¹⁷ Das haben auch Koch/Oesterreicher (1985: 18) durch die Anordnung exemplarischer Textsorten auf einer Skala zwischen ‚gesprochen‘ und ‚geschrieben‘ gezeigt.

lichungsstrategien der Informationsdichte und Kompaktheit, sondern eher über die Kommunikationsbedingungen der Nähekommunikation ‚Expressivität‘ und ‚Affektivität‘. Wahrscheinlich ist die Anzahl der Textsorten, die in einem oder zwei Merkmalen von einer hundertprozentigen Zuordnung zur Distanzkommunikation abweichen, größer als die der hundertprozentig „poltreuen“. So sind viele geschriebene Textsorten situationsverschränkt (ein Merkmal der Nähekommunikation) – Mietverträge beziehen sich auf das zu mietende Objekt, Gebrauchsanweisungen auf den zu gebrauchenden Gegenstand etc. Überhaupt ist das distanzsprachliche Merkmal ‚Situationsentbindung‘ am ehesten zu hinterfragen, da Kommunikation ja prinzipiell in bestimmten Situationen stattfindet – ein Unfallbericht in einer Zeitung setzt natürlich den entsprechenden Unfall voraus. Dennoch kann ich den Unfallbericht auch ohne zusätzliche Informationen verstehen, während ich die Angemessenheit eines Mietvertrages nur beurteilen kann, wenn ich das zu mietende Objekt kenne – der Unfallbericht ist somit weniger situationsverschränkt als der Mietvertrag – zu Recht sprechen Koch/Oesterreicher (1985: 22) von „relativer Situationsentbindung“.

Zu überprüfen ist nun unter Berücksichtigung veröffentlichter Korpora, welche Textsorten für Untersuchungen zur gesprochenen Sprache zu empfehlen sind, weil sie möglichst viele Merkmale der Nähekommunikation enthalten und somit als typische gesprochene Sprache Verallgemeinerungen zulassen.¹⁸ Folgende Textsorten stehen zur Verfügung: Telefongespräche, Verkaufsgespräche, Schulstunden, Small Talk in einem Kiosk, Beratungsgespräche, Schlichtungsgespräche, Talkshows und

¹⁸ Zur Beantwortung dieser Frage werden die bibliographischen Angaben zu Korpora gesprochener Sprache von Schwitalla (1997: 199) und Hoffmann (1998: 19 f.) herangezogen. Unberücksichtigt bleiben dabei solche Korpora, die speziell für sprachwissenschaftliche Untersuchungen durchgeführte Interviews enthalten, weil es sich bei diesen um künstliche Kommunikationssituationen handelt. Außerdem wird in diesem Beitrag davon ausgegangen, dass sich der Begriff ‚Textsorte‘ auf empirisch vorfindliche Klassifizierungen von Texten bezieht (vgl. dazu u.a. Isenberg 1983: 308, Rolf 1993: 45 und Heinemann/Viehweger 1991: 144). Unberücksichtigt bleiben außerdem die Textsammlungen, die darauf abzielen, ein möglichst breites Spektrum an Textsorten anzubieten (die Freiburger Korpora und Ehlich/Redder 1994), da dies dazu führt, dass die entsprechenden Textsorten nur in geringem Umfang vertreten sind. Außerdem soll an dieser Stelle auf die Korpora des IDS aufmerksam gemacht werden. Eine Liste findet sich in: <http://www.ids-mannheim.de/dsav/korpora/korpusliste.html>. Schlussendlich verfüge ich über zwei unveröffentlichte Korpora (Hennig 1996), die ich selbstverständlich Interessenten gern zur Verfügung stelle: vier Talkshows von 1995, drei Fußball-live-Reportagen von 1996. Diese Korpora sind aber nicht nach einem gängigen Transkriptionssystem transkribiert, sondern nur in literarischer Form, d.h. nur der Wortlaut wurde notiert. Deshalb sind diese Texte nicht für alle Fragestellungen geeignet.

Fußball-live-Reportagen.¹⁹ Bereits hier muss betont werden, dass die folgenden Überlegungen bezüglich der einzelnen Textsorten eher allgemeiner Art sind. Das heißt zum einen, dass nur wenig zur Zuordnung der einzelnen Merkmale gesagt werden kann – hier bedarf es genauerer Studien zu den einzelnen Textsorten, die im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden können. Außerdem weise ich nachdrücklich darauf hin, dass die Auswahl einer Textsorte nur unter Berücksichtigung des Untersuchungsgegenstandes geschehen kann. Die folgenden Überlegungen verstehen sich deshalb in erster Linie als Anregung dazu, Textsorten sehr sorgfältig auszuwählen.

Bei keiner der genannten Textsorten kann man von hundertprozentiger Nähekommunikation ausgehen; in der Regel weichen die Textsorten in ein bis zwei Merkmalen davon ab. Somit können die meisten aber noch als polnah eingestuft werden und sind durchaus für vergleichende Untersuchungen geeignet. Auf Grund der Abweichungen sollte man sich allerdings vor jeder Analyse eingehend mit den möglichen Textsorten auseinandersetzen und dabei abwägen, von welchen abweichenden Merkmalen am wenigsten zu erwarten ist, dass sie sich negativ auf die geplante Untersuchung auswirken. Außerdem muss die Transkriptionsart berücksichtigt werden; literarische Transkriptionen wie Brons-Albert 1982 und Hennig 1996 eignen sich nur eingeschränkt für Untersuchungen auf der Satzebene, während sie für Fragestellungen, die sich auf die Wortebene oder das Lexikon beziehen, in der Regel ausreichen.

Alle Merkmale der Nähekommunikation sind am ehesten in Textsorten aus der Alltagskommunikation zu erwarten (Gespräche in der Familie, unter Freunden etc.) – paradoxerweise liegen aber gerade aus diesem Bereich m.W. bisher keine veröffentlichten größeren Korpora vor.

Betrachtet man nun die genannten zur Verfügung stehenden Textsorten, so finden sich folgende Merkmale der Distanzkommunikation:

- *Telefongespräche* können u.a. Alltagsgespräche im Familien- und Freundeskreis sein, sind aber keine *face-to-face*-Interaktionen, was zur Folge hat, dass sie nicht wie diese situationsverschränkt sein können, da nicht auf Elemente im gemeinsamen Raum Bezug genommen werden kann. Dennoch sind Telefongespräche nicht räumlich getrennt (ein Distanzmerkmal), sondern nur räumlich. Außerdem ist die Vertrautheit der Partner nicht prinzipiell gegeben; die Themenfixierung und die Verwendung der Versprachlichungsstrategien hängt in hohem Maße davon ab, ob

¹⁹ Dabei sind diese Textsorten teilweise ‚Genres‘ mit ‚Subgenres‘ – vor allem das Telefongespräch kann ja ein Gespräch unter Freunden, ein Beratungsgespräch, ein Dienstgespräch u. v.m. sein. Man könnte also hinterfragen, ob die hier genannten Genres alle gleichermaßen als ‚Textsorten‘ bezeichnet werden können. Ich bleibe hier dennoch bei dieser – zugegebenermaßen vereinfachenden – Zuordnung, da es hier um Fragen der Brauchbarkeit der veröffentlichten Korpora für Untersuchungen zur gesprochenen Sprache geht und nicht um text- bzw. textsortentheoretische Erörterungen.

mit einer vertrauten oder einer fremden Person gesprochen wird bzw. von der Hierarchiebeziehung. Bei einer Verwendung von Brons-Alberts Korpus sollten daher die einzelnen Texte überprüft werden.

- Bei *Verkaufsgesprächen* sind die Partner in der Regel nicht miteinander vertraut; außerdem liegt das Distanzmerkmal der Themenfixierung vor; die Kunden haben ihre Frage vorher geplant und die Verkäuferinnen bemühen sich um eine größere Informationsdichte. Allerdings sind diese Merkmale der größeren Planung und Informationsdichte nicht in dem Maße ausgeprägt wie bei „reiner“ Distanzkommunikation – auch hier zeigt sich wieder, dass Koch/Oesterreicher bewusst von geringerer und stärkerer Ausprägung dieser Merkmale sprechen und diese nicht den beiden Polen pauschal zuordnen. Insofern bedeutet eine größere Informationsdichte und Planung als in anderen Gesprächstypen noch nicht, dass es sich um ein Distanzmerkmal handelt. Vor allem haben diese Gespräche, wie Brons-Albert (1995: 18 f.) zeigt, eine festgelegte Struktur.

- Kennzeichnend für *Schulstunden* ist vor allem die Hierarchiebeziehung, die zur Folge hat, dass die Vergabe des Rederechts in den Händen einer Person liegt: „Themen- und Sprecherwechsel sind nicht frei wie in einer natürlichen Gesprächssituation“ (Kaiser 1996: 7). Obwohl die Partner einander vertraut sind, ist die Gesprächssituation institutionell, was aber keineswegs bedeutet, dass sie öffentlich wäre, da sie sich auf einen festen Personenkreis beschränkt. Schulstunden sind themenfixiert. Kaiser (1996: 8) spricht von einer „eigentümlichen Mischung aus Nähe und Distanz in der Unterrichtssituation“.

- Das Korpus *Small Talk in einem Kiosk* ist durchaus mit einem Gespräch in der Familie oder unter Freunden zu vergleichen, da sich dort viele Personen aufhalten, die regelmäßig dort verkehren. Allerdings wird diese familiäre Gesprächssituation immer wieder durch das Hinzukommen weiterer, einander entweder vertrauter oder fremder Personen unterbrochen – das Distanzmerkmal der Öffentlichkeit liegt vor; die Gespräche sind teilweise themenfixiert, teilweise nicht.

- *Beratungsgespräche* und *Schlichtungsgespräche* sind dadurch gekennzeichnet, dass die Partner einander nicht vertraut sind – die Gesprächssituation ist nicht privat, aber auch nicht öffentlich in dem Sinne, dass die Gespräche für jedermann zugänglich wären – die Gesprächsteilnehmer werden vorher festgelegt. Obwohl man sich bei beiden Gesprächstypen um Objektivität bemüht, sind bei den nicht institutionsgebundenen Gesprächsteilnehmern die Nähemerkmale ‚Expressivität‘ und ‚Affektivität‘ teilweise sehr ausgeprägt, da sie häufig persönlich sehr involviert sind.

- *Talkshow* ist ein Oberbegriff für sehr verschiedenartige Gesprächsrunden im Fernsehen; im vorliegenden Korpus handelt es sich um den sogenannten ‚Trivial-Talk‘.²⁰ Diese Talkshows sind in stärkerem Maße öffentlich als die vorher genann-

²⁰ Vgl. dazu Fley (1997: 112); das sind die täglichen Talkshows, in denen jeder über alles reden kann.

ten Textsorten, da eine größere Anzahl Personen beteiligt ist (die allerdings auch vorher festgelegt sind) und auch das Publikum sich in das Gespräch einmischen kann. Außerdem sind sie insofern öffentlich, als das Fernsehpublikum unbegrenzt ist. Die Partner sind einander nicht vertraut. Der „Talkmaster“ vergibt in der Regel das Rederecht (sofern sich die Teilnehmer daran halten). Talkshows sind themenfixiert; vom Thema und von den Gästen hängt es ab, in welchem Maße die Versprachlichungsstrategien der Nähekommunikation entsprechen. Die Gesprächsteilnehmer bemühen sich teilweise um gehobenen Stil, weil sie sich im Fernsehen befinden; in der Regel werden diese Bemühungen aber durch die Merkmale der Nähekommunikation ‚Involviertheit‘, ‚Expressivität‘ und ‚Affektivität‘ überschattet.

• *Fußball-live-Reportagen* unterscheiden sich von allen anderen hier genannten Textsorten dadurch, dass es sich um Monologe handelt. Diese Textsorte lässt sich weder der Nähe- noch der Distanzkommunikation zuordnen. Das Fehlen des wesentlichen Nähemerkmals der Dialogizität hat zur Folge, dass die Merkmale ‚Vertrautheit der Partner‘ und ‚face-to-face-Interaktion‘ nicht angewendet werden können. Der Reporter richtet sich an die ihm fremden Zuschauer bei räumlicher, aber nicht zeitlicher Trennung. Auf der anderen Seite ist der Monolog in hohem Maße situationsverschränkt und teilweise sehr spontan und emotional und insofern nicht mit einem typischen schriftsprachlichen Monolog vergleichbar. Vor allem aber weist diese Textsorte eine Besonderheit auf, die sie stark von den anderen unterscheidet: In der Fußball-live-Reportage des Fernsehens (im Gegensatz zum Rundfunk) spielt der Bildkontext eine zentrale Rolle – der sprachliche Code versteht sich nur im Zusammenhang mit dem bildlichen Code. Das Merkmal ‚Präferenz für nichtsprachlichen Kontext‘ ist hier dominant.

Zwei wesentliche Ergebnisse lassen sich aus diesen kurzen Textsortenbeschreibungen ablesen:

1. Die Merkmale von Koch/Oesterreicher sind nicht immer ausreichend. Sie haben sich durchaus als gutes Raster zur Einordnung der Textsorten erwiesen; dabei hat sich aber an einigen Stellen gezeigt, dass die Merkmale ungenau sind oder nicht genügen; so bilden z.B. ‚Vertrautheit der Partner‘ und ‚Fremdheit der Partner‘ keine ausreichende Differenzierung, da ‚Vertrautheit‘ nicht bedeutet, dass die Partner gleichberechtigt sind – es können Hierarchiebeziehungen vorliegen. Diese wirken sich auf die Nähekommunikation aus: Mit dem Vorgesetzten spricht man anders als mit einem Familienmitglied. Ein weiteres Merkmal wäre deshalb ‚gleichberechtigt‘ vs. ‚nicht gleichberechtigt‘. Ebenso erwies sich die Gegenüberstellung ‚Öffentlichkeit‘/‚keine Öffentlichkeit‘ als etwas vage, da der Parameter ‚Öffentlichkeit‘ auch nicht definiert wird. Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit eine Gesprächssituation öffentlich ist? Ist ‚öffentlich‘ lediglich ‚nicht privat‘, ist also ein institutionsgebundenes Gespräch wie ein Beratungs- oder Arzt-Patientengespräch öffentlich? Oder bedeutet ‚öffentlich‘, dass die Textsorte für jedermann zugänglich ist, wie es in der Regel bei gedruckten Texten der Fall ist? Auch hier sollte man besser differenzieren: Ein Parameter könnte heißen: ‚auf einen

bestimmten Personenkreis beschränkt‘ vs. ‚nicht beschränkt‘; ein weiterer: ‚private‘ vs. ‚institutionsgebundene Kommunikationssituation‘. Bei einigen Parametern hat sich gezeigt, dass es schwer ist, festzulegen, wann man z.B. von geringerer oder größerer Informationsdichte und Planung sprechen kann oder wie man Situationsverschränkung festlegt. Diesem Problem sind Koch/Oesterreicher begegnet, indem sie „abstufende“ Termini verwendet haben – ‚größer‘, ‚geringer‘, ‚relativ‘ – und somit die Schwierigkeit einer Entweder-oder-Zuordnung umgehen.

2. Wie bereits vorher vermutet wurde, lässt sich keine der Textsorten hundertprozentig der Nähekommunikation zuordnen. Sie alle weichen in einzelnen Merkmalen davon ab, dabei ist dies aber bei manchen Merkmalen weniger gravierend als bei anderen. Da alle hier beschriebenen Textsorten nicht hundertprozentig der Nähekommunikation zugeordnet werden konnten, ergibt sich nun die Frage, ob die eine ‚polnäher‘ ist als die andere. Oder anders formuliert: Gibt es Merkmale, die unbedingt vorhanden sein sollten, damit man von Nähekommunikation sprechen kann, und gibt es Merkmale, deren Vorhandensein weniger essentiell ist? Diese Frage kann an dieser Stelle aber nicht beantwortet werden; sie kann sinnvoll nur im Zusammenhang mit dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand erörtert werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Wenn Abweichungen in Bezug auf einzelne Merkmale bestehen, so heißt dies nicht gleich, dass die entsprechende Textsorte nicht für vergleichende Untersuchungen geschriebener und gesprochener Sprache geeignet ist, denn diese Abweichungen bedeuten nicht automatisch, dass ein Distanzmerkmal vorliegt, sondern das Nähemerkmal ist weniger stark ausgeprägt als in anderen Textsorten der Nähekommunikation. Koch/Oesterreicher begegnen der Situation, dass es sich bei den Merkmalen nicht um eine Entweder-oder-Zuordnung handelt, durch die Auffassung von einem Kontinuum zwischen beiden Polen. Deshalb hat sich ihr Schema bei der Beschreibung von Textsorten trotz einzelner Ergänzungsvorschläge bewährt. Dennoch muss jeder vergleichenden Untersuchung eine eingehende Prüfung des zu untersuchenden Materials vorausgehen. Als wesentliches Merkmal der Nähekommunikation hat sich die Dialogizität erwiesen (umgekehrt ist das grundlegende Merkmal der Distanzkommunikation die Monologizität) – bei diesen Merkmalen gibt es nur ein Entweder-oder und sie beeinflussen in starkem Maße die weiteren Kommunikationsbedingungen.

5. Ein Anwendungsbeispiel: Tempus in gesprochener und geschriebener Sprache

Anhand eines Beispiels soll nun gezeigt werden, dass polnahe Textsorten der geschriebenen und gesprochenen Sprache (hier: Rezension, Talkshow) sich für das Aufzeigen von Unterschieden zwischen den beiden Registern eignen, während Untersuchungen von Textsorten aus dem Zwischenbereich (hier: Brief, Fußball-live-Reportage) nur Aufschluss über die jeweilige Textsorte bringen und keine Verallgemeinerungen zulassen.

Zu diesem Zwecke werden die Untersuchungsergebnisse aus Hennig (2000) auf diese Fragestellung angewendet. Folgende Hypothesen sollen anhand dieser Ergebnisse überprüft werden:

Hypothese 1:

Es gibt Unterschiede im Tempusgebrauch in gesprochener und geschriebener Sprache.

Hypothese 2:

Solche Unterschiede lassen sich vor allem an polnahen Textsorten ablesen.

Hypothese 3:

Textsorten aus dem Zwischenbereich eignen sich nicht für den Vergleich gesprochener und geschriebener Sprache.

	Talkshow		Fußball-live-R.		Privater Brief		Offizieller Br.		Rezension	
	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%
Präs.	1207	48,64	685	61,80	737	60,41	445	64,21	1170	82,92
Prät.	271	10,92	117	10,65	143	11,72	31	4,47	124	8,79
Perf.	930	37,00	229	20,67	256	20,98	150	21,65	90	6,38
Plusq.	21	0,85	24	2,16	31	2,54	21	3,03	12	0,85
Futur I	43	1,73	50	4,51	51	4,18	46	6,64	15	1,06
Fut. II	1	0,04	3	0,27	2	0,16				
Perf. II	8	0,32								

Tabelle 1: Tempusformen aller Verben außer *haben/sein* und Modalverben in den untersuchten Textsorten²¹

Natürlich lassen sich aus dieser Tabelle zunächst Textsortenunterschiede ablesen – es zeigt sich, dass sich die einzelnen Textsorten der gesprochenen und der geschriebenen Sprache unterschiedlich verhalten – es gibt keine Einheitlichkeit innerhalb der medial mündlichen bzw. der medial schriftlichen Textsorten. Es fragt sich nun, ob sich trotzdem Unterschiede zwischen dem Tempusgebrauch in gesprochener und geschriebener Sprache ermitteln lassen und welche Textsorten sich dafür eignen. Zu diesem Zwecke muss man zunächst prüfen, ob sich die Ergebnisse durch Textsortenbesonderheiten erklären lassen. Wenn dies bei polnahen Textsorten ausgeschlossen werden kann, so ist zu vermuten, dass die gefundenen Unterschiede tatsächlich Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache sind.

Betrachtet man unter diesen Gesichtspunkten die polnahen Textsorten Talkshow und Rezension, so fällt zunächst ein Unterschied im Präsensanteil auf. Der deutlich höhere Präsensanteil in der Rezension lässt sich aber aus Textsortenbesonder-

²¹ In Hennig (2000) wurden zunächst alle Verben ausgezählt; anschließend wurde eine Auszählung aller Verben außer *haben/sein* und Modalverben vorgenommen, da diese aus morphosyntaktischen Gründen zu Präteritumgebrauch neigen und sich somit ein genaueres Bild der Verteilung von Perfekt und Präteritum ergibt, wenn man sie nicht berücksichtigt.

heiten erklären: Es handelt sich im Wesentlichen um eine Inhaltsangabe und Wertung – für diese Merkmale werden keine Vergangenheits- oder Zukunftstempora benötigt. In den hier verwendeten Talkshows dagegen berichten die Beteiligten von ihren Erlebnissen in der Vergangenheit und die Vergangenheitstempora sind deshalb in ungefähr gleichem Umfang vertreten wie das Präsens. Daraus lässt sich ableiten: Auch wenn polnahe Textsorten prinzipiell dazu geeignet sind, Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache aufzuzeigen, muss man immer kritisch überprüfen, ob das Ergebnis nicht mit einer Besonderheit der Textsorte in Zusammenhang stehen könnte. Da sich hier Textsortenbesonderheiten ermitteln ließen, können hieraus folglich keine Schlussfolgerungen wie „in der geschriebenen Sprache wird mehr Präsens verwendet als in der gesprochenen Sprache“ abgeleitet werden. Ob eine Textsorte mehr Tempora zur Bezeichnung von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft oder Allgemeingültigkeit verwendet, hängt immer vom wesentlichen Zeitbezug der Textsorte sowie vom Thema des einzelnen Textemplars ab. Da im Deutschen allerdings mehrere Tempusformen zur Bezeichnung der Zeitbedeutungen zur Verfügung stehen, können Affinitäten zu einzelnen Tempusformen für eine Zeitbedeutung nicht nur textsorten-, sondern auch registerabhängig sein. Dies zeigt sich besonders deutlich im Bereich der Vergangenheitstempora, da für diese Zeitstufe die meisten Tempusformen zur Verfügung stehen: Die Dominanz des Perfekts in der Talkshow und des Präteritums in der Rezension sind nicht auf Textsortenbesonderheiten zurückzuführen, sondern es handelt sich um die allgemeine Tendenz, Perfekt und Präteritum in geschriebener Sprache gezielt als besprechende und erzählende Tempora einzusetzen, während das Perfekt in der gesprochenen Sprache sowohl besprechendes als auch erzählendes Tempus sein kann und deshalb – möglicherweise auf Grund der allgemeinen Tendenz der deutschen Sprache zur Satzklammer und auch aus sprachökonomischen Gründen – häufig das Präteritum ersetzt;²² das Präteritum ist in der gesprochenen Sprache wenigen Verben vorbehalten, wie sich in Hennig (2000b: 179 ff.) gezeigt hat. Im Bereich des Plusquamperfekts gibt es – zumindest aus rein statistischer Sicht²³ – keine wesentlichen Unterschiede; auffällig ist noch die Verwendung des Perfekts II in gesprochener Sprache.

Betrachtet man nun die anderen Textsorten, so wird schnell deutlich, dass eine Einbeziehung solcher Textsorten in vergleichende Untersuchungen geschriebener und gesprochener Sprache das Bild verzerren bzw. zu „contradictory findings“ führen würde: Der Anteil an Perfekt und Präteritum ist in der Fußball-live-Reportage und im privaten Brief fast identisch; im offiziellen Brief ist das Verhältnis so wie in der Talkshow. Die Unterschiede der Tempusverteilungen im Vergleich zu den polna-

²² Vgl. dazu Weinrich (1993: 23) und Sieberg (1984: 253 ff.).

²³ Bei einer Berücksichtigung der Tempusbedeutung zeigt sich, dass das Plusquamperfekt in der gesprochenen Sprache in zunehmendem Maße als reines Vergangenheitstempus verwendet wird, insbesondere bei *sein*. Auf Detailfragen dieser Art kann in diesem Rahmen leider nicht näher eingegangen werden.

hen Textsorten lassen sich durch Textsortenbesonderheiten erklären; auf die Details muss hier leider aus Platzgründen verzichtet werden (vgl. dazu Hennig 2000: 62 ff.).

Diese in knapper Form diskutierten Ergebnisse sollen nun durch die Auswertung der Hypothesen zusammengefasst werden:

Hypothese 1

Es haben sich klare Unterschiede im Gebrauch der Vergangenheitstempora gezeigt, wenn man lediglich die polnahen Textsorten Talkshow und Rezension berücksichtigt. Damit hat sich das bestätigt, was ein Ausgangspunkt der Untersuchungen in Hennig (2000) war: Viele Tempusdarstellungen sind einseitig, weil sie sich lediglich auf die Schriftsprache beziehen und Besonderheiten in gesprochener Sprache ignorieren.

Hypothese 2

Auch diese Hypothese hat sich bestätigt – bei einem Vergleich polnaher Textsorten sind Verallgemeinerungen zulässig – es ist zu erwarten, dass sich das Ergebnis bei einer Einbeziehung weiterer polnaher Textsorten bestätigen würde. Einschränkend muss allerdings betont werden, dass solche Verallgemeinerungen nicht unreflektiert vorgenommen werden dürfen – es muss immer überprüft werden, ob die Ergebnisse nicht durch Textsortenbesonderheiten bedingt sind. Erst wenn das ausgeschlossen werden kann, können Schlussfolgerungen in Bezug auf das Verhältnis gesprochener und geschriebener Sprache gezogen werden.

Hypothese 3

Es hat sich gezeigt, dass die Einbeziehung von Textsorten aus dem Zwischenbereich zwischen den Polen der Nähe- und Distanzkommunikation ein gewisses Durcheinander in die Beschreibung bringt. Zweifelsohne sollten auch solche Textsorten Gegenstand sprachwissenschaftlicher Untersuchungen sein, wenn es z.B. darum geht, die Vielfalt gesprochener und geschriebener Sprache zu dokumentieren oder wenn gerade dieser Zwischenbereich näher beleuchtet werden soll. Bei einem Vergleich gesprochener und geschriebener Sprache sollten sie aber prinzipiell außen vor bleiben – nur auf diesem Wege können gesprochene und geschriebene Sprache sinnvoll miteinander verglichen werden.

6. Schlussbemerkung

Es hat sich gezeigt, dass es angesichts der Heterogenität des Gegenstandsbereiches ‚gesprochene Sprache‘ äußerst schwierig ist, einen Weg zu finden, der Aussagen über diese zulässt. Die hier vorgeschlagene „Prototypenmethode“ erhebt nicht den Anspruch, das Problem endgültig gelöst zu haben; sie versteht sich vielmehr als Anregung, sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen und der Auswahl von Textsorten im Rahmen von Untersuchungen zur gesprochenen Sprache erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen.

Literatur

- Behaghel, Otto 1899/1927/1967: Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien. Lahr/Wiesbaden.
- Betten, Anne 1977/1978: Erforschung gesprochener deutscher Standardsprache. In: Deutsche Sprache 1977, 335-361; Deutsche Sprache 1978, 21-44.
- Biber, Douglas 1986: Spoken and written textual dimensions in English: resolving the contradictory findings. In: Language 62, 384-414.
- Biber, Douglas 1988: Variation across speech and writing. 1. spoken language related to written language. Cambridge.
- Brons-Albert, Ruth 1982: Die Bezeichnung von Zukünftigem in der gesprochenen deutschen Standardsprache. Tübingen (= Studien zur deutschen Grammatik 17).
- Chafe, Wallace L. 1985: Linguistic differences produced by differences between speaking and writing. In: Olson, David R. / Torrance, Nancy / Hildyrd, Angela: Literacy, language and learning. Cambridge, 105-123.
- Ehlich, Konrad / Hartung, Wolfdieter / Stock, Eberhard / Richter, Günther 1993: Methodische Anforderungen an die Erforschung der gesprochenen Sprache / des gesprochenen Textes / der mündlichen Kommunikation in den neunziger Jahren – Rund-Tisch-Gespräch. In: Richter (Hg.), 150-166.
- Engel, Ulrich 1974: Syntaktische Besonderheiten der deutschen Alltagssprache. In: Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972, Düsseldorf.
- Fiehler, Reinhard 1994: Analyse- und Beschreibungskategorien für geschriebene und gesprochene Sprache. Alles eins? In: Èmejrkova, Svetla / Daneš, František / Havlova, Eva (Hg.): Writing vs. Speaking. Tübingen. 175-180.
- Fiehler, Reinhard 2000: Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: Sprache und Literatur 85, 23-42.
- Fley, Matthias 1997: Talkshows im deutschen Fernsehen: Konzeptionen und Funktionen einer Sendeform. Bochum (= Bochumer Studien zur Publizistik und Kommunikationswissenschaft 85).
- Günthner, Susanne 1995: Gattungen in der sozialen Praxis. In: Deutsche Sprache, 193-218.
- Günthner, Susanne 2000: Grammatik der gesprochenen Sprache – eine Herausforderung für Deutsch als Fremdsprache? In: InfoDaF 4, 352-366.
- Heinemann, Wolfgang / Viehweger, Dieter 1991: Textlinguistik: eine Einführung. Tübingen (= Reihe germanistische Linguistik 115, Kollegbuch).
- Hennig, Mathilde 2000: Tempus und Temporalität in geschriebenen und gesprochenen Texten. Tübingen (= Linguistische Arbeiten 421).
- Hennig, Mathilde 2001: Gesprochene Sprache im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Nubert, Roxana (Hg.) Temeswarer Beiträge zur Germanistik 3, 349-362.
- Hennig, Mathilde i. V.: Vorschläge zu einer Grammatik des gesprochenen Deutsch.
- Höhne-Leska, Christel 1975: Statistische Untersuchungen zur Syntax gesprochener und geschriebener deutscher Gegenwartssprache. Berlin (= Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse 59, H.1).
- Hoffmann, Ludger 1998: Grammatik der gesprochenen Sprache. Heidelberg (= Studienbibliographien Sprachwissenschaft 25).
- Isenberg, Horst 1983: Grundfragen der Texttypologie. In: Daneš, František / Viehweger, Dieter (Hg.): Ebenen der Textstruktur. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (= Linguistische Studien: Reihe A 112), 303-342.

- Kaiser, Dorothee 1996: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: eine relevante Kategorie für den DaF-Unterricht? In: Deutsch als Fremdsprache 33, 3-9.
- Kleiber, Georges ²1998: Prototypensemantik: eine Einführung. Tübingen (= Narr-Studienbücher) [übers. v. Michael Schreiber].
- Klein, Wolfgang 1985: Gesprochene Sprache – geschriebene Sprache. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 9-35.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf 1985: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15-43.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf 1990: Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch. Tübingen (= Romanistische Arbeitshefte 31).
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf 1994: Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, H./ Ludwig, O. (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Halbbd. 1. Berlin; New York (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10), 587-604.
- Litvinov, Victor P. / Radčenko, Vladimir I. 1998: Doppelte Perfektbildungen in der deutschen Literatursprache. Tübingen (= Studien zur deutschen Grammatik 55).
- Rath, Rainer 1989: Zur Erforschung der „Gesprochenen Sprache“. In: Scherer, Hans (Hg.): Sprache in Situation: eine Zwischenbilanz. Bonn (= Abhandlungen zur Sprache und Literatur 22), 10-26.
- Rath, Rainer 1994: Was ist aus der Erforschung der gesprochenen deutschen Sprache geworden? Anmerkungen zur Geschichte eines Wissenschaftsgebietes. In: Löffler, H. / Jakob, K. / Kelle, B. (Hg.): Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. Studien zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Hugo Steger zum 65. Geburtstag. Berlin 375-395.
- Richter, Günther (Hg.) 1993: Methodische Grundfragen der Erforschung gesprochener Sprache. Frankfurt am Main et al. (= Arbeiten zur Sprachanalyse 16).
- Richter, Günther 1993: Methodische Richtlinien der Beschreibung gesprochener Sprache – Versuch einer Darstellung und Kritik. In: Richter (Hg.), 7-14.
- Rolf, Eckard 1993: Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Berlin, New York (= Grundlagen der Kommunikation und Kognition).
- Schank, Gerd / Schoenthal, Gisela 1976: Gesprochene Sprache: eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden. Tübingen (= Germanistische Arbeitshefte; 18).
- Schatte, Czeslawa 1993: Probleme der Vermittlung der gesprochenen Sprache im Fremdsprachenunterricht. In: Richter (Hg.), 135-142.
- Schlobinski, Peter 1996: Empirische Sprachwissenschaft. Opladen (= WV studium 174).
- Schlobinski, Peter (Hg.) 1997: Syntax des gesprochenen Deutsch. Opladen.
- Schwitalla, Johannes 1997: Gesprochenes Deutsch, Eine Einführung. Berlin (= Grundlagen der Germanistik 33).
- Sieberg, Bernd 1984: Perfekt und Imperfekt in der gesprochenen Sprache. Untersuchung zu Gebrauchsregularitäten im Bereich gesprochener Standard- und rheinischer Umgangssprache mit dem Erp-Projekt als Grundlage der Korpusgewinnung. Bonn.
- Söll, Ludwig ³1985: Gesprochenes und geschriebenes Französisch. Berlin (= Grundlagen der Romanistik 6).
- Weinrich, Harald 1993: Textgrammatik der deutschen Sprache. Unter Mitarb. von Maria Thurmair, Eva Breindl, Eva-Maria Willkop. Mannheim.

- Zahn, Günther 1991: Beobachtungen zur Ausklammerung und Nachfeldbesetzung in gesprochenem Deutsch. Erlangen.
- Zifonun, Gisela et al. 1997: Grammatik der deutschen Sprache. Berlin (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache Bd. 7,1).

Korpora

- Brons-Albert, Ruth 1984: Gesprochenes Alltagsdeutsch – Telefongespräche. Tübingen.
- Brons-Albert, Ruth 1995: Verkaufsgespräche und Verkaufstrainings. Opladen.
- Ehlich, Konrad / Redder, Angelika (Hrsg.) 1994: Gesprochene Sprache. Transkripte, Tübingen.
- Hennig, Mathilde 1996: Talkshows. Fußball-live-Reportagen (Manuskript).
- Redder, Angelika 1982: Schulstunden 1. Transkripte. Tübingen.
- Schröder, Peter (Hg.) 1985: Beratungsgespräche - ein kommentierter Textband. Tübingen
- Schröder, Peter (Hg.) 1997: Schlichtungsgespräche. Ein Textband mit einer exemplarischen Analyse. Berlin.
- TB I-IV 1971-1979: = Texte gesprochener deutscher Standardsprache. Erarbeitet am Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg i.Br. München.

Anna Molnár (Debrecen)

Fallstudie zur Grammatikalisierung der Modalpartikel *doch*

Vorbemerkungen

Doch ist nach Hentschels Auszählungen die zweithäufigste deutsche Modalpartikel (im Weiteren: MP) nach *ja* (Hentschel 1986: 247 f.). Allerdings wird der kategorielle Status des betonten *doch* unterschiedlich beurteilt. Die meisten Partikelforscher (Bastert 1985; Hentschel 1986; Brauße 1988, Brauße 2001; Helbig 1994; Thurmair 1989) halten nur die unbetonte Variante von *doch* für eine MP, betontes *doch* im Mittelfeld des Satzes zählen sie nicht zu den Modalpartikeln, sondern zu den Adverbien. Das Kriterium der Unbetonbarkeit lässt sich nach Meibauer aber nicht halten, MP können einen Kontrastakzent haben, so auch *doch* (vgl. Meibauer 1994: 31; 62; 104 ff.). Die Auffassung über eine betonte MP *doch* erscheint auch bereits im Kleinen Abtönungswörterbuch von Hentschel/Weydt (1983: 8 f.) und auch die neue IdS-Grammatik (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, Bd. 2: 1213 f.) hält die Betonung der MP *doch* im Mittelfeld für möglich.

Wenn man diese Überlegungen akzeptiert, so kann man im Mittelfeld nur anhand von weniger eindeutigen, funktionalen Kriterien zwischen MP und Adverb unterscheiden. Erscheint allerdings die durch *doch* ausgedrückte Adversativität auf der Ebene der Proposition, gilt *doch* als Adverb, wenn aber *doch* die Adversativität zwischen der Proposition und einem Element der Sprechersituation (z.B. Sprechereinstellung) signalisiert, so liegt es in MP-Funktion vor. In diesem Artikel folgen wir dieser Methode zur Wortartenbestimmung, umso mehr, als bei schriftlichen Belegen die Akzentverhältnisse nicht objektiv festgestellt werden können.

1. Die Satztypendistribution von *doch*

Im Gegensatz zu *ja*, das als MP der Assertion vorwiegend in Aussagesätzen vorkommt, weist *doch* eine breite Satztypendistribution auf.

Die MP *doch* drückt in *Aussagesätzen*

a) Bestätigung, Verstärkung aus, der Sprecher appelliert an die Zustimmung des Hörers und setzt Konsens voraus.

- (1) Ohne Devisen fühlst du dich doch dort wie ein Fremder im eigenen Staat.
(WKB/BL. 1, Bild 2. Hj. 1989)¹

Doch kann aber in Aussagesätzen auch Widerspruch gegenüber der vorangegangenen Äußerung ausdrücken:

- (2) Diese Kinder können doch nichts dafür, dass sie im anderen Teil Deutschlands geboren wurden.
(WKB/BL. 1, Bild 2. Hj. 1989)

Doch kommt auch in *Ausrufesätzen* vor, die

a) der Form nach ebenfalls Aussagesätze sind, d.h. die Zweitstellung des finiten Verbs aufweisen, aber mit Ausrufeintonation ausgesprochen werden:

- (3) Du bist doch kein kleines Kind mehr!
(Helbig 1994: 116)

b) in Ausrufesätzen mit *W*-Fragewort:

- (4) Was bist du doch für ein Faulpelz!
(Helbig 1994: 116)

In beiden Typen von Ausrufesätzen drückt *doch* einen leichten Gegensatz zwischen Sprechererwartung und -äußerung aus, und zeigt dadurch Überraschung oder Erstaunen an.

Doch wird in *Aussagesätzen* (mit Zweitstellung des finiten Verbs) mit *Frageintonation*, d.h. in sog. Rückversicherungsfragen verwendet, hier signalisiert es die Erwartung einer positiven Antwort, durch die jeder Zweifel aus dem Wege geräumt wird:

- (5) Sie trinken doch auch ein Glas Bier?
(Helbig 1994: 115)

In *W-Fragesätzen* mit *doch* formuliert der Sprecher eine Frage nach etwas in Vergessenheit Geratenem. Der Widerspruch, der in solchen Sätzen durch *doch* zum Ausdruck kommt, besteht darin, dass er es eigentlich wissen sollte:

- (6) Wie war doch Ihr Name?

¹ Die mit WKB bezeichneten Belege stammen aus dem sog. Wendekorpus der Mannheimer Korpora.

In *Aufforderungssätzen* dient *doch* der Intensivierung der Aufforderung, weil die entsprechende Handlung noch nicht durchgeführt wurde:

- (7) Wir können nichts tun. Gehen Sie doch in die DDR zurück!
(WKB/BL. 1 Bild 2. Hj. 1989)

In *Wunschsätzen* signalisiert *doch* den Gegensatz zwischen Wunsch und bestehender Wirklichkeit. *Doch* (oder *nur*) ist in diesem Satztyp obligatorisch zu setzen, d.h., es übernimmt eine Funktion, die Modalpartikeln sonst nicht erfüllen, weil sie die Satzmodi im Allgemeinen nicht bestimmen, nur spezifizieren. *Doch* (oder *nur*) wirkt aber in Wunschsätzen satzmodusidentifizierend (vgl. dazu auch Scholz 1987: 242 f.). *Doch* kann vorkommen

a) in eingeleiteten Wunschsätzen wie

- (8) Wenn es doch morgen nicht regnen würde!
(Helbig 1994: 117)

b) in uneingeleiteten Wunschsätzen wie

- (9) Wäre ich doch bloß vorige Woche in der Ständigen geblieben, dann wäre ich doch bald frei.
(WKB/BL. 1, Bild 2. Hj. 1989).

Ausgeschlossen ist *doch* in Entscheidungsfragen; in diesem Satztyp kann ein *doch* nur Adverb sein:

- (10) *Ist er doch weggefahren? (Modalpartikel)
Ist er doch weggefahren? (Obwohl er krank war / nicht wollte usw.) (Adverb)

Als *Homonyme* der MP *doch* gelten:

Die *Antwortpartikel*, als selbstständige, satzwertige Antwort auf eine negierte Entscheidungsfrage wie

- (11) Ist der D-Zug aus Heidelberg noch nicht angekommen? – Doch.

Die koordinierende *Konjunktion*:

- (12) Peter wollte lange schlafen, doch er konnte es nicht, weil das Telephon klingelte.

Das *Adverb*:

- (13) Er wusste zwar, dass er falsch handelte; er hat es doch getan.

Sucht man nach Ursachen des Phänomens, dass die MP *doch* in einer Vielfalt von Satztypen vorkommt, scheint es plausibel zu sein, die Gründe für die Verträglichkeit mit diesen Satztypen in der Semantik von *doch* zu suchen. Somit kommt logischerweise die Frage nach der Bedeutung der MP *doch* auf.

2. Die übergreifende Bedeutung

Als übergreifende Bedeutung von allen Vorkommenstypen (die MP-Homonyme inbegriffen) von *doch* wird in der Literatur ziemlich einstimmig *Adversativität* angegeben.

Im Falle der *Konjunktion* besteht der Gegensatz zwischen zwei Sätzen oder Teilsätzen; die betonte Variante, d.h. das *Adverb doch*, zeigt an, dass die Proposition im Gegensatz zu einer anderen, früher genannten Proposition steht. Diese muss – im Gegensatz zur Konjunktion – nicht unbedingt im Kontext präsent sein (vgl. Brauße 1988: 100). Im Falle der *Antwortpartikel* besteht der Gegensatz zwischen der vorher genannten negierten Frage und der darauf durch *doch* gegebenen positiven Antwort. Bei der MP ist der Gegensatz zwar etwas abgeschwächt, er besteht aber weiterhin, bezieht sich aber nicht auf eine explizit formulierte Proposition, sondern entweder auf die entgegengesetzte Einstellung des Sprechers zur Proposition oder zur angenommenen entgegengesetzten Einstellung des Gesprächspartners. Bei der MP ist der Gegensatz also nur implizit vorhanden, er ist nur durch Schlussfolgerung erschließbar (vgl. Brauße 1988: 101).

Will man nun die adversative Bedeutungsnuance der MP *doch* in den einzelnen Satztypen, in denen sie vorkommt, nachweisen, so lässt sich das am einfachsten durch Paraphrasen dieser Sätze erfassen und überprüfen.

In *Aussagesätzen* signalisiert der Sprecher durch *doch*, dass er annimmt, dass sein Hörer zu dem von ihm geäußerten Sachverhalt eine entgegengesetzte Meinung hat. Durch den Hinweis auf diesen möglichen Gegensatz macht der Sprecher aber auch den ersten Schritt in Richtung Konsens, indem er diesen Gegensatz bewusst macht und dadurch teilweise schon aus dem Wege räumt. Diese konsenskonstituierende Funktion von *doch* definiert J. Lütten wie folgt: „*Doch* appelliert an das Vorhandensein einer gemeinsamen Kommunikationsbasis“ (Lütten 1979: 36). In dem konkreten Fall von (1) ist die angenommene entgegengesetzte Meinung: Der Angesprochene könnte denken, dass er sich auch ohne Devisen in Westdeutschland heimisch fühlen wird, in (2) wird von dem Angesprochenen präsupponiert, dass er (wohl irgendeine Schuld den Kindern in die Schuhe schiebt und dabei) nicht beachtet, dass diese Kinder nichts dafür können, dass sie im anderen Teil von Deutschland geboren sind. Obwohl in (1) eher der bestätigende, Zustimmung heischende Charakter von *doch* im Vordergrund steht, in (2) aber eher auf den Widerspruch hingewiesen wird, sind es nur Funktionen der MP *doch*, welche dem Kontext zugeschrieben werden können, und die jedoch das *Bedeutungsminimum* ‚Gegensatz‘ beinhalten und variieren.

In der *Ergänzungsfrage* bekundet der Sprecher durch *doch*, dass ihm ein Sachverhalt zur Sprechzeit unbekannt ist, obwohl er ihm früher bekannt war und daher eigentlich bekannt sein müsste. Der Gegensatz besteht hier in der impliziten Sprechermeinung: Eigentlich sollte ihm der Sachverhalt bekannt sein, er ist es aber nicht.

Im *Aufforderungssatz* deutet der Sprecher durch *doch* an, dass der Angesprochene nicht tun will, wozu er ihn auffordert, d.h. der Gegensatz besteht zwischen dem angenommenen Verhalten des Angesprochenen und der geäußerten Aufforderung.

Im *Ausrufesatz* drückt der Sprecher mit *doch* sein Erstaunen über einen Sachverhalt aus, der von ihm nicht erwartet wurde; man hatte vielmehr gerade das Gegenteil erwartet, d.h. der Gegensatz besteht zwischen Sprechererwartung und Realität.

Im *Wunschsatz* kann *doch* einen Gegensatz zwischen bestehender Wirklichkeit und Erwartung andeuten: Der Sprecher möchte etwas erreichen, was zur Sprechzeit noch keine Realität ist.

3. Die Geschichte der MP *doch*

3.1. *Doch* als MP in alt- und mittelhochdeutscher Zeit

Nach A. Burkhardt ist *doch* zusammen mit *denn* die älteste Modalpartikel des Deutschen, die seit althochdeutscher Zeit in dieser Funktion belegt ist (Burkhardt 1994: 140). Seine Behauptung beruht teilweise auf E. Hentschels Untersuchungen, die sich ausführlich mit der Geschichte auch der MP *doch* befasst haben (vgl. Hentschel 1986). Hentschel hat nachgewiesen, dass *doch* in althochdeutscher Zeit als adversative Konjunktion, als Adverb und auch in MP-Funktion vorhanden war. Allerdings ist ihr MP-Verständnis stark funktionsorientiert: MPn sind für sie Wörter, die eine gewisse metakommunikative Funktion erfüllen (vgl. ebd. S. 31); ihre Stellung im Satz ist lediglich sekundär.

Hentschel weist *doch* in althochdeutscher Zeit in *Entscheidungs-[-!]²* und *W-Fragesätzen*, *Imperativsätzen*, in abhängigen *dass*-Sätzen, die eigentlich *finale Nebensätze* sind und einen Wunsch ausdrücken, nach. Diese Belege stammen aus der althochdeutschen Übersetzungsliteratur, aus dem Tatian bzw. aus Otfrids Evangelienharmonie. Hentschels Argumente für die freizügige Übersetzung der lateinischen Vorlagen, die den freien Zusatz von sprechsprachlichen Elementen wie

² Fragwürdig ist hier ihr Beleg für die Entscheidungsfrage, weil *doch* im Späteren in diesem Satztyp nicht nachweisbar ist; allerdings ist der Entscheidungsfragecharakter des Satzes nicht eindeutig, der *doch* enthaltende Teil des Satzes könnte genauso gut als Relativsatz interpretiert werden:

ist iaman hiar in lante es iauuiht thoh firstante?
(,ist jemand hier im Lande, (der) davon etwas doch verstünde?')
(Zitiert nach Hentschel 1986: 95)

doch in dem althochdeutschen Text zulässt (vgl. ebd. S. 89, 95), müssen wohl akzeptiert werden. Allerdings sind wir in der glücklichen Situation, dass aus der althochdeutschen Zeit neben der auch noch so frei übersetzten Literatur auch ein authentischer *doch*-Beleg, und zwar aus dem Hildebrandslied vorliegt, in dem *doch* sowohl in adverbialer als auch in MP-Funktion auftritt:

- (14) „[...] doh maht du nu aodliho, ibu dir din ellen taoc
in sus heremo man hrusti giwinnan,
rauba birahanen, ibu du dar enic reht habes.”
„der si doh nu argosto”, quad Hiltibrant,
„ostarliuto,
der dir nu wiges warne, nu dih es so wel lustit, [...]”

In neuhochdeutscher Übersetzung:

„[...] Doch kannst du nun leicht, wenn dir deine Kraft dazu reicht,
von einem so alten Mann die Rüstung gewinnen,
die Siegesbeute erlangen, wenn du irgendein Recht dazu hast.”
„Der sei doch nun der Feigste”, sprach Hildebrand,
„der Ostleute,
der dir jetzt [noch] den Kampf verweigere, [...]”
(Hildebrandslied. In: Mettke 1979: 82-83)

Das erste *doch* ist satzeinleitend, war wahrscheinlich betont, ist also ein Adverb mit der Bedeutung ‚dennoch, trotzdem‘. Dieses *doch* drückt Adversativität explizit, auf propositionaler Ebene aus. Das zweite *doch* steht im Mittelfeld, also an der klassischen Stelle einer MP. Durch dieses *doch* wird in den Satz eine mögliche, sprachlich nicht formulierte gegensätzliche Ansicht eingebracht und gleich ausgeräumt. Hildebrand weist hier mit *doch* auf die traditionelle Reaktion in einer solchen Situation hin, nach der man von einem alten Mann, dem sogar bewusst ist, dass ihn der eigene Sohn im Zweikampf besiegen will, erwarten würde, unter diesen Umständen den Kampf aufzugeben und seine Identität aufzudecken. Auf diese Präsupposition folgt Hildebrands Antwort, in der er durch *doch* seine entgegengesetzte, d.h. nicht erwartete Haltung signalisiert. Die Adversativität liegt hier also zwischen präsupponierter Erwartung und geäußelter Sprecherreaktion; die MP ist ein Mittel zur Signalisierung dieses implizit vorhandenen Konflikts. *Doch* erfüllt hier tatsächlich MP-Funktion und steht in althochdeutscher Zeit im Mittelfeld des Satzes.

Für die *mittelhochdeutsche* Zeit liefert Hentschel Belege von *doch*-Vorkommen in folgenden Satztypen (vgl. Hentschel 1986: 110-115): *Bestimmungsfrage* [d.h. *W-Interrogativsatz*], *Imperativsatz*, *Assertionssatz*, *Exklamationsatz*; in *Nebensätzen*: *Relativsatz* und *konditionaler Nebensatz ohne Hauptsatz*, d.h. der heutige *Wunschsatz* wie:

- (15) Het ich von dirre sumerzit
doch zwene tage und eine guote naht
mit ir ze reden ane nit

„Hätt’ ich von dieser Sommerzeit
doch zwei Tage und eine gute Nacht,
mit ihr zu reden ohne Groll.”

(Heinrich von Rugge, zitiert nach Hentschel 1986: 112)

Über diese Satztypen hinaus konnte ich *doch* auch in einem *kausalen Nebensatz* bei Hartmann von Aue belegen:

- (16) so enwaere in niht also guot
so daz si irs wol gunden,
wan si doch niht enkunden
ir niemer werden ane baz.

(Der arme Heinrich, in: Rautenberg 1987: 28)

„Es wäre das Beste, sie gönnten’s ihr, weil sie doch ihr Kind nie herrlicher verlören.”

(Neuhochdeutsche Übersetzung in W. Grimms Formulierung, ebd. S. 58)

3.2. Auswertung des eigenen frühneuhochdeutschen Korpus

Hentschels historische Untersuchungen der MP *doch* schließen mit der mittelhochdeutschen Periode, so dass es angebracht ist, die Geschichte dieser MP weiter zu verfolgen. Dies ist nicht nur wegen der Chronologie wichtig, sondern auch zur Überprüfung von Abrahams Annahme, wonach die Wortart MP im Deutschen erst mit der Herausbildung des strukturellen Mittelfeldes erscheint (Abraham 1990: 124 ff.). Die Herausbildung des Mittelfeldes fällt, wie durch die Erforschung der Geschichte des Satzrahmens nachgewiesen wurde, erst in die frühneuhochdeutsche Zeit (vgl. Schildt 1981: 282).³

Meine frühneuhochdeutschen Belege stammen aus zwei Sammlungen:

- 1) Die Reformation im zeitgenössischen Dialog. 12 Texte aus den Jahren 1520-1525. Bearb. v. W. Link. Berlin, 1968 (im Weiteren: RD).
- 2) O. Reichmann / K.P. Wegera: Frühneuhochdeutsches Lesebuch. Tübingen, 1988.

³ Für die frühneuhochdeutsche Periode liegt eine korpusbasierte Untersuchung der MPn vor: Simon (1996), der in einem Sprachlehrbuch von 1424 *doch* dreimal in Mittelfeldposition als MP nachgewiesen hat (ebd. S. 276-278).

Was in Bezug auf *doch*-Vorkommen in frühneuhochdeutschen Texten auffällt, ist die hohe Zahl der MP im Vergleich zu *doch*-Belegen, die es als Adverb oder als Konjunktion ausweisen. Für die Kategorisierung als MP galt bei der Auswertung der Belege das syntaktische Kriterium des Mittelfeldvorkommens. Um Verwechslungen mit dem Adverb zu vermeiden, wurde bei Mittelfeldbelegen erwogen, ob *doch* für die Proposition des Satzes konstitutiv ist oder eher zwischen Proposition und Sprechsituation fungiert. Im ersten Fall wurde *doch* als Adverb, im zweiten als MP bestimmt. Als geeignete mechanische Gegenprobe erwies sich bei der Wortartenbestimmung die Verschiebung von *doch* aus dem Mittelfeld ins Vorfeld; wenn *doch* nämlich ohne Veränderung der Satzbedeutung aus dem Mittelfeld ins Vorfeld verschoben werden kann, ist es ein Adverb. MP können bekanntlich nicht im Vorfeld stehen.

Untersucht man konkret nur die 12 Dialoge aus der Reformationszeit auf *doch*-Vorkommen, zeigt sich dabei folgende Verteilung auf die Wortarten:

<i>Doch</i>	als MP	89mal
	als Adverb	36mal
	als Konjunktion	8mal
	als Antwortpartikel	0

Die hohe Frequenz der MP beweist, dass *doch* zu Beginn des 16. Jh. in MP-Funktion bereits üblich war. Andererseits lässt sich aber schwer erklären, wieso *doch* als Antwortpartikel in einer dialogischen, die gesprochene Sprache nachahmenden Form absolut fehlt. Zum gleichen Ergebnis führte auch die Suche nach der Antwortpartikel *doch* im „Frühneuhochdeutschen Lesebuch“ von Reichmann/Wegera, das einen wesentlich größeren Zeitraum – die traditionell als frühneuhochdeutsch bezeichnete Epoche von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 17. Jh. – und ein breites Spektrum von Textsorten umfasst und in dem *doch* als MP ebenfalls mit hoher Frequenz vertreten, die Antwortpartikel *doch* dagegen nicht belegt ist. Diese Besonderheit gibt uns vielleicht Aufschluss über die Rekonstruktion der Grammatikalisierungsgeschichte von *doch* und hat sogar theoretische Konsequenzen bezüglich typischer Merkmale der Grammatikalisierung wie z.B. die semantische Ausbleichung, evtl. auch die phonologische Reduktion. Bevor wir aber auf diese Frage eingehen, sollen hier die Vorkommensstypen der MP-*doch* in diesen beiden frühneuhochdeutschen Korpora auf ihre Satztypendistribution hin inventarisiert werden.

Doch kommt in folgenden unabhängigen Satztypen vor:

a) im Verb-Erst-Aussagesatz:

- (17) Kann doch got gleich so wol in einem armenn pflughaltter sein Evangelium
 außbreitten als in münchen [Mönchen] vnd pffaffen.
 (Vater und Sohn, 1523, in: RD. S. 159)

Dieser Satztyp mit der Anfangsstellung des finiten Verbs und mit *doch* ist nach der Frühneuhochdeutschen Grammatik von Reichmann/Wegera eine Variante des Aussagesatzes in frühneuhochdeutscher Zeit, der sog. „emphatische Typus“, der seit dem frühen 16. Jh. belegt ist. Entstanden ist er unter lateinischem Einfluß und seit dem 15. Jh. im Deutschen üblich, später auch in Texten ohne lateinische Vorlage (vgl. Reichmann/Wegera 1993: 431). Zu letzterem Typ gehören auch die Reformationsdialoge, in denen dieser Aussagesatztyp häufiger (34) belegt ist als der Verb-Zweit-Typ (21). Auch in den Texten des Frühneuhochdeutschen Lesebuchs überwiegt dieser Typus (7) gegenüber Verb-Zweit-Aussagesätzen (3).⁴

b) im Verb-Zweit-Aussagesatz:

- (18) SCHULTHAYSS: Was hort ir dann vom Luther, So yetz zu Worms
 gewesen ist?
 PFARRER: Was gat mich der münich an? Er ist ain ketzer, er redt vnd
 schreybt widern glauben. Warlich er wirt sein lon fynden, den er
 verdient hat vnd alle die jm an hangent.
 SCHULTHAYSS: Warumb , herr Pfarrer? Nun hat er doch gut vnd
 Cristenlich ding gelert vnd geschriben, das dem glauben nicht abnymbt.
 (Pfarrer und Schultheiß 1521, in: RD S. 128)

c) in *Ausrufesätzen* mit Zweitstellung des finiten Verbs, die der Form nach Aussagesätze sind:

- (19) KARSTHANS: Do sich [sehe] ich, das er ein gauchmacher ist, der mit vil in
 der heiligen geschrift gelesen oder verstanden hat.
 STUDENS: Er ist doch doctor in theologia!
 (Karsthans 1521, in: RD S. 79)

d) in *W-Fragesätzen*:

- (20) Wen hat er doch ye verlassen, der jm [ihm] gedient, glaubt vnd
 vertrauet hat?
 (Petrus und Bauer 1523, in: RD S. 173)

e) in *Imperativsätzen*:

- (21) Vater: Lieber sun, laß doch ein wenig hören!
 (Vater und Sohn 1523, in: RD S. 153)

⁴ Der Verb-Erst-Aussagesatz, in dem *doch* auch heute obligatorisch vorkommt, wird von Altmann auch für das Gegenwartsdeutsch angenommen; sein Beispiel:

Wir holen dich schon ein. Gehen wir doch (eh) immer schneller.
 Durch *doch* wird in solchen Sätzen nach Altmann „der Inhalt als unkontrovers, längst akzeptiert gekennzeichnet und damit an die Einsicht des Hörers appelliert“ (Altmann 1993: 1020).

f) In *Wunschsätzen* ist *doch* in meinem Korpus nicht belegt; Paul/Henne weisen es aber in frühneuhochdeutscher Zeit in Luthers Bibelübersetzung nach (vgl. Paul/Henne 1992: 177).

g) *Doch* ist als MP in frühneuhochdeutscher Zeit auch in *abhängigen Sätzen*, d.h. in Nebensätzen vielfach belegt; es kommt in *kausalen* und *finalen* Nebensätzen, in *Relativsätzen* vor. Auffallend ist hier eine besonders hohe Frequenz einer bestimmten Art von *Konzessivsätzen*, eingeleitet mit den Konjunktionen *so* oder seltener *da* und mit der Partikel *doch*:

- (22) Verdienen aber unsere gute werck nichts / so sie doch Gott in diesem vnd zukünfftigen leben wil belohnen?
(Heidelberger Katechismus 1563, in: Reichmann/Wegera 1988: 112)
- (23) Warumb aber so viel Lateinische vnnd andere wörter in der Deutschen Sprachen sind / da sie doch Gens indigena, nec infecta connubijs alius gentis,
(Bartholomäus Scheräus: Sprachen-Schule 1619, in: Reichmann/Wegera 1988: 182)

Die frühneuhochdeutsche Satztypendistribution von *doch* zeigt keine wesentlichen Unterschiede zum mhd. – und auch zum nhd. Sprachzustand, außer, dass *doch* in unserem Korpus in *Wunschsätzen* nicht belegt ist. Das kann unterschiedliche Gründe haben. Erstens ist der irrealer Wunschsatz – wie Altmann feststellt – nicht adressatenorientiert und deshalb im Allgemeinen selten belegt (Altmann 1993: 1025). Zweitens ist es möglich, dass dieser Satztyp mit *doch* – von Hentschel seit mhd. Zeit nachgewiesen (vgl. (15)) – in der frühneuhochdeutschen Zeit nicht sehr verbreitet war.⁵ Versucht man diese Tatsache zu deuten, so könnte z.B. angenommen werden, dass *doch* in *Wunschsätzen* einen hohen Grammatikalisierungsgrad erreicht hat, der frühneuhochdeutsch noch nicht erreicht ist oder nur selten zur Anwendung kommt (der mittelhochdeutsche Beleg von Hentschel könnte dann als sporadisches Vorkommen bezeichnet werden.). *Doch* ist im *Wunschsatz* tatsächlich ein hochgrammatikalisierendes, semantisch stark entleertes Zeichen mit der grammatischen Funktion, den *Wunschsatz* vom *Konditionalsatz* zu unterscheiden. Die adversative Bedeutung, der Gegensatz zwischen Wunsch und Realität ist dabei ziemlich schwach ausgeprägt und kann nicht ausschlaggebend für den Gebrauch sein, sonst könnte man *doch* in *Wunschsätzen* nicht durch *nur* oder *bloß* ersetzen.

⁵ Diese Annahme kann im Lichte der Tatsache akzeptabel sein, dass die historische Syntax von Behaghel den klassischen Typ des *Wunschsatzes* in der vorangegangenen Epoche, d.h. in mittelhochdeutscher Zeit, mit einer Konstruktion ohne *doch* beschreibt, eingeleitet durch die Partikeln *wanne*, *wan* wie z.B.:

wan kunde ouch ich nu minne stelen
,Wenn ich nur Minne stehlen könnte!
(Behaghel 1928: 432).

Typisch frühneuhochdeutsch erscheint dagegen die Funktion von *doch* als sog. verdeutlichende Partikel in *Konzessivsätzen* (vgl. Reichmann/Wegera 1993: 465). Diese Funktion teilt *doch* mit anderen MPn wie *schon* und *wohl*, die in frühneuhochdeutscher Zeit den konzessiven Satztyp vom *Konditionalsatz* meistens formal unterschieden und dadurch „verdeutlichten“. Dies scheint eine rein grammatische Funktion zu sein, die aber sicherlich von der einräumenden Bedeutungsnuance in diesen drei Modalpartikeln herrührt. Im Falle von *doch* stammt sie wahrscheinlich von der Konjunktion, die bereits ahd./mhd. in der Bedeutung ‚obwohl‘ (vgl. Paul/Henne 1992: 176) belegt ist, wie ein mhd. Zitat zeigt:

- (24) der was, doch tot, so minneclich. (ebd.)

3.3. Zwischenbilanz

Die Inventarisierung der Satztypen, in denen *doch* von der ahd. bis zur nhd. Zeit vorkommt, beweist deutlich, dass seine Verwendungsmöglichkeiten immer größer wurden; in immer mehr Satztypen konnte es vorkommen. *Doch* erweist sich also als sehr anpassungsfähig und kontextsensitiv; es ist praktisch seit mittelhochdeutscher Zeit mit allen Satzmodi verträglich, die einzige Ausnahme bildet der Formtyp *Entscheidungsfragesatz*. Die Ausweitung der Satztypendistribution ist kein typischer Zug von Grammatikalisierungsprozessen – im Allgemeinen zeichnet sich der MP-Status eher durch die Einschränkung auf bestimmte Satzmodi aus –, kann aber eine Begleiterscheinung der Grammatikalisierung sein (vgl. Diewald 1997: 75 f.). Das Sprachzeichen wird nämlich dadurch, dass es auch in bestimmten Sätzen (wie *Wunschsatz*, *fnhd. Konzessivsatz*) als unterscheidendes Merkmal *obligatorisch* zu setzen ist (vgl. *Obligatorisierung* als Parameter der Grammatikalisierung, Lehmann 1995: 1255), in einem breiteren Kreis von Satztypen verwendet.

Wie es scheint, hat der Gebrauch der MP *doch* nur eine Einschränkung: Mit *W-Fragesätzen* ist sie verträglich, nicht aber mit dem Formtyp *Entscheidungsfrage*. Eine mögliche Antwort auf die *Warum-Frage* könnte Thurmairs These von der *Formtypgesteuertheit des MP-Auftretens* liefern (Thurmair 1993: 22-43). Wenn MPn nicht vom Satzmodus, sondern vom Formtyp gesteuert auftreten, soll man „formale“ Gründe für das Fehlen von *doch* als MP in Entscheidungsfragen suchen. Folgende Hypothese könnte eine Art Lösung bieten:

Die Entscheidungsfrage ist ein V-Erst-Satztyp. *Doch* tritt als MP in folgenden V-Erst-Typen auf:

- uneingeleiteter *Wunschsatz*
- *Imperativsatz*
- V-Erst-Aussagesatz

Bei diesen drei Satztypen steht das Verb nur im V-Erst-Aussagesatz im *Indikativ*, wie das bei der Entscheidungsfrage der Fall ist; in den beiden anderen Satztypen steht das Verb im *Konjunktiv* bzw. im *Imperativ*, die den Satztyp ohnehin identi-

fizieren. Wäre *doch* also auch in Entscheidungsfragesätzen möglich, so bestünde die Möglichkeit des Verwechselns mit dem V-erst-Aussagesatz, vor allem in der Schrift, wo die intonatorischen Merkmale die Identifizierung nicht erleichtern.

Darüber hinaus gibt es natürlich auch semantische Gründe dafür, warum *doch* mit der Entscheidungsfrage unvereinbar ist.⁶ In einer Entscheidungsfrage möchte der Sprecher wissen, welcher von zwei möglichen Sachverhalten zutrifft. Dabei weist er nicht auf gewisse Vorannahmen, z.B. die bevorzugte Antwort, wie das bei der sog. Rückversicherungsfrage wie (5) der Fall ist, hin. Er möchte auch nicht, wie bei der Ergänzungsfrage mit *doch* (6), wissen, was der Hörer über seinen Kenntnisstand denkt; der Sprecher legt seine absolute Unkenntnis über den Sachverhalt offen und schließt dadurch die Möglichkeit einer gemeinsamen Kommunikationsbasis aus. In einer solchen Situation hat *doch* als Verweismittel auf die vorausgesetzte gemeinsame Kommunikationsbasis nichts zu suchen.

Die Steuerung des MP-Auftretens durch den Formtyp macht sich, wie oben bereits gezeigt, auch noch bei zwei anderen Satztypen bemerkbar: im *frühneuhochdeutschen Konzessivsatz*, wo *doch* Konzessivsätze von sonst formal identischen Konditionalsätzen unterscheidet, und bei *Wunschsätzen*, wo es ebenfalls zwischen Konditionalsätzen und Wunschsätzen differenziert. *Doch* ist in diesen Satztypen also derart grammatikalisiert, dass es keine lexikalische (wie das Adverb) oder pragmatische (wie die klassische MP) Bedeutung mehr besitzt, sondern nur eine *grammatische* Funktion erfüllt, indem es Satztypen auch formal unterscheidet.

4. *Doch* als ein Spezialfall der Grammatikalisierung

Die historische Übersicht der Verwendungsformen von *doch* hat Folgendes gezeigt:

a) Chronologie

Doch ist eine MP, die in dieser Funktion seit althochdeutscher Zeit vorhanden ist. Dies ist eine merkwürdige Tatsache, wenn man – in Anlehnung an Abraham (1990: 125 ff.) – annimmt, dass die Herausbildung der Kategorie MP mit der Herausbildung des topologischen Mittelfeldes korreliert, wobei dies wiederum auf die späte mhd. Zeit bzw. auf die frühneuhochdeutsche Zeit zu datieren ist. Vor diesem Hintergrund scheint sich *doch* also singular zu verhalten, selbst wenn es in MP-Funktion im Althochdeutschen nur sporadisch nachzuweisen ist.

Neben seiner Rolle als MP ist *doch* bereits seit althochdeutscher Zeit auch noch in adverbialer und konjunkionaler Funktion sowohl mit adversativer Bedeutung ‚aber, dennoch, gleichwohl‘ als auch mit konzessiver Bedeutung ‚obwohl‘ belegt

⁶ Mit diesem Problem hat sich Brauße eingehend beschäftigt (Brauße 1988: 77-113); ihre Erörterungen bildeten den Ausgangspunkt zu nachstehenden Gedanken.

(vgl. Paul/Henne 1992: 176). Adversative und konzessive Bedeutungen sind logische Inhalte, die in der regelgemäßen Grammatikalisierung erst am Ende der semantischen Entwicklungsskala

räumliche Einordnung > temporale Beziehung > *logische* [Hervorhebung von mir A. M.], modale, illokutive Textkohärenz schaffende Bedeutung

(vgl. Abraham 1990: 128) auftreten. Im Falle von *doch* bilden jedoch jene Stufen den Ausgangspunkt, und wahrscheinlich spätestens⁷ in althochdeutscher Zeit kommt es zu einer kleinen Verschiebung auf dieser Skala: Das (logische) adversative Verhältnis von zwei Sätzen, das durch die Konjunktion oder durch das Adverb angezeigt werden konnte, wurde auf die kommunikative Situation übertragen, auf das Sprecher-Hörer-Verhältnis. So konnte die Präsupposition des Sprechers, dass nämlich der Hörer entgegengesetzter Meinung sein könnte, signalisiert werden. Diese implizit vorhandene Proposition ist es, auf die der Sprecher durch *doch* Bezug nimmt, und diese Funktion von *doch* entfaltet sich schon im modal-illokutiven Bereich.

b) Die Verteilung auf Satztypen

Wie belegt werden konnte, ist *doch* seit mittelhochdeutscher Zeit mit allen Satzmodi und fast allen Satztypen verträglich, im Gegensatz z.B. zu *denn*, das nur in Fragesätzen, zu *ja*, das nur in Aussagesätzen (evtl. in Exklamativsätzen), zu *eben*, das in Aussage- und Aufforderungssätzen, zu *wohl*, das in Aussage- und Fragesätzen vorkommt. Für die Erweiterung der Satztypendistribution ist, wie oben ausgeführt, die Obligatorisierung von *doch* in bestimmten Satztypen verantwortlich.

c) Die Antwortpartikel *doch*

Doch kommt, ähnlich wie einige MP wie *ja*, *eben*, evtl. *schon* im heutigen Sprachgebrauch auch als Antwortpartikel vor. Die Antwortpartikel *doch* wird aber erst im 18. Jh. belegt (Grimm 1860: 1205, Paul/Henne 1992: 177, Behaghel 1928: 159). Dieses späte Auftreten passt nicht in die dargelegte Grammatikalisierungsgeschichte der MP *doch*. Hier ist eine lineare Ableitung wie z.B. im Falle von *ja* nicht möglich. Die Antwortpartikel *ja* ist nämlich schon seit althochdeutscher Zeit belegt (Paul/Henne 1992: 435), während das unbetonte Mittelfeld-*ja* als MP (auch durch Kontamination mit dem Temporaladverb *je*) erst im Frühneuhochdeutschen erscheint. Eine Zwischenstufe stellte wohl das satzeinleitende *ja* dar, das sozusagen eine Vorabzustimmung zum nachfolgenden Satz signalisierte (ebd.). Eine Parallelentwicklung zeichnet sich bei der Antwortpartikel *doch* nicht ab. Mit dieser betonten Partikel reagiert man auf eine explizit formulierte Proposition, auf eine negierte Frage, zu der die mit *doch* gegebene Antwort einen Gegensatz darstellt. Der Gegensatz ist

⁷ Hentschel nimmt an, dass *doch* in metakommunikativer [d.h. abtönender – A.M.] Funktion bereits im Gotischen vorhanden war (vgl. Hentschel 1986: 71 ff.).

also explizit formuliert, auf der propositionalen und nicht auf der pragmatischen Ebene der Gesprächssituation. *Doch* verhält sich hier also dem Adverb und nicht der MP ähnlich. Diese Tatsache widerspricht scheinbar der These der *Unidirektionalität*, d.h. der Verlaufsrichtung dieser Prozesse, in denen lexikalische Mittel zu grammatischen Mitteln werden bzw. weniger grammatische Sprachzeichen zu mehr grammatischen (vgl. Lehmann 1995: 11). Auch der Prozess der sog. semantischen Ausbleichung scheint hier widerlegt zu sein: Die Antwortpartikel bewahrt die adversative Grundbedeutung in hohem Maße, diese Bedeutung ist sogar konstitutiv für die Proposition. Die Antwortpartikel ist im Gegensatz zur MP auch betont, erlebt also im Laufe der Grammatikalisierung nicht einmal eine intonatorische Reduktion wie die MP. So muss man hier wahrscheinlich eine andere Grammatikalisierungsgeschichte annehmen, die vielleicht von einem vollständigen Satz, eingeleitet durch das Adverb *doch*, zu einem elliptischen Satz führt, wie z.B.

- (25) POLIZIST: Kennen Sie nicht die Verkehrsregeln?
 FUSSGÄNGER: Doch, ich kenne sie.
 oder: *Doch.*

Die Aufdeckung der Grammatikalisierung der Antwortpartikel ist nicht Gegenstand dieses Beitrages, hier können also nur Annahmen geäußert werden. Durch ihre Einblendung in die Entstehungsgeschichte der MP *doch* konnte aber darauf hingewiesen werden, dass sich bei der Grammatikalisierung eines einzigen Spenderlexems manchmal mehrere Grammatikalisierungsprozesse abspielen oder einander überschneiden, so dass man sich Grammatikalisierung nicht unbedingt als einen einspurigen, chronologisch linearen Prozess vorzustellen hat.

Literatur

- Abraham, Werner 1990: Zur heterogenen Entfaltung der Modalpartikel im Ahd. und Mhd. In: Betten, A. (Hg.), *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen*. Tübingen, 124-138.
- Altmann, Hans 1993: Satzmodus. In: Jacobs, J./Stechow, A./Sternefeld, W./Vennemann, T. (Hg.): *Syntax*. 1. Halbband., Berlin, New York, 1006-1029.
- Bastert, Ulrike 1985: *Modalpartikel und Lexikographie*. Tübingen.
- Behaghel, Otto 1928: *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. Bd. III: *Die Satzgebilde*. Heidelberg.
- Brauß, Ursula 1988: *Modalpartikeln in Fragesätzen*. Berlin (= *Linguistische Studien*. Reihe A. Arbeitsbericht 177), 77-113.
- Brauß, Ursula 2001: Die kontextuellen Varianten des Konnektors *doch*. In: Kocsány, P./Molnár, A. (Hg.): *Wort und (Kon)text*. Frankfurt, Berlin etc., 151-171.
- Burkhardt, Armin 1994: *Abtönungspartikeln im Deutschen: Bedeutung und Genese*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 22, 129-151.
- Diewald, Gabriele 1997: *Grammatikalisierung*. Tübingen.

- Grimm, Jacob u. Wilhelm 1860: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. II, Nachdr. 1984 München.
- Helbig, Gerhard 1994: *Lexikon deutscher Partikeln*. Leipzig, Berlin, München.
- Hentschel, Elke 1986: *Funktion und Geschichte deutscher Partikeln. Ja, doch, halt und eben*. Tübingen.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald 1983: *Kleines Abtönungswörterbuch*. In: Weydt, H. (Hg.): *Partikeln und Interaktion*. Tübingen, 3-24.
- Lehmann, Christian 1995: *Thoughts on Grammaticalization*. München, Newcastle.
- Lütten, Jutta 1979: *Die Rolle der Partikeln doch, eben und ja als Konsensus Konstitutive in gesprochener Sprache*. In: Weydt, H. (Hg.): *Die Partikeln der deutschen Sprache*. Berlin, New York, 30-38.
- Meibauer, Jörg 1994: *Modaler Kontrast und konzeptuelle Verschiebung*. Tübingen.
- Mettke, Heinz (Hg.) 1979: *Älteste deutsche Dichtung und Prosa*. Leipzig.
- Paul, Hermann/Henne, Helmut 1992: *Deutsches Wörterbuch*. Tübingen.
- Rautenberg, Ursula (Hg.) 1987: *Hartmann von Aue: Der arme Heinrich. Mittelhochdeutscher Text und Prosaübersetzung von W. Grimm*. Stuttgart.
- Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus Peter (Hg.) 1988: *Frühneuhochdeutsches Lesebuch*. Tübingen.
- Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus Peter 1993: *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Tübingen.
- Schildt, Joachim 1981: *Zur Ausbildung des Satzrahmens*. In: Kettmann, G./Schildt, J. (Hg.): *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470-1730). Der Einfachsatz*. Berlin, 235-284.
- Scholz, Ulrike 1987: *Wunschsätze im Deutschen – formale und funktionale Beschreibung*. In: Meibauer, J. (Hg.): *Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik*. Tübingen, 234-258.
- Simon, Horst 1996: *Zur Problematik einer Geschichte der deutschen Abtönungspartikeln*. In: *Sprachwissenschaft* 21. H.3, 262-300.
- Thurmair, Maria 1989: *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*. Tübingen.
- Thurmair, Maria 1993: *Äußerungsform oder Äußerungsfunktion? Zu den Bedingungen für das Auftreten von Modalpartikeln*. In: *Deutsche Sprache* 21, 22-43.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno 1997: *Grammatik der deutschen Sprache*. Bd. 2. Berlin, New York (= *Schriften des Instituts für deutsche Sprache*, Bd. 7.2).

Werkstatt

Christa Dürscheid (Münster)

Von der Sprachwissenschaft zur Schule. Überlegungen zum muttersprachlichen Deutschunterricht

Vorbemerkungen

Ein Beitrag, der den Titel „Von der Sprachwissenschaft zur Schule“ trägt, weckt Assoziationen. Einige Leser¹ denken möglicherweise an frühere Tendenzen in der Sprachdidaktik, die mit dem pejorativen Begriff ‚Linguistisierung des Deutschunterrichts‘ bezeichnet wurden. Andere erinnern sich an Publikationen wie „Linguistik und Deutschunterricht“ oder „Linguistik – Lehrer – Sprachunterricht“ aus den 70er Jahren, in denen die Bezüge zwischen Fachwissenschaft, Fachdidaktik und Schulunterricht ausführlich diskutiert und eine „Umsetzungsdidaktik“ (vgl. Eichler/Henze 1998) favorisiert wurde. Vor diesem Hintergrund bedarf es zunächst einer Klarstellung: Es geht mir im Folgenden *nicht* darum, die alte Diskussion um die ungebrochene Übernahme linguistischer Theorien in den Schulunterricht wieder aufzugreifen. Diesem Umsetzungsansatz liegt, so betont Hartmut Günther in seiner programmatischen Antrittsvorlesung zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik, ein „systematisches Fehldenken“ (Günther 1998: 26) zugrunde. Zu Recht wird in der neueren Didaktikforschung die Ansicht vertreten, dass nicht die Inhalte und Methoden der Bezugswissenschaft die Inhalte des Schulfachs bestimmen sollten, sondern umgekehrt die didaktischen Erfordernisse und die Lernziele des Fachs bei der Auswahl der Unterrichtsinhalte im Vordergrund stehen müssen.

Ich möchte das Augenmerk hier auf einen anderen, bislang vernachlässigten Aspekt des Themas richten. Mein Ziel ist darzulegen, welche der im Germanistikstudium vermittelten linguistischen Grundlagen im muttersprachlichen Deutschunterricht Anwendung finden können. Es soll also die Perspektive von Lehramtsstudenten eingenommen werden, die fragen, ob und wie sich das in den linguistischen Grundlagenseminaren erworbene Wissen im schulischen Alltag anwenden lässt. Zur Beantwortung dieser Frage orientiere ich mich aus den eben genannten Gründen an den Lernzielen des Fachs Deutsch, nicht an den in der Sprachwissenschaft als wichtig angesehenen Forschungsansätzen.

Meine Vorgehensweise ist wie folgt: In Abschnitt 1 lege ich dar, welchen Stellenwert die Sprachwissenschaft in der Ausbildung der Lehramtsstudenten hat. Es soll hier keine bildungspolitische Diskussion zur Frage der sinnvollen Lehrer-

¹ Hier und im Folgenden verwende ich das generische Maskulinum.

ausbildung geführt werden; worum es mir vielmehr geht, ist, die universitäre Situation zu beschreiben, in der sich viele Lehramtsstudenten befinden und die für mich als Hochschullehrerin Auslöser für die Überlegungen zu diesem Beitrag war. In Abschnitt 2 wird das historische Verhältnis von Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik und muttersprachlichem Deutschunterricht knapp skizziert. Abschnitt 3 behandelt die eingangs erläuterte Frage: Welche der in den linguistischen Seminaren vermittelten Inhalte können im muttersprachlichen Deutschunterricht Anwendung finden? Abschließend werden knapp die Konsequenzen, die sich aus dem vorgelegten Befund ergeben, diskutiert (Abschnitt 4).

1. Sprachwissenschaft in der Lehrerbildung

Dass gerade Lehramtsstudenten die Frage nach der didaktischen Umsetzung sprachwissenschaftlicher Inhalte stellen, verwundert nicht: Sie sind es, die, wie im Titel formuliert, den Weg „von der Sprachwissenschaft zur Schule“ gehen. In der einschlägigen Literatur, die in linguistischen Seminaren gelesen wird, erhalten die Studenten darauf nur selten eine Antwort. Die meisten Einführungswerke geben einen Überblick über die Teilbereiche der Sprachwissenschaft, stellen die wichtigsten Beschreibungskategorien und Forschungsansätze vor und demonstrieren die gängigen linguistischen Analyseverfahren an ausgewählten Beispielen. Die Sprachdidaktik bleibt weitgehend unberücksichtigt – und dies selbst in solchen Lehrbüchern, die speziell für Lehramtsstudenten konzipiert sind.² Auch im Seminargespräch steht die Vermittlung des linguistischen Fachwissens im Vordergrund. Die Frage nach der didaktischen Verwertbarkeit dieser Veranstaltungen wird von den Studenten denn auch immer wieder gestellt. Wenn sie keine befriedigende Antwort erhalten, kann dies zwei Gründe haben: Entweder haben die Dozenten selbst keinen Bezug zum Deutschunterricht, wissen also nicht, ob und wie die Kenntnisse, die sie vermitteln, in der Schule Anwendung finden können. Oder aber sie vertreten die Ansicht, dass es nicht die Aufgabe einer wissenschaftlichen Einrichtung sei, die Studenten auf ihre spätere Berufspraxis als Deutschlehrer vorzubereiten, dass der geforderte Praxisbezug ja ohnehin in der zweiten Ausbildungsphase, im Referendariat, im Vordergrund stehe. Dieser Zeitpunkt ist freilich viel zu spät, da zu Beginn des Referendariats meist drei bis vier Jahre vergangen sind.

Halten wir fest: Nach Auffassung vieler Dozenten geht es in universitären Seminaren nicht darum, didaktische Fragen zu diskutieren – auch dann nicht, wenn sich diese Seminare an Lehramtsstudenten richten. Vielmehr sollte die wissen-

² Eine Ausnahme stellt das von J. Volmert (1999³) herausgegebene Buch „Sprachwissenschaft. Eine Einführung in die Sprachwissenschaft für Lehramtsstudiengänge“ dar, in dem nicht nur das linguistische Basiswissen vorgestellt, sondern auch ausführlich über Fragen der Orthographie und des Schriftspracherwerbs informiert wird.

schaftliche Disziplin in ihren eigenen Theorien und Methoden vorgestellt, neuere Forschungsansätze diskutiert und ein solides Fachwissen vermittelt werden. Diese Auffassung wird sehr deutlich zum Ausdruck gebracht von Jürgen Lernerz, der selbst als Sprachwissenschaftler und Hochschullehrer tätig ist. Lernerz äußert sich in seinem Beitrag „Über das Erkenntnisinteresse der Linguistik“ folgendermaßen:

Gegenstand und Erkenntnisziel einer Wissenschaft können sich primär nicht daraus bestimmen, in welchem Verwendungszusammenhang sie an der Universität eingesetzt wird. Vielmehr sollte sich umgekehrt der Einsatz etwa der Linguistik in den lehrerbildenden Fächern aus ihrem eigenen Wissenschaftsverständnis und ihrem spezifischen Erkenntnisinteresse heraus ableiten. (Lernerz 1985: 325 f.)

Man mag Lernerz' Standpunkt zur Rolle der Linguistik in den lehrerbildenden Fächern teilen oder nicht, Fakt ist, dass in vielen Germanistikinstituten eben diese Auffassung die Konzeption der Seminare bestimmt. Exemplarisch sei hier aus dem kommentierten Vorlesungsverzeichnis des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur der Universität Köln zitiert. Der Auflistung der im WS 2000/2001 angebotenen sprachwissenschaftlichen Einführungsseminare wird der folgende Kommentar vorangestellt (im Auszug):

Das Seminar dient der elementaren Einführung in Grundbegriffe, Methoden und Theorien der neueren Sprachwissenschaft. Es macht exemplarisch mit der sprachwissenschaftlichen Analyse des Deutschen vertraut und soll zu eigenständiger Argumentation in bezug auf sprachliche Daten sowie zu kritischer Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur anregen. (Kommentiertes Vorlesungsverzeichnis, S.7)

In den Einführungsseminaren solle, so wird im Text weiter ausgeführt, ein Überblick über die Teilbereiche der Sprachwissenschaft gegeben werden. Dieser Überblick könne durch sprachgeschichtliche, interdisziplinäre und anwendungsorientierte Studien ergänzt werden. Prinzipiell besteht hier also die Möglichkeit, sprachdidaktische Aspekte in das Programm aufzunehmen; wie ich aus eigener langjähriger Erfahrung aber weiß, bleiben diese Aspekte ausgeklammert. Die Fachdidaktik wird vielmehr in separaten Seminaren angeboten, die die Studenten ergänzend zu ihrem fachwissenschaftlichen Studium besuchen. Sprachdidaktische und sprachwissenschaftliche Fragestellungen werden also getrennt voneinander behandelt. Dies gilt nicht nur für die Lehrerbildung an der Universität Köln, dies gilt für viele deutsche Universitäten. Seit vor mehr als 30 Jahren im Zuge der Neugliederung des Faches Germanistik die Sprachwissenschaft in die Lehrerbildung einbezogen wurde, hat sich daran im Wesentlichen nichts geändert (vgl. hierzu – immer noch aktuell – Hoppe 1985).

An dieser Stelle ist noch eine grundsätzliche Bemerkung zur inhaltlichen Konzeption von Germanistikstudium und Deutschunterricht erforderlich: Im Deutschunterricht erfolgt die Analyse sprachlicher Strukturen in der Regel nicht

isoliert, sondern ist an die Textanalyse angebunden. Im Germanistikstudium hingegen werden die beiden Bereiche Sprach- und Literaturwissenschaft getrennt in einzelnen „Abteilungen“ gelehrt, interdisziplinäre Veranstaltungen, in denen Sprach- und Literaturwissenschaftler zusammen ein Thema bearbeiten, finden nur selten statt. Dies bedeutet für angehende Lehrer, dass sie in ihrer künftigen Tätigkeit nicht nur vor die Aufgabe gestellt sind, die Fachwissenschaft und die Fachdidaktik sinnvoll zu verknüpfen; sie müssen, wenn sie der Forderung nach einem integrierten, lernbereichübergreifenden Deutschunterricht nachkommen wollen, selbst die literarische und die sprachliche Analyse von Texten zusammenführen.

2. Zur Geschichte von Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik und muttersprachlichem Deutschunterricht

Zur Beantwortung der Frage, welche linguistischen Themen in der Geschichte des muttersprachlichen Deutschunterrichts behandelt wurden, werden zunächst exemplarisch Auszüge aus älteren Richtlinien texts herangezogen. Auf die gegenwärtige Situation gehe ich in Abschnitt 3 ein.

Noch bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts gehörte neben der Stillehre und der traditionellen Wortarten- und Satzgliedanalyse die Geschichte der deutschen Sprache zum Kanon des Deutschunterrichts. So heißt es in den „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schule Preußens“ von 1925: „Die sprachgeschichtliche Betrachtung wird schon auf der Unterstufe vorbereitet durch einzelne Beispiele des Laut- und Bedeutungswandels, durch Hinweis auf Lehn- und Fremdwörter, auf ältere Formen“ (S. 42). Und noch in den „Richtlinien für den Unterricht in der Höheren Schule“ für das Land Nordrhein-Westfalen von 1963 werden die folgenden Unterrichtsgegenstände für die Sprachbetrachtung im 7. Schuljahr genannt:

- a) Die germanischen Grundlagen der deutschen Sprache und die Stufen der Sprachentwicklung (ahd. – mhd. – nhd.)
- b) Einführung in das Mittelhochdeutsche [...]
- c) Die Entstehung der neuhochdeutschen Gemeinsprache

(Richtlinien 1963: 46)

In der Auswahl solcher Unterrichtsinhalte reflektiert die Sprachdidaktik die historische Ausrichtung ihrer Bezugswissenschaft. Im 19. Jahrhundert war die diachrone Erforschung der Sprachen, die Suche nach einer gemeinsamen Ursprache, das dominante Forschungsziel der Disziplin. Dies änderte sich erst Anfang des 20. Jahrhunderts durch den Einfluss des Strukturalismus, der den Schwerpunkt auf die formbezogene, synchrone Beschreibung des Sprachsystems legte. In Deutschland wurde diese Entwicklung erst spät nachvollzogen. Zu den ersten deutschen Sprachwissenschaftlern, die strukturalistische Analyseverfahren anwendeten, zählte Hans Glinz, der selbst als Hochschullehrer und Schullehrer tätig war und dessen

bedeutendes Werk „Die innere Form des Deutschen“ von 1952 als erste strukturalistisch orientierte Arbeit im deutschen Sprachraum gilt. Glinz war Mitherausgeber des „Sprachspiegel“, eines in den 50er und 60er Jahren im Klett-Verlag erschienenen Sprachbuchs, in dem strukturalistischen Operationen (Umstell-, Verschiebe- und Ersatzprobe) zur Ermittlung der Satzglieder eingeführt wurden. Diese gehören auch heute noch zum festen Bestandteil in deutschen Sprachbüchern.

Konzeptionell war die Sprachdidaktik bis in die 60er Jahre beeinflusst von der inhaltsbezogenen Grammatik, die mit den Arbeiten von Leo Weisgerber in Deutschland zu bedeutendem Ansehen gelangt war. So hieß es noch 1963 in den bereits erwähnten „Richtlinien für den Unterricht in der Höheren Schule“, der Schüler solle „erfahren, daß der Mensch in der Sprache feststellt und benennt, [...] fragt und wertet und so die Welt erfährt, ordnet und deutet“ (S. 5). Diese Aussagen sind unmittelbar angelehnt an die These Weisgerbers, dass jede Sprache eine eigene Weltansicht repräsentiere und es Aufgabe der Sprachwissenschaft sei, diese ‚sprachliche Zwischenwelt‘ zu erforschen (vgl. Weisgerber 1963). Im „Sprachspiegel“ erkennt man deutlich den Einfluss der inhaltsbezogenen Grammatik. In einem Lehrerbegleitheft zu der Ausgabe von 1956 ist zu lesen: „Durch die Einsicht in das Wirken der Sprache soll der Schüler in die Muttersprache hineinwachsen und lernen, sie in eigener Sprachformung zum bewußten Erleben seines persönlichen Erlebens werden zu lassen“ (Sprachspiegel 1956²: 4).

Eine Wende vollzog sich Ende der 60er Jahre, nachdem die Analysemethoden der generativen Grammatik Eingang in die deutsche Sprachwissenschaft gefunden hatten. Der generative Forschungsansatz wurde von einigen Sprachdidaktikern begeistert aufgenommen und in konkrete Unterrichtsvorschläge umgesetzt. Es wurden Argumente dafür vorgetragen, dass die ‚neue Grammatik‘ geeignet für den Unterricht sei (vgl. Heringer 1970); in den Richtlinien und Lehrplänen wurde die Einbeziehung neuerer Theorien in den Unterricht gefordert.³ Nicht nur die Beschreibungsverfahren der generativen Grammatik, auch Elemente der Dependenzgrammatik, der Komponentenanalyse und der Semiotik wurden in den Unterricht übernommen und Anfang der 70er Jahre in die Sprachbücher eingearbeitet.⁴ Ein anschauliches Beispiel hierfür ist das 1972 herausgegebene Sprachbuch „Sprache und Sprechen“: Im Band für das 5. Schuljahr werden Phrasenstruktur-Regeln zur Zerlegung von Nominalphrasen und Verbalphrasen eingeführt und die Konstituentenstrukturen ganzer Sätze mit Hilfe von Baumdiagrammen dargestellt. Auch im damals sehr verbreiteten „Klett-Sprachbuch“ finden sich Beispiele. In der Ausgabe für das 8. Schuljahr wird die dependenzgrammatische Analyse von Sätzen der konstituentenstrukturellen Analyse gegenübergestellt und Argumente für das

³ Explizit heißt es im Bildungsplan für das Fach Deutsch des Landes Hessen: „Es stellt sich die Aufgabe, die Ergebnisse und Verfahren der neueren Linguistik didaktisch umzusetzen“ (1969: 10).

⁴ Es ist dies die Zeit, die als „Linguistisierung des Deutschunterrichts“ bezeichnet wird und in der Skepsis vieler Lehrer gegenüber allem ‚Linguistischen‘ bis heute nachwirkt.

Konstituentenmodell und das Dependenzmodell ausgetauscht (vgl. Sprachbuch, 8. Schuljahr, 1973: 122). In den späteren Auflagen dieser Bücher wurde die Einführung neuer Grammatikmodelle wieder zurückgenommen, lediglich Elemente aus der Semiotik und der Merkmalsemantik blieben erhalten (vgl. Eichler/Henze 1998: 103 f.).

Dass die Übernahme generativer Beschreibungsverfahren scheiterte, hat theorieinterne und theorieexterne Gründe. Zu Recht wurde kritisiert, dass die zu starke Formalisierung und die Beschränkung auf kontextfreie Mustersätze und formale Analysen nicht adäquat seien, dass der generative Ansatz in den Sprachbüchern nicht didaktisch aufbereitet worden war. Hinzu kam, dass viele Lehrer nicht in der Lage waren, dieses Wissen zu vermitteln, da sie selbst auf diesem Gebiet keine Ausbildung erhalten hatten. Die meisten hatten ihr Germanistikstudium in den Bereichen Sprachgeschichte und Neuere Deutsche Literatur absolviert und mussten sich die neuen Unterrichtsgegenstände nun selbst aneignen.

Mitte der 70er Jahre kam es abermals zu einer Neuorientierung sowohl in der Sprachwissenschaft als auch in der Sprachdidaktik. Diese wird als ‚kommunikative Wende‘ bezeichnet. Die Analyse kommunikativen Handelns wurde in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt. Erklärtes Ziel war, die kommunikative Kompetenz der Schüler, ihre Fähigkeit zu situationsadäquatem Sprechen zu verbessern. Themen, die sich an Kommunikationsprozessen orientierten, wurden zum bevorzugten Unterrichtsgegenstand (z.B. Kommunikationsmodelle, Argumentationsanalysen, Rhetorik). Eichler/Henze (1998: 109) charakterisieren diese neue Phase mit den sarkastischen Worten, dass „die Schüler im Deutschunterricht nur noch lernen [sollten], zu protestieren, zu kritisieren, in Frage zu stellen“. Exemplarisch sei hierfür das Sprachbuch „Thema: Sprache“ genannt. Der Band für das 5. Schuljahr ist nach Sprechhandlungssequenzen gegliedert, die die Schüler reflektieren und einüben sollen. Ein Kapitel trägt die Überschrift „Auffordern – sich zu Aufforderungen stellen“, ein weiteres „Fragen stellen – Antwort geben“.

Eine Weiterentwicklung des kommunikationsorientierten Konzepts stellte der sog. situative Grammatikunterricht dar, in dem Kommunikationssituationen des Alltags zum Gegenstand der Analyse gemacht wurden (vgl. Boettcher/Sitta 1978). Konkret bedeutete dies, dass die sprachliche Reflexion in einen Verwendungszusammenhang eingebettet werden sollte. Es bedeutete aber auch, dass der Lehrer stets auf geeignete Situationsanlässe angewiesen war. Der Unterricht war nicht mehr planbar, ein systematischer Grammatikunterricht nicht mehr möglich. Dieses konsequent situative Unterrichtskonzept wurde denn auch wieder aufgegeben. Doch haben sich, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, wesentliche Elemente des kommunikationsorientierten Deutschunterrichts bis heute gehalten. Seit der ‚kommunikativen Wende‘ stellt die Erweiterung der kommunikativen Kompetenz, die Fähigkeit zu situationsangemessenem schriftlichem und mündlichem Ausdruck ein wichtiges Lernziel im Deutschunterricht dar.

3. Sprachwissenschaft im Deutschunterricht

In diesem Abschnitt kommen wir zu der zentralen Frage: Welche Themen werden nach den aktuellen curricularen Vorgaben im Deutschunterricht behandelt? Und ist es vor diesem Hintergrund möglich, linguistische Beschreibungs- und Erklärungsansätze in den Unterricht einzubringen? Als Grundlage für die folgende Bestandsaufnahme dienen die derzeit gültigen Richtlinien für das Land Nordrhein-Westfalen.⁵ Daneben werden exemplarisch zwei Schulbücher betrachtet, die in Nordrhein-Westfalen zugelassen sind: das Sprachbuch „Sprachschlüssel“ für die Klassen 5–10 der Realschule und der Oberstufenband „Texte, Themen und Strukturen“. Auch die Ergebnisse einer Lehrerbefragung, die ich an 40 Kölner Schulen durchgeführt habe, werden einbezogen. Bei dieser Befragung sollten die Lehrer u.a. angeben, welche Themen aus dem Lernbereich „Reflexion über Sprache“ sie in den vorangegangenen 10 Jahren im Deutschunterricht behandelt hatten (vgl. hierzu ausführlich Dürscheid 1993: 44–60).

Zunächst zu den Richtlinienvorgaben für die Sekundarstufe I (Klasse 5–10) und die Sekundarstufe II (Klasse 11–13): Übergeordnetes Lernziel des Deutschunterrichts in der Sekundarstufe I ist es, „die sprachlichen Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler, d.h. ihre Verstehens- und Verständigungsfähigkeit weiterzuentwickeln“ (Richtlinien 1993, Sek. I, S. 31). Das Fach Deutsch wird hier – wie bereits in den „Vorläufigen Richtlinien“ von 1978 – in die drei Lernbereiche „Sprechen und Schreiben“, „Umgang mit Texten“ und „Reflexion über Sprache“ untergliedert. In Bezug auf den Lernbereich „Reflexion über Sprache“ werden die folgenden obligatorischen Aufgabenschwerpunkte genannt:

Für den Deutschunterricht in der Sekundarstufe I des Gymnasiums lassen sich die Aufgabenschwerpunkte des Arbeitsbereiches wie folgt bestimmen:

- sprachliche Formen und ihre Funktionen untersuchen,
- eine grammatische Terminologie zur Bestimmung grammatischer Größen und zur Textanalyse erwerben und anwenden,
- operationale Verfahren zur Gewinnung von Einsicht in sprachliche Strukturen kennen- und anwendenlernen,
- Sprachvarietäten und Sprachwandel untersuchen. (Richtlinien 1993, Sek. I, S. 60)

In der Sekundarstufe II wird an diese Aufgabenschwerpunkte angeknüpft. Auch hier stellt die „Reflexion über Sprache“ einen eigenen Lernbereich dar. Ich zitiere im Folgenden aus den Richtlinien für die Sekundarstufe II (Gymnasium/Gesamtschule), die in Nordrhein-Westfalen zum 1. 8. 1999 in Kraft traten:

⁵ Ob in den Klassenzimmern tatsächlich nach den Richtlinien unterrichtet wird, sei hier dahingestellt. Wichtig für die folgende Argumentation ist, was nach den Richtlinien möglich ist.

- Erziehung und Unterricht in der gymnasialen Oberstufe sollen
- zu einer wissenschaftspropädeutischen Ausbildung führen und
 - Hilfen geben zur persönlichen Entfaltung in sozialer Verantwortlichkeit.
- (Richtlinien 1999, Sek. II, S. XI)

Die beiden Punkte werden im Text noch weiter ausgeführt: Zum wissenschaftspropädeutischen Lernen gehöre u.a. ein fundiertes Grundlagenwissen, das „eine Orientierung im Hinblick auf die relevanten Inhalte, Fragestellungen, Kategorien und Methoden der jeweiligen Fachbereiche ermöglicht“ (Richtlinien 1999, Sek. II, S. XII). Hier wird also durchaus die Möglichkeit gegeben, an die Methoden und Inhalte der Fachwissenschaft anzuknüpfen.⁶ Die folgenden obligatorischen Aufgabenschwerpunkte im Lernbereich „Reflexion über Sprache“ werden genannt:

- Die Schülerinnen und Schüler sollen
- Strukturen der Sprache als System und Funktionen ihres Gebrauchs in Texten und Kommunikationssituationen kennen lernen und beschreiben können,
 - Sprache als Ergebnis von ontogenetischen, historischen und interlingualen Entwicklungsprozessen verstehen,
 - Sprachvarietäten untersuchen und angemessen verwenden können,
 - über das Verhältnis von Sprechen, Denken und Wirklichkeit nachdenken,
 - sich die durch die Informations- und Kommunikationstechnologien bewirkte Veränderung im Denken, Wahrnehmen und Kommunizieren bewusst machen.
- (Richtlinien 1999, Sek. II, S. 23 f.)

Einige der in diesen Aufgabenschwerpunkten formulierten Themen gehören bereits zum Kanon für die Sekundarstufe I (Sprachvarietäten, Strukturbeschreibungen); andere wie z.B. „über das Verhältnis von Sprechen, Denken und Wirklichkeit nachdenken“ kommen neu hinzu. Gerade diese Themen sind es, die die Möglichkeit bieten, die Schüler in neuere linguistische Forschungsansätze einzuführen. Ein instruktives Beispiel stellt Felder (1999) vor. Er berichtet über eine Unterrichtsreihe in der Jahrgangsstufe 12. Am Beispiel politischer Texte sollte den Schülern „das schwierige Verhältnis von Ausdruck, Begriffsinhalt und Sachverhalt“ (S. 25) verdeutlicht werden. Die Schüler sollten hierfür linguistische Beschreibungsverfahren (Bühlers Organonmodell, Grice'sche Konversationsmaximen, Sprechakttheorie) kennen lernen und in der Textanalyse anwenden.

Nachdem nun ein knapper Überblick über die im Unterricht obligatorischen Aufgabenschwerpunkte gegeben wurde, kommen wir zurück zu unserer Ausgangsfrage: Welche der im Studium vermittelten linguistischen Themen können auf der Basis dieser Richtlinienvorgaben im Unterricht behandelt werden? Hierzu werde ich zunächst die fünf Teilbereiche der Sprachwissenschaft (Phonologie,

⁶ In den älteren Richtlinien von 1982 hieß es hierzu gar explizit, zur wissenschaftspropädeutischen Ausbildung gehöre die Einführung in „wissenschaftliche Verfahrens- und Erkenntnisweisen“ (Richtlinien 1982, Sek. II, S. 17).

Morphologie, Syntax, Semantik und Pragmatik) durchgehen und an einigen ausgewählten Beispielen zeigen, welche Elemente daraus im Deutschunterricht Anwendung finden. Im Anschluss daran stehen neben der Semiotik zwei interdisziplinäre Forschungsgebiete im Mittelpunkt, die Soziolinguistik und die Psycholinguistik. Wie sich zeigen wird, sind es gerade diese Forschungsansätze, die nicht nur implizit in den Lernbereich „Reflexion über Sprache“ eingehen, sondern auch explizit in den höheren Jahrgangsstufen des Deutschunterrichts behandelt werden können.

Phonologie: Im Linguistikstudium werden in der Regel verschiedene Forschungsansätze behandelt, die strukturalistische, generative und nicht-lineare Phonologie. Wenn überhaupt, so gehen aus diesen Theorien nur Erkenntnisse der strukturalistischen Phonologie in den Deutschunterricht ein. Ich denke hier insbesondere an die Erstellung von Phoneminventaren und an das Verhältnis von Phonem und Graphem. Den Schülern muss klar gemacht werden, dass es nicht immer möglich ist, so zu schreiben, wie man spricht, dass das phonologische Prinzip von anderen Prinzipien, insbesondere vom morphologischen Prinzip, überlagert wird (vgl. [li:t] in der Lautung, <Lied> in der Schreibung). Welche Graphem-Phonem-Korrespondenzen es im Deutschen gibt, an welchen Stellen diese systematisch durchbrochen werden, ist auch für den künftigen DaF-Lehrer von besonderem Interesse. Vor dem Hintergrund der eigenen Muttersprache lassen sich hier systematische Vergleiche mit dem Graphem- und Phoneminventar des Deutschen anstellen. Die im DaF-Unterricht wichtige Schulung der phonetisch-intonatorischen Kompetenz fällt dem Lehrer leichter, wenn er fundierte Kenntnisse in Phonologie und Phonetik hat. Aussprachefehler können genauer beschrieben, Lernschwierigkeiten bereits vorab richtig eingeschätzt werden.

Morphologie: Die beiden Hauptbereiche der Morphologie, Flexion und Wortbildung, haben einen wichtigen Stellenwert sowohl im muttersprachlichen als auch im fremdsprachlichen Deutschunterricht. Sie gehören in den Richtlinien der Sekundarstufe I zu dem Aufgabenschwerpunkt „sprachliche Formen und ihre Funktionen untersuchen“, in den Richtlinien der Sekundarstufe II zu dem Aufgabenschwerpunkt „Strukturen der Sprache als System [...] beschreiben können“ (S. 23). Bereits in den unteren Jahrgangsstufen werden die verschiedenen Tempora der Verben behandelt, ihre Bildungsweisen und Funktionen besprochen, verschiedene Wortbildungsmuster vorgestellt, die Wortarten eingeführt. In der Sekundarstufe II werden diese Kenntnisse aufgefrischt und weiter ausgebaut. Das Oberstufenbuch „Texte, Themen und Strukturen“ enthält beispielsweise einen „Wiederholungskurs“, in dem die wichtigsten Kriterien zur Wortartunterscheidung zusammengestellt sind (S. 124 f.).

Syntax: Aus der Linguistisierungsphase der frühen 70er Jahre sind im Deutschunterricht nur noch die strukturalistischen Operationen übrig geblieben. Im Vordergrund steht (wieder) die Vermittlung jener Beschreibungskategorien und -verfahren, die aus der lateinischen Grammatik bekannt sind, d.h. die Bestimmung von Wortarten und Satzgliedern, die Analyse von Satzreihen und Satzgefügen, die

Klassifikation der Gliedsätze.⁷ Dieter Homberger spricht in seinem Aufsatz „Grammatische Reflexion“ denn auch von einer „Trendwende hin zum traditionellen Grammatikunterricht“ (1993: 55). Dieser Eindruck wird durch das „Verzeichnis grundlegender grammatischer Fachausdrücke“ im Anhang der Richtlinien für die Sekundarstufe I bestätigt, das keinerlei Anlehnungen an neuere syntaktische Terminologien enthält, sondern durchweg Begriffe aus der traditionellen lateinischen Grammatik (vgl. Richtlinien 1993, Sek. I, S. 151-157). Explizit heißt es in diesem Verzeichnis, dass auf „Fachausdrücke wie ‚Ergänzung‘ und ‚Angabe‘ verzichtet [wird], weil hier keinem Grammatikmodell der Vorzug gegeben werden soll“ (Richtlinien 1993, Sek. I, S. 155). So werden unter dem Stichwort ‚Satzlehre‘ die Begriffe ‚Satzglied‘, ‚Prädikat‘, ‚Subjekt‘, ‚Objekt‘, ‚Adverbial‘, ‚Attribut‘ u.a. angeführt, auf Termini wie ‚Nominalphrase‘ und ‚Präpositionalphrase‘, die in älteren Sprachbüchern gebräuchlich waren, wird verzichtet.

Dass vorrangig wieder die Inhalte der traditionellen Schulgrammatik im Unterricht vermittelt werden, ergab auch die von mir durchgeführte Lehrerbefragung aus dem Jahr 1992. In den 69 Fragebögen, die ich für die Sekundarstufe I auswertete, wurden die Themen *Gliedsätze bestimmen*, *Wortarten bestimmen* und *Satzglieder bestimmen* am häufigsten genannt (vgl. Dürscheid 1993). Die traditionelle Grammatik hat wieder die alternativen, neueren Grammatikmodelle abgelöst. Dieser Befund veranlasste Erlinger (1986: 104) zu den polemischen Worten, dass sich die Inhalte des heutigen Grammatikunterrichts von den Inhalten vor 150 Jahren kaum unterscheiden. Syntaktische Theorien wie die generative Grammatik und die Dependenzgrammatik, die in jeder Linguistikeinführung ausführlich behandelt werden und mit denen sich jeder Lehramtsstudent in seinen fachwissenschaftlichen Seminaren beschäftigt, werden nicht zur Analyse grammatischer Strukturen herangezogen – und dies, obwohl ein Syntaxmodell, das Stellungsfeldermodell, zur Beschreibung der Charakteristika der deutschen Wortstellung besonders geeignet ist. Auf der Basis dieses Modells könnten die wichtigsten Wortstellungsregularitäten des Deutschen, d.h. die Besetzung der einzelnen Felder, die Klammerstruktur, die Abfolge der Satzglieder und die verschiedenen Verbstellungstypen, systematisch erfasst werden.

Semantik: In der strukturellen Semantik werden u.a. Bedeutungsrelationen wie Synonymie, Antonymie, Homonymie, Hyponymie beschrieben. Diese werden – entsprechend didaktisch reduziert – auch den Schülern der Sekundarstufe I vermittelt. In den Richtlinien für die Sekundarstufe I fällt die semantische Analyse unter den Bereich „Gliederungsmöglichkeiten des Wortschatzes“ und ist ein

⁷ Für den angehenden Lehrer stellt sich hier das Problem, dass solide Kenntnisse der lateinischen Grammatik an der Universität als bekannt vorausgesetzt werden. Steht er dann vor einer Klasse und soll den Schülern den Unterschied zwischen Adverbial und Objekt erklären bzw. darlegen, warum in dem Satzchen *Es regnet* das Pronomen *es* als Subjekt zu klassifizieren ist, dann merkt er sehr schnell, dass diese Kenntnisse nicht nur im Studium hätten aufgefrischt, sondern auch kritisch hinterfragt werden müssen.

Unterrichtsthema für die Klassen 7 und 8. So gibt es im „Sprachschlüssel“ (8. Schuljahr für Realschulen) eine Lektion „Semantik/Fremdwörter“. Hier werden die Schüler angeleitet, über den Fremdwortgebrauch im Deutschen nachzudenken und die Bedeutung einzelner Wörter nachzuschlagen. Bedeutungsverwandte Wörter werden miteinander verglichen, gemeinsame Merkmale herausgearbeitet, Wortfelder erstellt. Auch die diachrone Semantikforschung ist ein wichtiger Unterrichtsgegenstand: Die Untersuchung des Sprachwandels ist ein obligatorischer Aufgabenschwerpunkt in den Jahrgangsstufen 9 und 10, in der Sekundarstufe II steht explizit der Bedeutungswandel auf dem Programm: „Konkret begegnet *Sprachentwicklung* den Schülerinnen und Schülern vor allem als *Bedeutungswandel* bei der Arbeit an Begriffen, wenn historische Werke gelesen oder Texte aus unterschiedlichen Epochen verglichen werden“ (Richtlinien 1999, Sek. II, S. 24).

Pragmatik: Die Pragmatik ist die wissenschaftliche Disziplin, die seit fast 30 Jahren den größten Einfluss auf den Sprachunterricht hat. Ihr Einfluss erstreckt sich nicht nur auf die Unterrichtsinhalte, sondern auch auf das dahinter stehende pädagogische Konzept. Der Sprachdidaktiker Michael Becker-Mrotzek grenzt diese „Anwendungsdidaktik“ von der „Umsetzungsdidaktik“ ab:

Hierbei geht es weniger darum, linguistische Erkenntnisse in Unterrichtsinhalte umzusetzen, sondern vielmehr um ihre Anwendung im und für den Deutschunterricht. Sprachwissenschaft wird so nicht unmittelbar zum Gegenstand des Unterrichts, sondern beeinflusst seine Inhalte und Methoden. Zu nennen sind hier die Soziolinguistik und die Pragmatik. (Becker-Mrotzek 1997: 18)

Dass gerade die Pragmatik einen solchen Stellenwert in der Sprachdidaktik einnimmt, ist sicherlich eine Reaktion auf den an Formen orientierten Sprachunterricht der späten 60er und frühen 70er Jahre (vgl. Abschnitt 2). Doch scheint, wenn wir die gegenwärtige Situation betrachten, der an der Verbesserung der kommunikativen Kompetenz orientierte Deutschunterricht wieder auf dem Rückzug zu sein.⁸ Beispielsweise taucht in den Richtlinien für die Sekundarstufe I der vormals viel zitierte Begriff ‚Kommunikationsfähigkeit‘ nicht mehr auf. Statt „Mündliche und schriftliche Kommunikation“, einem der drei Lernbereiche in den „Vorläufigen Richtlinien“ von 1978, findet sich jetzt für diesen Lernbereich die Bezeichnung „Sprechen und Schreiben“. Ob sich in der Tat wieder eine Trendwende – weg vom Kommunikationsunterricht – abzeichnet, bleibt abzuwarten. Zum Unterrichtsinhalt gehören kommunikationsorientierte Aspekte weiterhin. Dies zeigt ein Blick in den Oberstufenband „Texte, Themen und Strukturen“, der ein Kapitel zum Thema „Kommunikation und Sprache – Wie Verständigung gelingen kann“ (S. 81-96) ent-

⁸ Das neue Schlüsselwort ist „Medienkompetenz“: Die Schüler sollen im Unterricht den sicheren Umgang mit Medien lernen und angeleitet werden, kritisch und verantwortungsbewusst mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien umzugehen (vgl. Richtlinien 1999, Sek. II, S. 5-9).

hält. Hier werden sowohl Kommunikationsprobleme des Alltags als auch grundlegende Funktionen von Kommunikation und Sprache behandelt und in diesem Zusammenhang Texte von Karl Bühler, Paul Watzlawick und Friedemann Schulz von Thun präsentiert. Auch in der von mir durchgeführten Erhebung gaben von 74 befragten Lehrern 67 an, dass sie das Thema „Argumentation/Rhetorik“ in der Sekundarstufe II behandeln würden. An zweiter Stelle wurde das Thema „Die Grundfunktionen der Sprache nach Bühler“ genannt, an dritter „Grundlagen menschlicher Kommunikation“. Ein Lehrer fügte ergänzend hinzu, dass es am günstigsten sei, die Sprachreflexion in die Literaturanalyse einzubetten, also z.B. die Sprechakttheorie mit der Dramenanalyse oder das Thema „Argumentation/Rhetorik“ mit der Analyse von politischen Reden zu verbinden. Der lernbereichübergreifende Unterricht gehört, so scheint es hier, zur bewährten Praxis im Deutschunterricht.

Semiotik: Saussures Zeichenmodell ist nach den Richtlinien bereits in der Sekundarstufe I ein mögliches Unterrichtsthema. In der Lehrerbefragung gaben allerdings von den 69 Lehrern, die in der Sekundarstufe I unterrichteten, nur 16 an, dass sie dieses Thema behandelt hätten; von den 74 Lehrern in der Sekundarstufe II waren es immerhin 51. In „Texte, Themen und Strukturen“ finden wir unter dem Stichwort „Zeichencharakter der Sprache“ Gedichte von Günther Anders und Erich Fried, Erläuterungen zum Aufbau des sprachlichen Zeichens in Anlehnung an Ferdinand de Saussure und einen Auszug aus der Abhandlung von Ludwig Wittgenstein zur Definition von ‚Spiel‘.

Sociolinguistik: Nach den Richtlinien ist die Untersuchung von Sprachvarietäten ein obligatorischer Aufgabenschwerpunkt in der Sekundarstufe I. Als mögliche Unterrichtsthemen werden Allgemeinsprache vs. Fachsprache, Jugendsprache, Dialekt, Männer-/Frauensprache genannt (vgl. Richtlinien 1993, Sek. I, S. 82). Auch in den Richtlinien für die Sekundarstufe II werden diese Themen explizit angeführt. Als Lernziel wird hier angegeben, dass durch die bewusste Wahrnehmung verschiedener Sprachebenen der Sinn für funktionale Angemessenheit entwickelt werde (vgl. Richtlinien 1999, Sek. II, S. 24). Schlägt man in „Texte, Themen und Strukturen“ nach, das auf der Basis der neuen Richtlinien konzipiert wurde, stellt man fest, dass diesem Aufgabenschwerpunkt in der Tat breiter Raum gegeben wird. In dem Kapitel „Sprachliche Varietäten: Männersprache – Frauensprache“ (S. 399-405) werden Texte von Deborah Tannen, Senta Trömel-Plötz, Luise Pusch und anderen angeführt, die sich mit der Thematik des geschlechtsspezifischen Sprechens bzw. des sexistischen Sprachgebrauchs aus wissenschaftlicher Sicht befassen.

Psycholinguistik: Die Richtlinien für die Sekundarstufe II listen mehrere Unterrichtsthemen auf, die in den Bereich der Psycholinguistik fallen: Sprechen und Denken, Sprache und Bewusstsein, Sprache und Wirklichkeit, das linguistische Relativitätsprinzip u.a. (vgl. Richtlinien 1999, Sek. II, S. 25). Weiter wird explizit darauf hingewiesen, dass „Probleme der Sprachphilosophie [...] im Deutschunterricht der gymnasialen Oberstufe ebenso exemplarisch behandelt werden [könnten] wie kultur- und naturwissenschaftliche Theorien über Sprache und

deren soziale Funktion und Bedeutung“ (Richtlinien 1999, Sek. II, S. 25). Als Beispiel für die didaktische Umsetzung sei nochmals der Oberstufenband „Texte, Themen und Strukturen“ angeführt. Hier werden sowohl Aspekte des Spracherwerbs als auch das Verhältnis von Sprache, Denken und Wirklichkeit behandelt. Neben knappen Hintergrundinformationen und Originaltexten zum Thema (u.a. von Benjamin L. Whorf, Dieter E. Zimmer, Steven Pinker und Gisela Szagun) werden die fachsprachlichen Ausdrücke erklärt und weiterführende Aufgaben gestellt. Die Schüler sollen die gegensätzlichen Argumente von Pinker und Szagun in einer Tabelle zusammenfassen und Stellung zu der Frage beziehen, ob der Spracherwerb auf eine angeborene Disposition zurückgehe oder eine Kultur- und Lernleistung sei (S. 394). Die Analyse geht hier also über das Rezipieren der jeweiligen Forschungsansätze hinaus, die Schüler werden zu einer kritischen Reflexion der in der Literatur vortragenen Thesen angeregt. Dies steht ganz im Sinne der in der Sekundarstufe II angestrebten Heranführung zu einer wissenschaftspropädeutischen Ausbildung (s.o.).

4. Schlussüberlegungen

Im vorliegenden Beitrag ging es um die Frage, ob vor dem Hintergrund der für den Deutschunterricht geltenden Richtlinien linguistische Themen zum Unterrichtsgegenstand gemacht werden können. Es lässt sich nun das folgende Resümee ziehen: In der Sekundarstufe I werden die Beschreibungsverfahren aus einzelnen linguistischen Teildisziplinen benutzt, die Theorien selbst werden nicht behandelt, auch die linguistische Terminologie wird nur ausschnitthaft eingeführt. Dies hängt mit dem erklärten Lernziel der Sekundarstufe I zusammen: Es geht primär um die Erweiterung der grammatischen und kommunikativen Kompetenz, um die Ausbildung eines differenzierten Sprachbewusstseins, nicht um eine theoretisch und methodisch dem wissenschaftlichen Standard angemessene Beschreibung und Erklärung sprachlicher Phänomene. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es nicht notwendig und auch nicht sinnvoll, linguistische Theorien in den Unterricht zu übernehmen. Was aber den Unterricht in der Sekundarstufe II betrifft, so ist es im Rahmen der geforderten wissenschaftspropädeutischen Ausbildung möglich, auf ausgewählte Theorien – oder zumindest auf Auszüge daraus – im Deutschunterricht einzugehen. Hier besteht die Chance, nicht nur, wie in einem Ankündigungstext zum Germanistentag 1991 in den Mitteilungen des Germanistenverbandes zu lesen – „gesunkenes linguistisches Kulturgut“ (S. 31) zu behandeln, sondern auch neuere wissenschaftstheoretische Entwicklungen anzusprechen.

Bekanntlich bestehen nun aber nicht nur auf Schüler-, sondern auch auf Lehrerseite viele Vorbehalte gegen die Auswahl solcher Themen. Zum Schluss möchte ich daher noch einige Hinweise geben, wie Schüler motiviert werden könnten, sich implizit – in der Sekundarstufe I – oder explizit – in der Sekundarstufe II – mit linguistischen Fragestellungen zu beschäftigen. Wie bereits erwähnt, sollte

in der Sekundarstufe I die Sprachanalyse mit anderen Themen verknüpft werden, wie dies im Sinne des integrativen Unterrichts heute ja auch die Regel ist. Wichtig ist auch die Arbeit mit interessanten Anschauungsmaterialien. Eine Zusammenstellung objektsprachlicher Texte, die sich gut als Demonstrationsbeispiele eignen, bietet das Buch von Ulrich (1977) „Linguistik für den Deutschunterricht“. Außerdem versteht es sich von selbst, dass Lehrer, die selbst Interesse an sprachwissenschaftlichen Fragestellungen haben, ihre Schüler eher für solche Themen begeistern können als andere, deren Interessenschwerpunkt nur auf der Textinterpretation liegt. Hier ist wiederum die Lehrerbildung gefordert. Gerade in den universitären Einführungsveranstaltungen muss das Interesse der Lehramtsstudenten an der weiteren Beschäftigung mit sprachwissenschaftlichen Themen geweckt und eine Verbindung zum schulischen Deutschunterricht hergestellt werden. Nur dann besteht die Chance, dass die Themen, die im Lernbereich „Reflexion über Sprache“ möglich sind, auch tatsächlich behandelt werden.

Grundsätzlich bleibt zu wünschen, dass es zu einer besseren Zusammenarbeit von Sprachwissenschaftlern, Sprachdidaktikern und Lehrern kommt, dass ein kontinuierlicher Erfahrungsaustausch möglich wird. Die Lehramtsstudenten, die sich ja ganz unmittelbar in diesem Spannungsverhältnis von Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik und Deutschunterricht befinden, würden es i/Ihnen danken.

Literatur

a) Sprachwissenschaft/Sprachdidaktik

- Becker-Mrotzek, Michael 1997: Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. In: Didaktik Deutsch 3, 16-32.
- Boettcher, Wolfgang/Sitta, Horst 1978: Der andere Grammatikunterricht. München.
- Dürscheid, Christa 1993: Sprachwissenschaft und gymnasialer Deutschunterricht. Bilanz einer Entwicklung. Hürth (= Kölner linguistische Arbeiten – Germanistik 28).
- Eichler, Wolfgang/Henze, Walter 1998⁶: Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. In: Lange, G./Neumann, K./Ziesenis, W. (Hg.): Taschenbuch des Deutschunterrichts. Bd. 1. Grundlagen. Sprachdidaktik. Mediendidaktik. 6., vollständig überarb. Aufl. Baltmannsweiler, 101-123.
- Erlinger, Hans D. 1986: Begründungen für Grammatikunterricht: einst und heute. In: Der Deutschunterricht 38, 2, 104-116.
- Felder, Ekkehard 1999: Politisches Bewußtsein durch politisches Sprachhandeln: ein Unterrichtsmodell. In: LernSprache Deutsch 7, Heft 1-2, 23-71.
- Glinz, Hans 1952: Die innere Form des Deutschen. Bern/München.
- Günther, Hartmut 1998: Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik. Am Beispiel großer und kleiner Buchstaben. In: Didaktik Deutsch 4, 17-33.
- Heringer, Hans Jürgen 1970: Zur Analyse von Sätzen des Deutschen auf der Unterstufe. In: Linguistik und Didaktik 1, 2-28.
- Homberger, Dietrich 1993: Grammatische Reflexion. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 24, 1, 53-75.

- Hoppe, Otto 1985: Die Funktion der Linguistik für die Ausbildung von Deutschlehrern. In: Stötzl, G. (Hg.): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Bd. 1. Germanistische Sprachwissenschaft. Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. Berlin/New York, 454-469.
- Lenerz, Jürgen 1985: Über das Erkenntnisinteresse der Linguistik. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 107, 325-343.
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 1991, 38, Heft 2.
- Ulrich, Winfried 1977: Linguistik für den Deutschunterricht. Beispieltex-te und Arbeitsaufgaben zur Einführung in die Sprachwissenschaft und für den Lernbereich Reflexion über Sprache. Braunschweig.
- Volmert, Johannes (Hg.) 1999³: Grundkurs Sprachwissenschaft. Eine Einführung in die Sprachwissenschaft für Lehramtsstudiengänge. München: (= UTB 1879).
- Weisgerber, Leo 1962: Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen. Düsseldorf.

b) Richtlinien

- Richtlinien und Lehrpläne der höheren Schule Preußens. 1925. Hg. v. Hans Richert. Berlin.
- Richtlinien für den Unterricht in der Höheren Schule. Teil e. Deutsch. 1963. Ratingen.
- Richtlinien für die gymnasiale Oberstufe in Nordrhein-Westfalen. 1982. Hg. v. Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Richtlinien und Lehrpläne Deutsch. Sekundarstufe I. Gymnasium. 1993. Hg. v. Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Richtlinien und Lehrpläne Deutsch. Sekundarstufe II. Gymnasium/Gesamtschule. 1999. Hg. v. Ministerium für Schule und Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Vorläufige Richtlinien Deutsch. Gymnasium. Sekundarstufe I. 1978. Hg. v. Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen.

c) Sprachbücher

- Der deutsche Sprachspiegel. 1956². Hg. v. F. Arends, H. Glinz, R. Jahn. Düsseldorf: Schwann.
- Sprachbuch 8. Schuljahr. A/B-Ausgabe für Gymnasien, Realschulen und entsprechende Kurse an Gesamtschulen. 1973. Hg. v. K. Beilhardt et al. Stuttgart: Klett.
- Sprachschlüssel. Neubearbeitung für Nordrhein-Westfalen. Sprachbuch 8. Schuljahr für Realschulen. Erarbeitet v. I. Götte-Pigulla et al. Stuttgart/Düsseldorf/Leipzig: Klett.
- Sprache und Sprechen. Arbeitsmittel zur Sprachförderung in der Sekundarstufe I. Hg. v. D. Kochan et al., 1972-76. Hannover: Schroedel.
- Texte, Themen und Strukturen. Deutschbuch für die Oberstufe. 1999. Hg. v. H. Biermann/B. Schurf. Berlin: Cornelsen.
- Thema: Sprache. Sprachbuch Deutsch. Bearbeitet v. D. Wunderlich et al., 1980-86. Frankfurt a.M.: Hirschgraben.

Petra Szatmári (Szombathely)

Passiv.

Eine Möglichkeit der Perspektivierung außersprachlicher Sachverhalte

Vorbemerkungen

Zwischen morphologischen und semantischen Kategorien besteht ein asymmetrisches Verhältnis¹, aus dem László (1980) zwei methodische Konsequenzen ableitet: (1) Die Polyfunktionalität morphologischer Kategorien erfordert, dass sie „nicht als isolierte, in sich geschlossene Teilsysteme“ erfasst werden, sondern in ihrer Kontextabhängigkeit beschrieben werden. (2) Untersuchungen zu morphologischen Kategorien sind zu ergänzen durch Untersuchungen, die „die Gesamtheit der Ausdrucksmittel einer semantischen Kategorie, die in der gegebenen Sprache durch eine morphologische Kategorie repräsentiert ist, in ihrem Zusammenwirken erfassen“ (László 1980: 113). Um eine solche komplexe Betrachtung grammatischer und lexikalischer Ausdrucksmittel und damit um ein Erfassen der Wechselwirkung von Grammatik und Lexik bemühen sich die Untersuchungen zum *grammatisch-lexikalischen Feld* von Gulyga/Šendels (1970) bzw. zum *funktional-semantischen Feld* nach Bondarko (vgl. Šcur 1977). Beide wahrscheinlich unabhängig voneinander entstandenen Begriffe stimmen in ihren Kernauffassungen überein.

Unterschiedlichen sprachlichen Ebenen angehörige Mittel (morphosyntaktische, lexikalisch-grammatische, wortbildende, rein lexikalische) bilden die Konstituenten des Feldes, das durch die gemeinsame Bedeutung/Funktion² zusammengehalten wird. Diese gemeinsame Bedeutung/Funktion ist den Feldkonstituenten in unterschiedlichem Maße eigen, was zur Bildung von Mikrofeldern führt. Auch die Mikrofelder als Teile eines Makrofeldes („Feld der funktional-semantischen

¹ Diese Asymmetrie zeigt sich nach László (1980) in zweifacher Hinsicht, einerseits darin, dass morphologische Kategorien neben primär mit ihnen verbundenen semantischen Kategorien auch andersartige semantische Funktionen enthalten, und andererseits darin, dass zur Realisierung bestimmter semantischer Kategorien neben den sie repräsentierenden morphologischen Kategorien auch andere (grammatische bzw. lexikalische) Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen.

² Bondarko spricht von „Grundkomponenten [...] funktional-semantischer Kategorien“ (Bondarko zitiert nach Šcur 1977: 54).

Kategorie") lassen sich im Sinne der Zentrum-Peripherie-Beziehung weiter untergliedern. Das Zentrum des Feldes bildet die Feldkonstituente (= Dominante), die „a) auf den Ausdruck der jeweiligen Bedeutung am besten spezialisiert ist, b) diese am eindeutigsten ausdrückt, c) regelmäßig gebraucht wird“ (Ščur 1977: 51). Unterschiede in der Feldstruktur ergeben sich aus der morphologischen, syntaktischen und lexikalischen Zugehörigkeit der Dominante, die aufgrund der Mehrdeutigkeit der Konstituenten an mehreren Feldern beteiligt sein kann, wobei sie als dominantes Glied des einen Feldes oder peripheres eines anderen in Erscheinung treten kann. Sowohl Gulyga/Šendels wie auch Bondarko gehen von der Präferenz der grammatischen Kategorie aus.

Im Zusammenhang mit dem Passiv versucht die Fachliteratur immer wieder verschiedene sprachliche Mittel („passivähnliche“ Strukturen) unter recht unterschiedlichen Termini³ zu erfassen. Allerdings wurden meines Wissens erst wenige Versuche einer feldmäßigen Darstellung des Passivs unternommen (z.B. Bartsch 1987, das Passivfeld des Linguistenkreises um Sommerfeldt). Nach einer kurzen Analyse dieser feldmäßigen Darstellungen des Passivs wird eine eigene feldmäßige Beschreibung des Passivs vorgenommen.

1. Feldmäßige Beschreibungen des Passivs in der Fachliteratur

1.1. Das passivische Diathese-Feld nach Bartsch (1987)

Bartsch (1987) fasst Konstituenten semantischer sowie grammatischer Natur aufgrund einer partiellen funktional-semantischen Identität zu einem Feld zusammen. Auch er legt seinem Feld eine Zentrum-Peripherie-Relation zugrunde. Das Zentrum des Feldes ist aufgrund ihrer Eigenschaft als Teil einer grammatischen Kategorie die Passivstruktur. Zur Beschreibung der Zentrum-Peripherie-Relation werden „charakteristische syntaktisch-semantische Merkmale des Passivs“ herangezogen, als solche werden genannt: (1) *semantische Neutralität* in dem Sinne, dass das Passiv (als Zentrum des Feldes) keine aktionale oder modale Nebenbedeutung hat, (2) *Agensnennung* in Form einer Präpositionalphrase (generell möglich beim „passivischen“ Satz), (3) das von der passivischen Verbhandlung affizierte *Patiens* kann \pm *persönlich* sein, (4) Passivstruktur ist immer *Prädikatsteil*. Anhand dieser Merkmale nimmt Bartsch (1987: 32) folgende hierarchische Darstellung der Feldkonstituenten vor:

³ Vgl. z.B. Passivtypen (Höhle 1978), Passivparaphrasen (Helbig/Buscha ¹⁶1994), Ersatzform des Passivs (von Polenz ²1988).

		1.	2.	3.	4. ⁴
Passiv (<i>werden/sein</i> + Partizip II)		+	+	+	+
A	1. Konstruktion mit Partizip II	+	+	+	+
	2. Reflexivkonstruktion	+	+	+	+
	3. Konstr. m. <i>bekommen/erhalten/kriegen</i> + Partizip II	+	+	+	+
B	4. Konstr. m. <i>sein</i> + <i>zu</i> + Infinitiv	-	+	+	+
	5. Konstr. m. <i>sein</i> + Adjektiv (auf <i>-bar/-lich</i>)	-	+	+	+
	6. Konstr. m. <i>finden/gehen</i> u.a. + Nomen actionis	-	+	+	+
C	7. Konstr. m. Verb im Aktiv + <i>sich</i> + Modalbestimmung	-	-	+	+
	8. Konstr. m. <i>sein</i> + Adjektiv (auf <i>-wert/-würdig</i>)	-	-	+	+
	9. Konstr. m. <i>sich</i> + <i>lassen</i> + Infinitiv	-	+	-	+
	10. Konstr. m. <i>es gibt/bleibt</i> + <i>zu</i> + Infinitiv	-	+	-	+
	11. Aktivform mit reduzierter Valenz	+	-	-	+
	12. Gerundivkonstruktion	-	+	∅	-
	13. Attributive Konstruktion*	+	+	∅	-
D	14. Substantivierung von Verben**	+	+	∅	-
	15. Konstruktion m. <i>gehen</i> + <i>zu</i> + Infinitiv	-	-	-	+

* *Der (vom Kutscher) gespannte Wagen fährt los.*

** *Die Verbrennung der Papiere (durch das Feuer) war nötig.*

Bartsch hebt hervor, dass man immer von den Wechselbeziehungen zwischen den funktional-semantischen Feldern eines Sprachsystems ausgehen müsse, wie dies die Überschneidungen mit dem Feld der Aktionalität bzw. mit dem Feld der Modalität zeigen, ohne sie explizit in seine Felddarstellung einzubeziehen. Dies erhöht die Überschaubarkeit seines Feldes beträchtlich. Nicht ganz einsichtig erscheint jedoch die Trennung des *werden/sein*-Passivs vom Bereich A, die mit Textsortenspezifität und Gebrauchsfrequenz erklärt wird. Durch das Hinzuziehen dieses textlinguistischen bzw. pragmatischen Merkmals wurde das zur Beschreibung des Passivfeldes herangezogene und eindeutig formulierte Merkmalbündel willkürlich und einseitig erweitert (denn bei der weiteren Differenzierung werden beide Merkmale nicht mehr in Erwägung gezogen). Weiterhin hält die Einordnung von Reflexivkonstruktionen (an 2. Stelle) und Verbalformen mit Partizip II (an 3. Stelle)⁵ im Bereich A einer kritischen Betrachtung kaum stand. Zumal Bartsch eine hierarchische Darstellung anhand charakteristischer syntaktisch-semantischer Merkmale beabsichtigt, ist nicht akzeptabel, dass Konstruktionen wie *bekommen/erhalten/kriegen* + Partizip II, die von der morphosyntaktischen Form her näher dem *werden*-Passiv stehen, erst nach Reflexivkonstruktionen angeführt werden. Außerdem wird bei dieser feldmäßigen Erfassung des Passivs der wesentliche Unterschied zwischen einem *werden*-Passiv und einem *bekommen/erhalten/kriegen*-Passiv, nämlich die Perspektivierung in Richtung *Patiens* vs. Perspektivierung in Richtung *Rezipient*, verwischt. Diese Unterscheidung ist besonders unter dem angestrebten Aspekt der Funktionalität von Ausdrucksmitteln von wesentlicher Natur.

⁴ In der Tabelle von Bartsch (1987: 32) finden sich statt der Ziffern folgende Bezeichnungen: 1. = Semantisch neutral; 2. = Agensnennung; 3. = *Patiens* +/- *persönlich*; 4. = *Prädikatsteil*.

⁵ Unberücksichtigt lässt Bartsch das *gehören*-Passiv.

Problematisch erscheint mir gleichfalls die noch ungenügende Differenzierung des Modalfaktors. Eine mögliche Unterteilung könnte z.B. die in Modalität des Könnens, Müssens oder Sollens sein. Eine solche Untergliederung würde der Zielsetzung, nämlich funktional-semantische Zusammenhänge aufzeigen zu wollen, viel mehr entsprechen. Generell lässt sich zudem anmerken, dass eine Abgrenzung der Bereiche B und C aufgrund eines Merkmals erfolgt, wobei nicht ausreichend gesichert ist, ob z.B. nicht eine Agensnennung in einer anderen Form als mit *durch/von* möglich ist; vgl. z.B.

- (1) Dieses Buch ist auch *für* Schüler der ersten Klasse leicht lesbar. (Bereich B)
Selbst *für* einen ungeübten Reiter reitet sich dieses Pferd gut. (Bereich C)

Gehen + zu + Infinitiv mag in dem bei Bartsch angeführten Satz (*Die Leistungen gehen noch zu verbessern.*) schwerlich eine Agensangabe aufnehmen können. Generell jedoch lässt sich das Merkmal [- Agensnennung] wahrscheinlich nicht aufrechterhalten:

- (2) Das Gerät geht selbst von einem Spezialisten nicht mehr zu reparieren.

Die Einbeziehung von Konstruktionen wie (12)-(14) weisen als wesentliches Unterscheidungskriterium den Tatbestand auf, dass sie keine Verbalkonstruktionen sind. Hinsichtlich des Modalfaktors verhalten sich die Konstruktionen jedoch unterschiedlich. Vergleicht man nun diese Konstruktionen mit der Konstruktion (15), so stellt sich die Frage, ob es wirklich gerechtfertigt ist, eine verbale Konstituente nach nicht-verbalen Konstituenten anzuführen.

Da Bartsch keine Gewichtung der Merkmale vornimmt, führt dies zu einer Vermischung der Träger der passivischen Bedeutung (z.B. Adjektiv vor Verbalform, Funktionsverbgefüge vor Verbalform, substantivierte Verben vor Verbalform). Das Zustandekommen der Bereiche beruht auf einem „statistischen“ Vorhandensein bzw. Nicht-Vorhandensein der Merkmale, d.h. alle Merkmale vorhanden \Rightarrow Bereich A (= Zentrum); ein Merkmal fehlt \Rightarrow Bereich B usw. Durch eine unterschiedliche Gewichtung der Merkmale innerhalb eines Bereiches würde man jedoch eine ausagekräftigere Hierarchie bekommen.

Positiv ist die Ausweitung der in das Feld aufgenommenen Konstruktionen um sog. attributive Konstruktionen und passivische Substantivierungen, denn zwischen verbalem und nominalem Passiv existieren strukturelle Ähnlichkeiten (Ágel 1993); z.B.

- (3a) Frische Milch wird (durch die Firma) an das Krankenhaus geliefert.
(3b) die Lieferung frischer Milch (durch die Firma) an das Krankenhaus (Ágel 1993: 132).

Ágel (1993) geht davon aus, dass die Realisierungsformen (= Genitivphrase) postnominal adjazenter NP-Stellen der Nominativergänzung des zugrundeliegenden Satzes entsprechen. Aus dieser Sicht sind die semantisch-strukturellen Parallelen zwischen Aktiv/Passiv im Satz und Aktiv/Passiv in der NP deutlich nachweisbar; vgl.

- | | | | |
|-----|---------------------------|-------------------|-----------------------------|
| (4) | das Haus des Vaters | \Leftrightarrow | Der Vater besitzt das Haus. |
| | das Referat des Studenten | \Leftrightarrow | Der Student referiert. |
| | die Rettung des Kindes | \Leftrightarrow | Das Kind wird gerettet. |

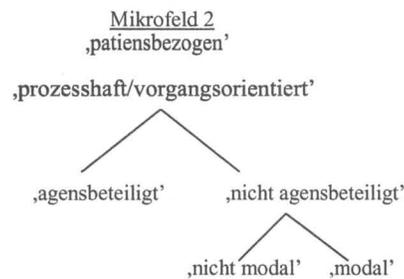
Nach Ágel (1993: 135) erfolgt die „Passivierung auch im NP-Bereich am strukturellen Zentrum, dem Kernsubstantiv“, vgl. in (4) *die Rettung*. Dieses Kernsubstantiv wird durch die Besetzung der postnominal adjazenten NP-Stelle *des Kindes* passivisch markiert. Funktional dient das nominale Passiv ebenfalls der Änderung der Perspektivierung, d.h. der Dethematisierung/Dezentrierung des Agens, das dann als *durch*-Phrase in die Konstruktion wieder aufgenommen werden kann:

- (5) die Rettung des Kindes durch die Feuerwehrleute.

Diese syntaktisch-semantischen Zusammenhänge rechtfertigen die Aufnahme verbaler Substantivierungen in das Passivfeld.

1.2. Aktiv-Passiv-Feld des Linguistenkreises um Sommerfeldt

Sommerfeldt/Schreiber/Starke (1991) differenzieren zwischen semantischen und grammatischen Bedeutungen, die aus Bedeutungselementen/Semen bestehen. Ein Sem/Sembündel konstituiert ein grammatisch-semantisches Feld, das sowohl grammatische als auch lexikalische Mittel erfasst und sich an kommunikativen Tätigkeiten orientiert. Sommerfeldt/Starke (1984) sehen als entscheidendes Merkmal für die Zugehörigkeit eines sprachlichen Mittels zum Aktiv-Passiv-Feld dessen Fähigkeit zur *agensbezogenen* oder *agensabgewandten* Geschehenscharakterisierung an. Das Aktiv-Passiv-Feld erhält seine Bezeichnung nach einer verbalen Kategorie, die auch den Kern des Feldes bildet, dem Genus. Die Beschreibung der Genera verbi erfolgt anhand der Opposition der Seme ‚agensbezogen‘ und ‚nicht agensbezogen‘. Das Sem ‚agensbezogen‘ weist einem sprachlichen Mittel seine Zugehörigkeit zum Aktiv-Feld (Mikrofeld 1) zu. Das ‚(nicht agensbezogene)‘ Passiv-Feld wird aufgrund der Seme ‚patientsbezogen‘ (Mikrofeld 2) und ‚geschehensbezogen‘ (Mikrofeld 3) weiter gegliedert. Für das Passiv-Feld nehmen Sommerfeldt/Starke (1984: 89) folgende Unterteilung vor (auf die Nennung der einzelnen Konstituenten wurde hier verzichtet):



Die Einteilung ist aufgrund der Kriterien (Seme) gut nachvollziehbar. Deutlich kommen hierarchische Beziehungen zwischen den Kriterien zum Ausdruck. Problematisch ist bei Sommerfeldt/Starke allerdings die Zuordnung einzelner Feld-Konstituenten, z.B. der Konstruktionen mit *bekommen*. Diese werden unter ‚nicht agensbeteiligt‘, ‚nicht modal‘ angeführt. Dieser Zuordnung widersprechen eindeutig folgende Belege:

- (6) Der Pakistani Omar [...] bekommt von seinem reichen Onkel einen heruntergekommenen Waschsalon in einem Londoner Vorstadtviertel anvertraut.
(Die ganze Woche – Dabei 5/98: 53)
Was Hauptkommissar Roiter [...] allerdings viel mehr auf die Palme bringt, ist die Tatsache, daß er von oben die aufdringliche Psychologin Dr. Bubek [...] zur Seite gestellt bekommt.
(TV Spielfilm 7/98: 186)
[...] dann kriegen sie von manchen Agenten schon geschimpft.
(Bayerischer Rundfunk, 16.12.99; Hörbeleg)

Außerdem suggeriert auch diese feldmäßige Darstellung aufgrund des übergeordneten Sems ‚patiensbezogen‘ die Gleichheit von zweigliedrigem *werden*-Passiv und Konstruktionen mit *bekommen*.

2. Eigener Vorschlag

2.1. Zur Funktion des Passivs

Die Präsentation außersprachlicher Sachverhalte erfolgt im Rahmen von Perspektivierungsmöglichkeiten. Bei der Versprachlichung ist die Struktur der Situation, d.h. die „kognitive Repräsentation, die einem außersprachlichen Sachverhalt entsprechen kann oder nicht“ (Lehmann 1992: 160), von Bedeutung. Zentrale Komponenten einer Situation sind Partizipant, Partizipatum und Partizipantenrelation. Prototypische Partizipata sind Ereignisse, worunter ich

Handlungen, Tätigkeiten, Vorgänge⁶, Zustände (und Eigenschaften)⁷ fasse. Durch die Partizipantenrelationen ergibt sich die semantische Rolle der Partizipanten und zugleich eine Perspektivierung der Situation. Hier wird von einer grundsätzlichen, im Lexikoneintrag konventionalisierten Perspektiviertheit jedes relationalen Zeichens (die ich *Basisperspektivierung* nennen möchte) – somit auch jedes Verbs – ausgegangen. Dabei schließe ich mich der Annahme Welkes (1994) an, dass im Lexikon die aktivische Perspektivierung (als Basisperspektivierung) festgehalten ist. Zur Umperspektivierung dieser unmarkierten Basisperspektivierung stehen dem Sprecher u.a. verschiedene grammatische Ausdrucksformen zur Verfügung, darunter solche, die nur eine Perspektivierung, und solche, die mehrere Perspektiven – sogar mit Abstufungen – zulassen. Die meisten Möglichkeiten scheinen die Verben zu bieten, die unterschiedliche semantische „Zielgrößen“ (wie z.B. Patiens, Rezipient) realisieren, so dass aus der Perspektive dieser Zielgrößen/Entitäten auch außersprachliche Sachverhalte präsentiert werden können, indem eine der Entitäten Ausgangspunkt der Perspektivierung wird.

Eine der möglichen Veränderungen der Basisperspektive ist die passivische Konzeptualisierung. Basierend auf der funktionalen Grammatikauffassung Schmid'scher und Admoni'scher Prägung sollen sprachliche Mittel, die bei der Realisierung dieser bestimmten Funktion systematisch zusammenwirken, in einem funktional-semantischen Feld erfasst werden. Das Passiv-Feld wird als ein Inventar sprachlicher Mittel verschiedener Ebenen verstanden (z.B. der morphosyntaktischen, semantischen, wortbildenden und pragmatischen Ebene), die durch Systemverhältnisse miteinander verbunden sind. Man kann das Passiv also nur in Relation zur Basisperspektivierung des Verbs als der nicht markierten Form betrachten. Somit stellt sich zunächst die Frage, welche Absicht der Sprecher verfolgt, wenn er den außersprachlichen Sachverhalt mit Hilfe sprachlich markierter Mittel darstellt. Mit anderen Worten: Welche Funktion erfüllt das Passiv?

Ich gehe von folgender Passivfunktion aus: Der Sprecher verändert die Perspektive auf den außersprachlichen Sachverhalt, weil er diesen aus der Geschehens(Vorgangs)perspektive⁸ oder Zustands(Eigenschafts)perspektive sprachlich realisieren will. Diese Perspektivierung des außersprachlichen Sachverhaltes kann außerdem dahingehend verändert werden, dass der Sachverhalt aus der Sicht

⁶ Nach Welke (1997: 214) ist ein Ereignis als Handlung aufzufassen, wenn die Argumentstruktur des Verbs die Besetzung einer Agensposition und einer Patiensposition fordert, von einer Tätigkeit wird dann gesprochen, wenn lediglich eine Agensposition vorhanden ist, aber keine Patiensposition. Ereignisse werden als Vorgang aufgefasst, wenn die Argumentstruktur des Verbs keine Agensposition hat.

⁷ Bei dieser Perspektivierung gehe ich von Dürscheid's (1995) Annahme der „Eigenschaftslesart“ bei Mittelkonstruktionen aus (z.B. *Das Buch verkauft sich gut.*). Dabei geht es darum, dass die Konstruktionen „Eigenschaften [angeben]“, die dem Subjektreferenten zugesprochen werden können“ (Dürscheid 1995: 115).

⁸ Vgl. auch Ágel (1996: 78-79)

der Größe (Entität), auf die das Geschehen/der Vorgang gerichtet ist bzw. die sich in dem versprachlichten Zustand befindet (Patiens) oder die daran – nicht als Agens – beteiligt ist (sei es als Experienter, Nutznießer oder Benefizient, Geschädigter, Verlierer, Besitzer oder Korrespondent⁹), dargestellt wird. Gelegentlich kann das Geschehen durch aktionale bzw. modale Komponenten zusätzlich gekennzeichnet werden. Damit verbunden sind morphosyntaktische und semantische Charakteristika im verbalen und nominalen Bereich.

2.1.1. Charakteristika im verbalen Bereich (im Partizipatum-Bereich)

Die Veränderung der Perspektivierung zeigt sich im Anschluss an Askedal (1984: 10) in morphosyntaktischen Merkmalen, die sich im verbalen Bereich als „besondere Passivmorphologie“ beschreiben lassen: das passivfähige Vollverb erscheint als „von einem anderen, einem ‚Hilfsverb‘ regiertes Infinitum“.

Dabei muss ich zugleich in diesem Zusammenhang eine Relativierung vornehmen. Andersen (1989) kam anhand typologischer Untersuchungen zu dem Schluss, dass „in einer universalen Grammatik keine einheitliche und universale morphologische Kategorie für das Passiv existiert“ (Andersen 1989: 186). In einigen Sprachen gibt es morphologische Kategorien, die sowohl das Passiv als auch andere grammatische Kategorien (z.B. Medium-Reflexivum, Reziprok und andere Konstruktionen) markieren. Der Unterschied zwischen dem Passiv und anderen Konstruktionen sei auf anderen Ebenen als der morphologischen zu suchen¹⁰. Andersen (1989: 193) meint, dass die „eigentliche Funktion [des Passivs] in der Referenzvermeidung des ‚Subjekts‘“ bestehe.

Aus diesem Grunde gehe ich nicht von formalen Merkmalen einer Konstruktion aus, wenn ich den Begriff *Passiv* bestimme, sondern nähere mich der Problematik über den funktionalen Aspekt. Einzelsprachlich gesehen gibt es sehr wohl prototypische grammatische Konstruktionen zum Ausdruck dieser Funktion. Demzufolge unterscheide ich zwischen einem Kernbereich mit der für das Deutsche prototypischen Passivmorphologie, bestehend aus einem Passiv-Auxiliar + Partizip II, und Konstruktionen, in denen das passivfähige Vollverb als von einem ‚Hilfsverb‘ regiertes Infinitum erscheint. Diesen schließen sich Konstruktionen an, die lediglich aus synthetischen Verbformen bestehen. Somit nehme ich eine Hierarchie an, an deren Spitze analytische Verbformen stehen, denen synthetische und schließlich Konstruktionen, die den prädikativen Rahmen verlassen, folgen.

Neben morphologischen Veränderungen vollzieht sich am Vollverb ein Wechsel der Prädikatsklassen (vgl. von Polenz 1988); so verliert die semantische Prä-

⁹ Vgl. Wegener (1985: 128).

¹⁰ Weil es Sprachen gibt, wie z.B. das Swahili, in denen sich Aktiv- und Passivsätze nicht morphologisch am Verb unterscheiden, hält Andersen auch den Begriff „Passiv“ als morphologische Kategorie für unnötig (vgl. Andersen 1989: 198).

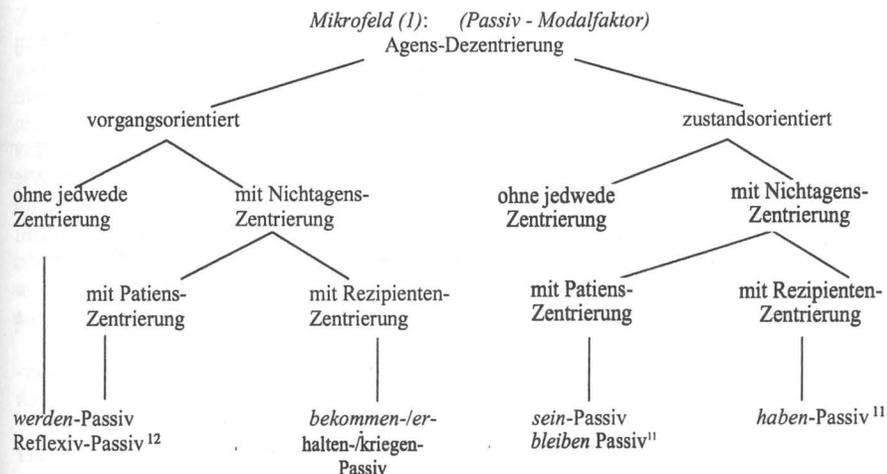
dikatsklasse ‚Handlung‘ des Aktivsatzes zugunsten der Prädikatsklasse ‚Vorgang‘ bzw. ‚Zustand‘ bzw. ‚Eigenschaft‘ im Passivsatz den Vorrang.

2.1.2. Charakteristika im nominalen Bereich (im Partizipantum-Bereich)

Im Partizipantum-Bereich gehe ich im Anschluss an Ágel (1997) von einem „Wechsel der Zentrierungsverhältnisse“ aus, wodurch es möglich wird, den Sachverhalt auf andere Partizipanta/Kasusrollen hin zu perspektivieren. Ágel (1997: 154-155) trennt dabei das konstitutive Passivmerkmal vom nicht-konstitutiven: Prototypisches Merkmal des Passivprädikats ist demzufolge die Agens-dezentrale Sachverhalts-Präsentation, die damit verbunden sein kann, dass entweder keine Zentrierung vorgenommen oder eine andere thematische Rolle (z.B. Patiens, Rezipient) zentriert wird.

2.2. Ein mögliches Mikrofeld: Mikrofeld (1) (Passiv - Modalfaktor)

Aufgrund der für das Deutsche prototypischen Passivmorphologie sowie des Wechsels der Prädikatsklassen und der Zentrierungsverhältnisse nehme ich zunächst folgende Einteilung des Passivfeldes in das Mikrofeld (1) (Passiv – Modalfaktor) (prototypische Passivkonstruktionen) vor:



Diese sprachlichen Mittel stellen das Zentrum meines Passivfeldes, die Prototypen, dar. Für jede Perspektivierungsmöglichkeit nehme ich also einen prototypischen Vertreter an, zu dem die weiteren Konstituenten in Beziehung gesetzt werden. Allerdings werden damit noch nicht die zahlreichen Überlappungen, die zwischen diesen Konstruktionen existieren, erfasst. Einige Probleme seien an dieser Stelle kurz angedeutet:

(a) Das *werden*-Passiv drückt nicht nur die Vorgangsperspektive aus, sondern kann auch zum Ausdruck der Zustandsperspektive¹³ genutzt werden:

- (7) Alle umliegenden Gebäude werden von dem Hochhaus überragt.
Das Dorf wird durch den Bach in zwei Teile geteilt.

(b) Unter bestimmten Bedingungen besitzt das *werden*-Passiv eine mediale Semantik:

Bei manchen Passiva läßt sich das Geschehen bald als ein passivisches, bald als ein ‚mediales‘ erkennen, wenn auch die Angehörigen der Sprachgemeinschaft sich über den Unterschied kaum Gedanken machen. So ist z.B. das Geschehen im Satz *Beim Brand des Geschäftshauses wurde das ganze Lager vernichtet* als ‚medial‘ aufzufassen, denn der Sinn ist doch, daß das Lager mit dem Haus verbrannte, und nicht daß es verbrannt wurde. [...] Das deutsche Passiv wird also bei Vorgängen gebraucht, die als ‚medial‘ zu erkennen sind. (Valli 1971: 233-234)

¹¹ In Anlehnung an Helbig (1989) nehme ich ein *bleiben*- und ein *haben*-Passiv an, deren Merkmale und Restriktionen allerdings noch abzuklären sind. Für das *bleiben*-Passiv sind nach Helbig folgende Merkmale charakteristisch: (1) akkusativ-konvertierende Konstruktion, (2) statisch-kontinuativ markiert, (3) bildbar von Verben, die ein Zustandspassiv zulassen und zusätzlich ein reversibles Geschehen bezeichnen. Das *haben*-Passiv ist eine Konstruktion, die bisher noch ungenügend beschrieben ist. Wie das *bekommen*-Passiv ist es eine dativ-konvertierende Konstruktion, die einen Zustand ausdrückt, z.B. *Er (Agens, P. Sz.) hat die Wunde verbunden*. (Helbig 1989: 219) (im Sinne von: Er hat die Wunde verbunden bekommen). Das Vorkommen dieser Konstruktion ist stark eingeschränkt. Häufiger scheint sie in Verbindung mit dem Modalverb *wollen* vorzukommen, z.B. *Sie will das laut und deutlich vorgelesen haben*. (im Sinne von: Sie will, dass man es ihr laut und deutlich vorliest).

¹² Nach Vater (1995) gibt es ein vorwiegend von intransitiven Verben ableitbares unpersönliches Reflexiv-Passiv, z.B. *Es wird sich auf den Chef verlassen. Daran wird sich vielfach nicht gehalten*.

¹³ Auch der Aktivsatz hat diese Zustandsperspektivierung. Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997) weisen auf den Umstand hin, dass Verben wie z.B. *bedecken, beleuchten, teilen, verbinden* usw. „auch in der nicht-agentiven/nicht-kausativen Lesart ein *werden*-Passiv bilden. [...] In solchen Fällen ist das *werden*-Passiv als Zustandsbezeichnung zu verstehen“ (S. 1798, Hervorhebung im Original).

Die mediale Geschehensrichtung wird als „eine Geschehensrichtung ‚zur Kennzeichnung der inneren Beteiligung des Subjekts an der verbalen Handlung‘“ definiert (Valli 1971: 232). Valli betont, dass das Passiv zum Ausdruck medialen Geschehens vorwiegend dann verwendet werde, wenn das Intransitivum fehle oder ein ‚medialer‘ Ausdruck nicht naheliege. Die Gemeinsamkeit der passivischen und der medialen Geschehensrichtung bestehe darin, dass sich das Geschehen am Subjekt vollziehe, dabei fällt

das Gemeinsame beim Gebrauch des Passivs anstelle des manchmal fehlenden Intransitivums so stark ins Gewicht, daß man darüber das Abweichende in Kauf nimmt, nämlich die beim Passiv immer wirkende Vorstellung, daß das Geschehen von außen her verursacht wird (Valli 1971: 234).

Es zeigt sich also, dass die deutsche Passivmorphologie auch dazu verwendet wird, andere grammatische Kategorien auszudrücken. Vor diesem Hintergrund erscheinen die bei Höhle angeführten Beispiele *wir wurden in einen Unfall verwickelt, bei dem Unfall wurden mehrere Leute verletzt*, bei denen es sich seiner Meinung nach – aufgrund des nicht implizierten Agensausdrucks – „jedenfalls nicht um reguläre Passive“ (Höhle 1978: 139) handle und die er für „halbwegs idiomatisierte“ Bildungen hält, in einem anderen Licht. Das detransitive Verb bringt eine nicht von außen her verursachte Affiziertheit des Subjekts zum Ausdruck, d.h. es drückt Medialität aus.

(c) Das *sein*-Passiv bezieht sich nicht in jedem Fall auf die Darstellung der Zustandsperspektive, sondern vermag – ähnlich dem *werden*-Passiv-Handlungen, deren Verwirklichung jedoch noch aussteht, auszudrücken:

- (8) Zum Schluss sei noch die Frage gestellt, ob und inwieweit diese Beobachtungen eine Rolle spielen. Diese Tendenzen seien hier nur kurz beschrieben.

In diesem Gebrauch gehört das *sein*-Passiv zu

(d) Konstruktionen, in denen der Modalfaktor implizit enthalten ist, während er in anderen nur explizit ausgedrückt werden kann. Implizit enthalten ist der Modalfaktor z.B. auch in folgenden Beispielen:

- (9) Da gehört eher etwas im Sparkassen- oder Genossenschaftssektor gemacht.
(WirtschaftsBlatt 235/1996: B4)
[...] *sollte/müsste* [...] gemacht werden
Dieses Gesetz gehört entsorgt.
(WirtschaftsBlatt 235/1996: 2)
[...] *soll/sollte/muss/müsste* [...] entsorgt werden

Eine umfassende Erfassung des Passivfeldes bedarf vielfältiger onomasiologischer und semasiologischer Untersuchungen. An dieser Stelle sollen erste Überlegungen für eine weitere Unterteilung des Mikrofeldes 1 (Passiv – Modalfaktor) vorgestellt werden. Zur Unterteilung dieses Mikrofeldes gehe ich von den verschiedenen sprachlichen Ausdrucksmitteln aus, die ich hierarchischen E (= Ebenen) (die nicht mit den sprachlichen Ebenen identisch sind) zuteile:

E 1 (das Zentrum) besetzen die prototypischen Passiv-Konstruktionen des *Makrofeldes* Passiv (= Kernkonstruktionen). Dabei handelt es sich um für das Deutsche typische verbale Passiv-Konstruktionen, die aus einem Passiv-Auxiliar und einem Partizip II bestehen. Der Grad der Auxiliarisierung ist allerdings jeweils verschieden: Den höchsten Auxiliarisierungsgrad hat die *werden*-Konstruktion, gefolgt von der *bekommen/erhalten/kriegen*-Konstruktion; weniger auxiliariert sind die *sein*-Konstruktionen, noch weniger die Konstruktionen mit *bleiben* bzw. *haben*, wie sich dies vorerst aufgrund der Fachliteratur festhalten lässt (vgl. Helbig 1989, Hentschel/Weydt 1995).

Auf der E 2 folgen analytische Verbformen, die passivisch interpretierbar sind, wie z.B. zustandsorientierte, patiensenzentrierte Zustandsverben (z.B. *Der Vorfall scheint vergessen*. zitiert nach Sommerfeldt/Schreiber/Starke 1991: 42).

Der E 3 werden unter dem Aspekt, dass sich das Passiv über das Medium entwickelt hat und dass dies vorwiegend mithilfe des Reflexivpronomens gebildet wurde, verschiedene vorgangsorientierte, patiensenzentrierte *sich*-Verben (z.B. *Der Schlüssel wird sich schon noch finden*) zugerechnet.

Auf der E 4 folgen einfache passivische Verbalformen, die keine morphosyntaktische Passiv-Kennzeichnung haben: vorgangsorientierte, patiensenzentrierte Aktivformen mit reduzierter Valenz (z.B. *Das Geschäft öffnet*).

Die E 5 besetzen die Funktionsverbgefüge (FVG), weil diese sprachlichen Ausdrucksmittel ebenfalls keine morphosyntaktische Passiv-Kennzeichnung besitzen und zudem nicht-verbale Elemente Passivträger sind. Nach Rösch (1994) ergibt sich die Passivwertigkeit von FVG aus dem Umstand, dass sie in paradigmatische synonyme Beziehungen zum Passiv treten können. Weiteres Kriterium für passivwertige (pw) FVG ist nach Rösch der Umstand, dass pw FVG ein zu ihnen in konversen Beziehungen stehendes aktivisches Pendant haben, vgl.

- (10) y erleidet eine Demütigung
y wird gedemütigt
(Rösch 1994: 48)

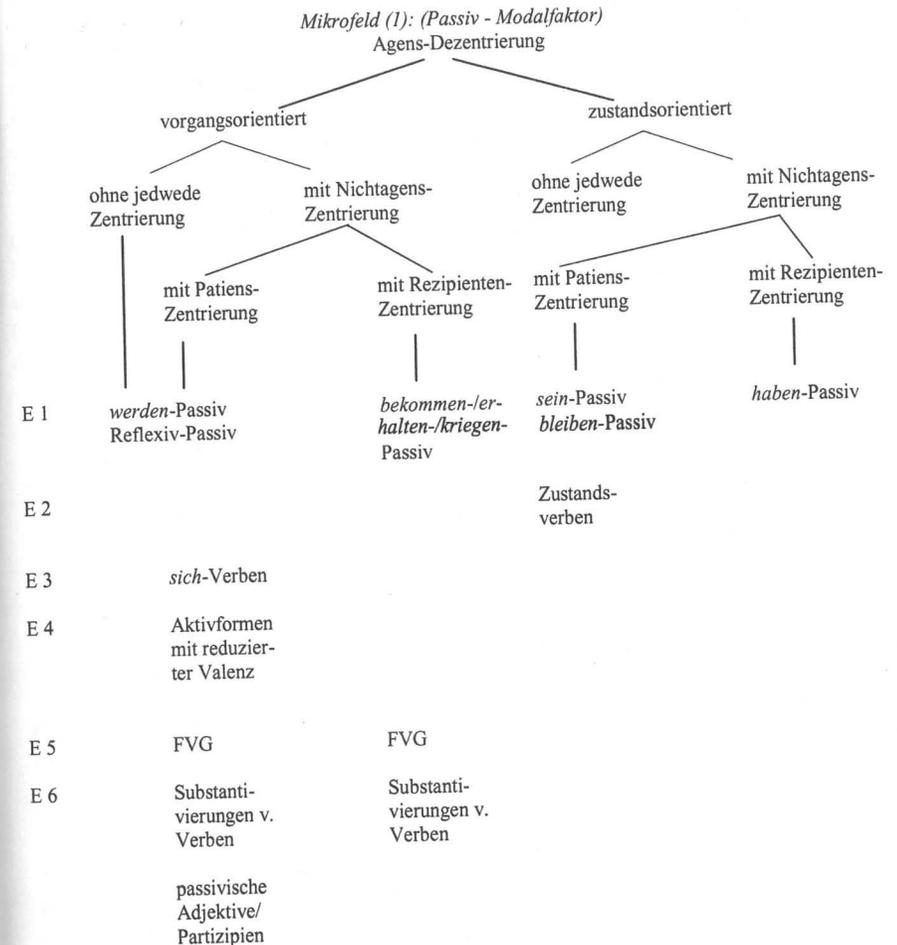
- (11) y bekommt/erhält/erntet Beifall (vom/beim x) (= pw FVG)
x klatscht/spendet/zollt Beifall dem y (akt. FVG)
(Rösch 1994: 49)

Pw FVG können sowohl patiensenzentriert (10) als auch rezipientenzentriert (11) sein, d.h. das Subjekt dieser pw FVG ist entweder mit dem denotativen Patiens

oder Rezipienten identifizierbar. Da obiges Kriterium nicht alle pw FVG erfasst (vgl. *Niederlage erleiden*, *Undank erfahren*), sind auch in diesem Bereich noch präzisierende Untersuchungen notwendig. Eine gute Ausgangsbasis dazu stellen die Ergebnisse der Analysen von Rösch dar.

Zum Schluss (E 6) kommen Konstruktionen, die den prädikativen Rahmen verlassen und im Satz unterschiedliche syntaktische Funktionen übernehmen können.

Schematisch könnte dieses Passivfeld ohne Modalfaktor wie folgt dargestellt werden:



In dieses Feld ließe sich ebenfalls das modale Passiv eingliedern, das so gar nicht in das „allgemeine“ Bild vom Passiv passen will, so dass es häufig entweder nur am Rande behandelt oder „wegpostuliert“ wird. Im Zusammenhang z.B. mit Sätzen wie

- (12) Es sei noch darauf hingewiesen, dass die Verwendung des Wortes ...
Diese Kritik aber - es sei zugegeben - mindert nicht den Wert des Buches.
Zusammenfassend sei hier festgehalten, dass ...

ist u.a. der Artikel von Vaňó-Cerdá (1992) beachtenswert, der ein modales *sein*-Passiv, das hauptsächlich dem Schriftdeutsch vorbehalten zu sein scheint, annimmt. Dabei unterscheidet er zwischen adhortativ-imperativem Passiv, das in Sätzen wie *Es sei rekapituliert, ...* verwendet wird, und optativ-imperativem Passiv, das in Sätzen wie *Es sei noch einmal kurz darauf eingegangen* vorkommt. Vaňó-Cerdá interpretiert diese beiden „Typen modaler, passivischer Konstruktionen“ folgendermaßen:

- adhortativ-imperatives Passiv: „Ausdruck einer gewünschten oder geforderten Handlung, deren Verwirklichung noch aussteht“ (Vaňó-Cerdá 1992: 399).
- optativ-imperatives Passiv: Ausdruck einer „Handlung, deren Wiederholung oder Verwirklichung in einer bestimmten Zeit, Art oder Ort der Sprecher wünscht oder befiehlt“ (ebd. 402).

Ein Vergleich mit den entsprechenden *werden*-Passiv-Konstruktionen zeigt, dass beide keinen erreichten Zustand zum Ausdruck bringen, sondern eine noch zu verwirklichende Handlung. Eine Umformulierung der obigen Beispiele in das *werden*-Passiv ist nur durch Hinzufügen des Modalfaktors möglich, ein Tempusunterschied besteht jedoch nicht:

- (12') Es muss/soll noch darauf hingewiesen werden, ...
Diese Kritik aber - es/das muss/soll zugegeben werden - mindert ...
Zusammenfassend muss festgehalten werden, dass ...

Ich halte es für unbedingt notwendig, solche Passiv-Konstruktion mit impliziertem Modalfaktor in die nähere Passivbetrachtung einzubeziehen und sie nicht nur am Rande zu behandeln, wie dies z.B. bei Helbig/Buscha (⁶1994: 205) der Fall ist, die im Zusammenhang mit dem modalen *sein*-Passiv lediglich feststellen, dass diese Konstruktion als „eine besondere Verwendung [des] Konjunktiv Präsens von *sein* mit dem Partizip II passivfähiger Verben“ einzustufen sei.

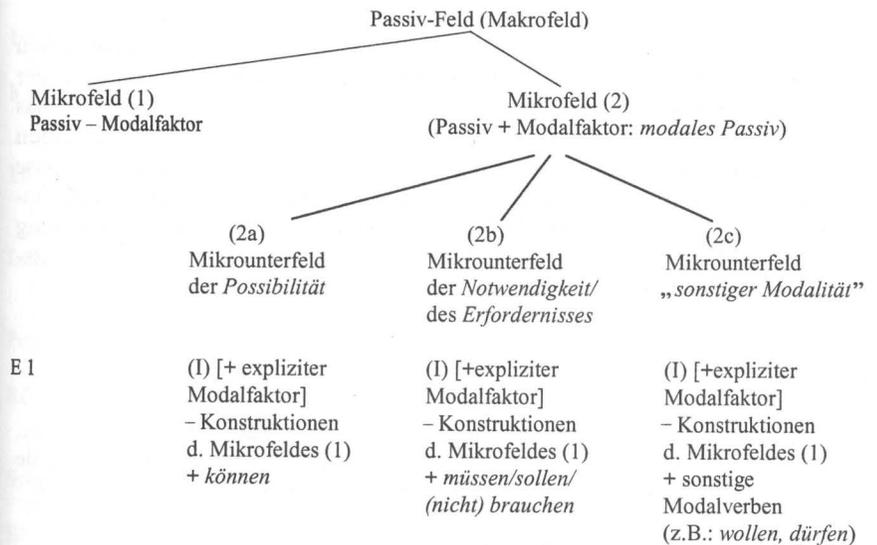
Um diesen Formen den ihnen gebührenden Platz zukommen zu lassen, ist das Passivfeld (= Makrofeld) in die Mikrofelder (1) *Passiv - Modalfaktor* und (2) *Passiv + Modalfaktor (= modales Passiv)* zu unterteilen. Dabei erscheint es mir erforderlich, das Mikrofeld (2) aufgrund seiner hauptsächlich implizit enthaltenen

Modalfaktoren in folgende Felder zu subklassifizieren: (2a) Mikrounterfeld der *Possibilität*, (2b) Mikrounterfeld der *Notwendigkeit/Erfordernis*, (2c) Mikrounterfeld „*sonstiger Modalität*“.

Diese Mikrounterfelder erlauben eine Untergliederung in Konstruktionen mit explizit ausgedrücktem Modalfaktor bzw. in Konstruktionen, die den Modalfaktor implizit enthalten. Die Zuordnung zum jeweiligen Mikrounterfeld erfolgt hier zunächst mithilfe der Transformation in einen *werden*-Passivsatz bzw. in einen Aktivsatz, die die gegebene Konstruktion zulässt.

Aufgrund der Semantik einzelner sprachlicher Ausdrücke (z.B. *sein + zu + Infinitiv*) zeigen sich deutlich Überlappungen, die einer genaueren Abgrenzung voneinander bedürfen. Allerdings ist sicher davon auszugehen, dass die Grenzen zwischen diesen Feldern immer vage bleiben werden, vor allem auch deshalb, weil sich die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks erst durch seine konkrete Einbettung in einen Kontext ergibt. Dies zeigt sich auch bei dem Adjektivsuffix *bar*, das in Sätzen wie *In Raten zahlbar* *Possibilität* ausdrückt, *Notwendigkeit* dagegen in Sätzen wie *Zahlbar bis zum 1. Juni* (vgl. Keiler 1986).

Bei der Klassifizierung wurde ebenfalls eine gewisse Hierarchisierung vorgenommen, d.h. den prototypischen Passiv-Konstruktionen mit dem entsprechenden Modalverb (E1) folgen modale Konstruktionen, die aus einem Hilfsverb + (*zu*) + infiniten Verbformen bestehen (E 2); diesen schliessen sich einfache Verbalformen (E 3) sowie die FVG (E 4) an, zum Schluss kommen Konstruktionen mit Modalfaktor, die den prädikativen Rahmen verlassen (E 5):



	(II) [-expliziter Modalfaktor]	(II) [-expliziter Modalfaktor]	(II) [-expliziter Modalfaktor]
E 2		- <i>sein</i> -Passiv - <i>gehören</i> -Passiv - <i>sein</i> + zu + Inf. (+ Gerundivum) - <i>bleiben</i> + zu + Infinitiv - <i>es gibt</i> + zu + Infinitiv	
	- <i>sein</i> + zu + Infinitiv - <i>es gibt</i> + zu + Infinitiv		
	- <i>sich-lassen</i> - Konstruktion	- <i>es heißt</i> + (zu) + Infinitiv	
E 3	- <i>sich</i> -Verben.		
E 4		- FVG m. <i>bedürfen</i>	
E 5	[- Adjektive auf - <i>abel/-ibel</i> , - <i>bar</i> , - <i>lich</i> , - <i>fähig</i> , - <i>fertig</i> ...]	[- Adjektive auf - <i>bedürftig</i> , - <i>pflichtig</i> ...]	

3. Schlussbemerkungen

Die Beschreibung sprachlicher Erscheinungen in einem funktional-semantischen Feld stellt anschaulich das Zusammenwirken von Grammatik und Lexik bei der Bewältigung kommunikativer Aufgaben dar. Dadurch wird es z.B. auch für das Passiv möglich, hierarchische Zusammenhänge zwischen den einzelnen Konstruktionen zu erfassen und in ihrer Gesamtheit darzustellen. Neuere Ergebnisse aus anderen wissenschaftlichen Bereichen, wie z.B. aus der Prototypentheorie, können problemlos integriert werden. Ein weiterer Vorteil der feldmäßigen Beschreibung ist darin zu sehen, dass sie aufgrund ihrer Anschaulichkeit leicht für Unterrichtszwecke zu didaktisieren ist.

Literatur

Admoni, Wladimir 1993: Funktionale Grammatik. In: Jacobs, Joachim et al. (Hg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband, Berlin et al.: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 9.1.), 232-241.

- Ágel, Vilmos 1993: Gebt endlich die Grenze zwischen Wortbildung und Syntax frei! Aktiv und Passiv in der deutschen Nominalphrase. In: Deutsche Sprache 2, 128-142.
- Ágel, Vilmos 1996: Was gibt's Neues übers Passiv? Funktion, Typen, Bildung. In: Deutschunterricht für Ungarn II, 76-87.
- Ágel, Vilmos 1997: Reflexiv-Passiv, das (im Deutschen) keines ist. Überlegungen zu Reflexivität, Medialität, Passiv und Subjekt. In: Dürscheid, Christa/Ramers, Karl Heinz/Schwarz, Monika (Hg.): Sprache im Fokus. Festschrift für Heinz Vater zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 147-187.
- Andersen, Paul Kent 1989: Gibt es eine Passivmorphologie? In: Linguistische Berichte 121, 185-205.
- Askedal, John Ole 1984: Grammatikalisierung und Auxiliarisierung im sogenannten „bekommen/erhalten/kriegen-Passiv“ des Deutschen. In: Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik 22, 5-47.
- Bartsch, Rudolf 1987: Passivische Diathese und funktional-semantisches Feld im Deutschen. In: Zielsprache Deutsch 1, 30-34.
- Dürscheid, Christa 1995: Passivische Konstruktionen im Deutschen und Ungarischen. In: Mádl, Antal/Schmitt, Wolfgang (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1995. Budapest; Bonn, 109-126.
- Gulyga, E.W./Šendels, E.I. 1970: Die feldmäßige Betrachtung der Sprache. In: Deutsch als Fremdsprache 5, 310-320.
- Helbig, Gerhard 1989: Das Passiv – und kein Ende. In: Deutsch als Fremdsprache 4, 215-221.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim ¹⁶1994: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 16. Aufl. Leipzig et al.: Langenscheidt/Enzyklopädie.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald 1995: Das leidige bekommen-Passiv. In: Popp, Heidrun (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag. München: Iudicium, 165-183.
- Höhle, Tilman N. 1978: Lexikalistische Syntax. Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitivkonstruktionen im Deutschen. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 67).
- Keiler, Irene 1986: Zum Anteil der Suffixsemantik an der Semantik der passivischen Adjektive. In: Sommerfeldt, Karl-Ernst/Spiwow, Wolfgang (Hg.): Beiträge zu einer funktional-semantischen Sprachbetrachtung. Leipzig: VEB Enzyklopädie, 132-139.
- László, Sarolta 1980: Morphologische Kategorien und grammatisch-lexikalische Felder im Sprachvergleich. In: Juhász, János (Hg.): Kontrastive Studien Deutsch-Ungarisch. Budapest: Akadémiai Kiadó, 111-121.
- Lehmann, Christian 1992: Deutsche Prädikatsklassen in typologischer Sicht. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. Berlin; New York: de Gruyter, 155-185.
- Polenz, Peter von ²1988: Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin; New York: de Gruyter.
- Rösch, Olga 1994: Untersuchungen zu passivwertigen Funktionsverbgefügen im Deutschen der Gegenwart. Ein Beitrag zur funktionalen Valenzgrammatik. Hamburg: Buske (= Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 8).
- Schmidt, Wilhelm 1965: Grundfragen der deutschen Grammatik. Eine Einführung in die funktionale Sprachlehre. Berlin: Volk und Wissen.
- Sœur, G. S. 1977: Feldtheorien in der Linguistik. Düsseldorf: Schwann.

- Sommerfeldt, Karl-Ernst/Starke, Günter et al. 1984: Grammatisch-semantische Felder der deutschen Sprache der Gegenwart. Leipzig: VEB Enzyklopädie.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/Starke, Günter 1988: Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/Schreiber, Herbert/Starke, Günter 1991: Grammatisch-semantische Felder. Einführung und Übungen. Leipzig et. al.: Langenscheidt/Enzyklopädie.
- Valli, Erkki 1971: Zur Bedeutung und Verwendung des deutschen Passivs (vom Finnischen aus gesehen). In: Deutsch als Fremdsprache 4, 232-234.
- Vañó-Cerdá, Antonio 1992: Besonderheiten des Modalpassivs im heutigen Deutsch. In: Sprachwissenschaft Bd. 17, 397-410.
- Vater, Heinz 1995: Valenzpotenz und Valenzrealisierung im Deutschen. In: Mádl, Antal/Schmitt, Wolfgang (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1995. Budapest; Bonn, 143-165.
- Wegener, Heide 1985: „Er bekommt widersprochen“. Argumente für die Existenz eines Dativpassivs im Deutschen. In: Linguistische Berichte 96, 127-139.
- Welke, Klaus M. 1994: Thematische Relationen. Sind thematische Relationen semantisch, syntaktisch oder/und pragmatisch zu definieren? In: Deutsche Sprache 1, 1-18.
- Welke, Klaus M. 1997: Eine funktionalgrammatische Betrachtung zum Reflexivum: Das Reflexivum als Metapher. In: Deutsche Sprache 3, 209-231.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno et al. 1997: Grammatik der deutschen Sprache. Bd.1-3. Berlin; New York: de Gruyter (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache Bd. 7.1; 7.2; 7.3).

Rezensionen

**Allkemper, Alo; Eke, Norbert Otto (Hg.):
Literatur und Demokratie. Festschrift für Hartmut Steinecke
zum 60. Geburtstag.
Berlin: Erich Schmidt, 2000. 343 S.**

Schon beim ersten Blick auf die Titelseite stellt sich die Frage: was ein Buch bieten kann, das Ästhetisches und Politisches, die man in letzter Zeit vielleicht allzu rigoros auseinandergehalten hat, unter ein Dach zu bringen versucht?

Der vorliegende Band ist Hartmut Steinecke gewidmet und versammelt Beiträge von Kollegen und ehemaligen Schülern zu Fragen der deutschen Literaturgeschichte von der Goethezeit bis zur Gegenwart. Daß Literatur und Demokratie keinen Gegensatz bilden, ist kennzeichnend für die Perspektive, aus der Steinecke in den letzten drei Jahrzehnten mit zahlreichen Arbeiten zur Literaturgeschichte beigetragen hat. Das Verhältnis wird als Ermöglichung aller nur vorstellbaren Interaktionen oder Vermittlungen zwischen Texten, Epochen oder Kulturen verstanden. Demokratie in der Praxis der Interpretation heißt, Machteingriffe und diskursive Einwirkungen, die das Feld der Interpretation begrenzen, durch Bewußtmachung und Aufdeckung zu vermeiden.

Das wirft eine der wichtigsten Fragen der Literaturwissenschaft auf, die seit den Anfängen den Diskurs über literarische Werke mitbestimmt hat, nämlich die Frage nach dem Wesen von Literarizität. Wie könnte man heute Literarizität definieren, wenn nicht durch Abgrenzung gegen das Epistemologische oder Politische? Es gilt heute schon als Gemeinplatz, daß Er-

kennen einer Sache immer nur vor dem Hintergrund von Sachen möglich ist, die das Erkannte nicht sind. Demzufolge wird eine Definition der Literarizität immer die Spuren der Ausgrenzung tragen. In diesem Band wird keiner wissenschaftlichen Methode das Primat zuerkannt. Literatur wird vielmehr als Interaktionsort verschiedener Diskurse vorgestellt, aber auch als selbstständiger Diskurs, der mit anderen – wie Film, Geschichte, Bildender Kunst oder Tanz – in einem dialogischen Verhältnis steht.

Um einen Überblick über das Interessenspektrum zu geben, das auch Steinecke vertreten hat, werden hier einige Arbeiten angesprochen. Neben einem Bericht über philologische Neuheiten der Goethe-Forschung von Nancy und Peter Boerner sind mehrere Arbeiten zur Gattungsgeschichte des Romans und zum Modernisierungsdiskurs des 19. Jahrhunderts zu finden (z.B. von Walter Hinderer). Nicht nur philologisches Interesse hat Manfred Durzak dazu bewegt, Peter Szondi, der 1971 seinem Leben ein Ende setzte, mit einem Beitrag über seinen Briefwechsel zu gedenken. Paul Michael Lützeler umreißt das Verhältnis von Historismus und Geschichtsschreibung zum historischen Roman und zu den literarischen Erzählformen im Allgemeinen. Die Interpretation historischer Romane erscheint als Problematik der historischen Transformation des „mittleren Helden“ (Georg Lukács), der als

Handlungsträger dieser Romane funktioniert, bei der produktiven Konfrontation mit der Geschichte als Subjekt mit dem Handeln des eigentlichen Protagonisten mitwirkt.

Auch die neueste Literatur wird unter die Lupe genommen: Werke von Thomas Bernhard, Peter Handke und Jurek Becker werden von Wilhelm Voßkamp, Stefan H. Kaszyński und Sander L. Gilman interpretiert. Hartmut Steineckes Interesse an den Erzählformen postmoderner Literatur ist durch Peter Pütz' innovative Interpretation von Ransmayrs Roman „Die letzte Welt“ vertreten. Dieser Aufsatz ist als mögliche Antwort auf die (postmoderne) Frage zu lesen, wie eine Zeiterfahrung möglich ist, in der alle vergegenwärtigten historischen Zeiträume und Epochen zugleich ihre An- und Abwesendheit beanspruchen? Pütz zeigt dem Leser, wie eine mythische Erzählstruktur zu einem heute vertretbaren poetischen Prinzip wird.

Während Min Suk Choe Berührungspunkte von europäischer und ostasiatischer Kultur an strukturell ähnlichen literarischen Mythosbearbeitungen in Korea und Deutschland nachweist, befassen sich zwei Aufsätze mit den Möglichkeiten jüdischen Selbstverständnisses und den Formen jü-

Ágel, Vilmos: Valenztheorie.

Tübingen: (= Narr Studienbücher, 2000) 300 S.

Seit Anfang der 90er Jahre hat sich Vilmos Ágel in einschlägigen theoretischen und methodenkritischen Beiträgen um das Vorantreiben einer neuen Grundsatzdiskussion in der Valenztheorie

discher Identitätsbildung im Deutschland des 20. Jahrhunderts. In Horst Denckers Beitrag über die Literatur der NS-Zeit wird – vor allem an Texten ehemaliger Frontsoldaten – gezeigt, auf welche Weise ein außerliterarischer Diskurs wie politische Propaganda auf Fiktionstexte einwirken kann. Um zu zeigen, wie weit der Demokratiedanke in der Literaturwissenschaft reicht, wurde auch ein komparatistischer Beitrag aufgenommen, der sich die trügerische Wahrheit der Bilder in der Filmproduktion nach Auschwitz zum Thema macht.

In dieser Festschrift wird auf sehr überzeugende Weise präsentiert, in welchem Verhältnis Literatur und Demokratie stehen können. Es geht nicht um eine Begrenzung auf Politisches, sondern darum, daß neben Poetik und Poetologie auch Diskurstheorie, Kulturwissenschaft, Komparatistik und Geschichtsschreibung zu Wort kommen sollen. Wer das außer Acht läßt, verkürzt die Literaturwissenschaft um Wesentliches. Neben einem Geburtstagsgruß zu Hartmut Steineckes 60. ist der Band ein Gesprächsangebot und eine Einladung zum kritischen Dialog.

Pál Kelemen (Budapest)

verdient gemacht. Der vorliegende Band nun synthetisiert die eigene Sicht auf das Phänomen der Valenz und dessen Diskussion seit den 80er Jahren insgesamt. In besonderer Weise wird

dabei sichtbar, dass sich der Begriff der Valenz in seiner Extension enorm erweitert hat und es an der Zeit ist, Phänomene, die mit dem Begriff der Valenz belegt werden, zu differenzieren und zu explizieren. Die Motivation für eine Grundsatzdiskussion sieht Ágel in der Entdeckung „gefährliche(r) ‚Verwerfungen‘ im valenztheoretischen Fundament“ (S. 9), das sich vor allem am Deutschen und Französischen orientierte und damit sprachtypologische Gesichtspunkte kaum reflektierte bzw. vernachlässigte. Aber auch Fragen nach den Relationen oder Bindungen im Satz, die der Begriff der Valenz impliziert, oder nach der strukturellen Realisierung von Ergänzungen und der Valenz im Text scheinen bis heute nicht zufriedenstellend geklärt, obwohl sie als zentrale Aufgaben bereits aus der Tesnière'schen Abhängigkeitsgrammatik ableitbar sind. Ágels Nachdenken über Valenz mündet in zwei Theorien, mit denen gleichzeitig eine Differenzierung des Valenzbegriffs erfolgt: „Valenzpotenztheorie“ und „Valenzrealisierungstheorie“. Die Valenzpotenztheorie fragt nach dem Status relationaler Valenzträger und ihrem Aktantenpotential, die Valenzrealisierungstheorie diskutiert Probleme von Valenz und Sprachstruktur und Valenz im Text (vgl. Kapitel 5, S. 105).

Ágel selbst ist zuzustimmen, wenn er seine „Valenztheorie“ als „eine versteckte Einführung in das grammatische Denken“ (S. 10) charakterisiert. Die gesamte Darstellung lässt sich inhaltlich davon leiten, dass eine Einzelsprache heterogen und Resultat der kreativen Beschaffenheit menschlichen Denkens ist, sich aber auch frucht-

bringender mit dem Blick auf die Typik ihrer Struktur erklären lässt. Methodisch stellt Ágel in konsequenter Weise den Aspekt der Operationalisierbarkeit grammatischer Erscheinungen in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Überzeugend und profund wird die Ausgangslage grammatischer Fragen geklärt, zum grammatischen Problem hingeführt, es werden treffende und anschauliche Beispielanalysen vorgeführt, Thesen und Typisierungen grammatischer Phänomene abgeleitet. Ein derartig konsequentes Vorgehen befördert Nachvollziehbarkeit – auch für Studierende – und regt, unterstützt durch sinnvoll ergänzende Anmerkungen, zum Weiterdenken an.

Teil I seines Buches versteht Ágel als Einführung in die Valenztheorie und als Anstoß zum Nachdenken über vernachlässigte Gegenstände, über die aber auch ein bestimmter Stand der Reflexion zu verzeichnen ist. Ziel der Diskussion in Teil I ist es, die Notwendigkeit der Unterscheidung von Valenzpotenztheorie und Valenzrealisierungstheorie zu begründen. Ágel spannt einen interessanten Bogen der Geschichte der Valenzidee vom Mittelalter über Johann Werner Meiner bis hin zu Karl Bühler, den er in besonderer Weise als Wegbereiter der assoziativen, außereinzelsprachlichen bzw. logisch-semantisch orientierten Valenztheorie oder der Kasustheorie herausstellt. Tesnière wird als derjenige gewürdigt, der als erster die grammatische Teiltheorie ausgearbeitet hat (vgl. S. 45). Kapitel 3 liefert auf der Grundlage einschlägiger wissenschaftlicher Arbeiten eine exakte Systematik und Differenzierung der Begriffe

‚Rektion‘, ‚Dependenz‘ und ‚Valenz‘. Ágels Vorgehen resultiert dabei aus der immer wieder anzutreffenden Gleichsetzung und ungenügenden Reflexion der Begriffe. Auf der Grundlage der Merkmale ‚Intension‘, ‚Typ des Rektums‘, ‚Typ des Regens‘ werden Rektionstypen hergeleitet und in Beziehung zu den Begriffen ‚Valenz‘ und ‚Dependenz‘ gesetzt. Im Verständnis des Gesamttextes erweist sich gerade die Systematisierung der Rektionstypen (lexikalisch-funktional, kategorial-funktional, lexikalisch-kasusformal, kategorial-kasusformal, lexikalisch-statusformal, kategorial-statusformal, vgl. S. 56) als unabdingbare Voraussetzung, um überhaupt in Probleme der Valenz und Dependenz einzuführen, aber auch für die Klärung von Fragen im Kontext des Status des Subjekts (s. Kapitel 4), der Valenzrelationen oder von Mikro- und Makrovalenz.

Valenzpotenz und Valenzrealisierung (Teil II) sind nicht erklärbar ohne einen Standpunkt zu Status und Umfang verbaler Valenzträger (vgl. Kapitel 6.1 und 6.2). Ausgangspunkt für die genannten Kapitel bildet Ágels Auffassung, dass Sprachzeichen grundsätzlich polysem (= mehr als eine Bedeutung habend) seien (vgl. S. 113). Eine solche, weite Bestimmung von Polysemie würde Mehrdeutigkeit und Vagheit sowie die Dynamisierung von Bedeutungen in der Bildung von stereotypen Merkmalsbündeln einschließen. Es stellt sich die Frage, ob vor dem Hintergrund der Ausweitung des gegenwärtigen Polysemiebegriffs überhaupt eine Differenzierung in System-Valenzträger (strukturell und ein-

zelsprachlich) und Norm-Valenzträger, die Ágel ausdrücklich fordert (vgl. S. 122), möglich wird. Um nur ein Beispiel anzuführen: Es wäre schwer nachvollziehbar, dass dann auch das Sprachzeichen *verwerfen* (ablehnen) polysem sein soll. Ágels Diskussion der Valenzträger-Problematik schließt eine ausführliche Gegenüberstellung von Alternanten und Varianten sowie ihrer Beziehungen zueinander ein. Sehr deutlich arbeitet er heraus, wie problematisch die Abgrenzung von Varianten eines Valenzträgers in Einzelfällen sein kann. Noch nicht geklärt ist auch die Frage, wie Valenzunterschiede der Varianten eingefangen werden könnten (vgl. S. 129). Als produktiv und vielversprechend bewertet Ágel das Konzept der Grundvalenz, mit dem eine Erklärung von dynamischen Valenzprojektionen möglich erscheint. Den Umfang des Valenzträgers sieht Ágel aufs Engste mit der Festlegung des Aktantenpotentials verbunden. Die aufschlussreiche Differenzierung von Reflexivität und Medialität erweist sich dabei als besonders relevant, um zu einer Valenzträger-Typologie zu gelangen, deren eine theoretisch und empirisch fundierte Valenz(potenz)theorie bedarf.

Kapitel 7 bildet insofern einen zentralen Abschnitt der Valenztheorie Ágels' als die Abgrenzung von Ergänzungen und Angaben die Notwendigkeit der sauberen Unterscheidung zwischen Valenzbegriff(en), Valenzrelation(en) und Valenztest voraussetzt (vgl. S. 169). Ágel definiert: „Unter einem Valenzbegriff ist eine geordnete Menge von Valenzrelationen zu verstehen, wobei ein Valenzbegriff na-

türlich auch mit einer einzigen Valenzrelation identisch sein kann. Wenn wir nun davon ausgehen, dass eine Valenzrelation eine spezifische Art von Relation zwischen einem VT und einem Aktanten ist, dann ist es denkbar, dass (a) ein Aktant nicht nur eine einzige Valenzrelation zu einem VT eingeht und dass (b) verschiedene Aktanten desselben VT nicht unbedingt in derselben/denselben Valenzrelation(en) zum VT stehen“ (S. 170). In Anlehnung und in Auseinandersetzung mit den Jacobs'schen „Begleiterbindungsbeziehungen“ (vgl. Jacobs, Joachim 1994. Kontra Valenz. Trier: WVT (= Focus 12)) bestimmt Ágel dann die folgenden Valenzrelationen:

1. NOT (Ermittlung durch Eliminierungstest): Der NOT-Status von Konstituenten kann unterschiedlich begründet sein. Ágel verweist u. a. auf die produktive Unterscheidung von SYN-NOT, TEX-NOT, KOM-NOT und SEM-NOT bei Storrer. Sie könnte beispielsweise für die Überprüfung von Ágels Position von Relevanz sein, dass kein Substantiv über die Valenzrelation ‚Notwendigkeit‘ verfügt (vgl. S. 64), wenn möglicherweise die Auffassungen von der lexikalischen Kategorie Substantiv divergieren.

2. FOSP (Test durch Ersatz- oder Kommutationsprobe): Die formale Spezifität repräsentiert die klassische Realisierung der Valenzidee, wobei die Rektion valenztheoretisch fruchtbar gemacht werden kann, indem die Formmerkmale von präpositionalen und nichtpräpositionalen Konstituenten mit dem (Un)Vorhersagbarkeitskriterium verbunden werden. Nach

Breindl (Breindl, Eva 1989. Präpositionalobjekte und Präpositionalobjektsätze im Deutschen. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 220): 33 ff.) und Ágel liegen die Stufen zwischen einzelverbspezifisch nicht vorhersagbar und wortklassenspezifisch vorhersagbar (Subjektskonstituente).

3. INSP (Test von Selektionsmerkmalen durch Ersatzprobe, Test der Rollen-Verträglichkeit eher unklar): In vielen valenztheoretischen und empirischen Darstellungen wird die Relation der inhaltlichen Spezifität bisher als semantische oder selektionale Valenz bezeichnet, wobei Selektionsmerkmale und semantische Rollen als zwei Typen von Inhaltsmerkmalen (vgl. S. 183) zu verstehen sind. Mit dieser Relation wird der Tatsache Rechnung getragen, dass zwischen FOSP-Mustern und INSP-Mustern keine 1:1-Beziehung besteht.

4. SUBKLASS (Substitutionstest): Die Relation der Subklassenspezifität fasst Ágel nicht nach Jacobs. Er sieht diese Relation als primäre oder zentrale Valenzrelation, die auf Sprachwissen basiert, da Ergänzungsklassen nicht mit beliebigen Valenzträgern vorkommen, Angaben-Klassen jedoch schon. Ein Beispiel für die Exaktheit, mit der Ágel die Valenzrelationen auf der Folie seiner Typisierung der Rektionsbegriffe hinterfragt, bildet die Problematisierung des valenztheoretischen Status von SUBKLASS. SUBKLASS ist nach Ágel nicht einfach eine Konverse von FOSP, sondern als eine lexikalisch-funktionale Rektionskonverse zu identifizieren, was FOSP

nicht ist. SUBKLASS erhebt Ágel mit Konsequenz in den Status einer Dependenzrelation.

Zwei weitere Valenzrelationen werden in Ágels „Valenztheorie“ (vgl. auch Kapitel 7.2) problematisiert: Argumenthaftigkeit (ARG) und Assoziativität (PRÁSUPP). Und in der Tat entziehen sich diese Relationen in stärkerem Maße den Prinzipien der Operationalisierbarkeit als es für grammatisch-strukturelle und grammatisch-einzelsprachliche Phänomene der Fall ist. Nach meinem Dafürhalten sollte sich die Diskussion der Valenzrelationen ARG und PRÁSUPP mit einer Diskussion und Nutzbarmachung von Erkenntnissen der Kognitiven Psychologie zu Wissen und Wissenskonfigurationen und der Psycholinguistik zum Lexikerwerb – Ágel hat darauf verwiesen (vgl. S. 8) – fruchtbringend verbinden lassen. Gleichfalls scheint damit eine Problematisierung in der „Valenztheorie“ aufgeführter Lexikalisierungs- und Grammatikalisierungspfade einherzugehen, die aus der weit verbreiteten Annahme resultieren, „dass Semantik semantisierte Pragmatik“ sei. Wahrnehmung, Informationsverarbeitung, Konstruktionen von und Perspektiven auf die Welt fließen sehr wohl als konzeptuelle Strukturen in sprachlich-semantische und grammatische Strukturen ein (vgl. auch den Begriff der Medialität S. 150).

Kapitel 8 und 9 sind dem Problem der Valenzrealisierung gewidmet, wobei Kapitel 8 das Modell der strukturellen Valenzrealisierung und die Aufgaben der strukturellen Valenzrealisierungsforschung umreißt. Ágel arbeitet überzeugend heraus, dass die typologische Beschreibung der Einzelsprache Konsequenzen für eine Valenzrealisierungstheorie bedeutet. Dazu geraten die Ansätze der Mikro- und Makrovalenz, der Markiertheit und Unmarkiertheit, sowie der Valenzsimulation in den Blick.

Das Buch schließt im Kapitel 9 mit dem Problem der Valenzrealisierung im Text, das vor allem mit der dringend notwendigen Präzisierung des Begriffs der Fakultativität verbunden wird. Ágel macht deutlich, dass Weglassbarkeit nicht mit Fakultativität gleichzusetzen ist. Fakultative Valenzrealisierung fasst Ágel als in der Regel konstruktionsspezifische Wahlfreiheit, die kategorial oder lexikalisch sowie Hörer- und Sprecherorientiert pragmatisch gesteuert ist.

Jedes Kapitel der „Valenztheorie“ wartet am Ende mit anspruchsvollen Aufgaben und Problemstellungen auf, das Sachregister ermöglicht eine sehr gute Orientierung für die Leser.

Christina Gansel (Greifswald)

Augst, Gerhard: Wortfamilienwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. In Zusammenarbeit mit Karin Müller, Heidemarie Langner und Anja Reichmann. Tübingen: Niemeyer, 1998. 1687 S.

Jahrzehntelange Vorarbeiten Gerhard Augsts haben als beeindruckendes Ergebnis das erste deutsche Wortfamilienwörterbuch (WFWB) hervorgebracht. Es drängt sich dabei die Frage auf, wie das uns vorliegende lexikographische Werk in der Wörterbuchlandschaft einzuordnen ist. Da es im Rahmen einer Rezension nicht möglich ist, alle Facetten des 1687 Seiten umfassenden Werkes angemessen zu behandeln, werde ich im Folgenden nur auf diesen Aspekt eingehen. Der Schlüssel zum Verständnis von Titel, Konzeption, Organisation und Zweck des vorliegenden Wörterbuches liegt im Begriff der Wortfamilie (WF). Der besondere Status des WFWB leitet sich aus dem Umstand ab, dass sein konzeptueller Grundbaustein für den einschlägig nicht vorinformierten Rezipienten äußerst vage ist, zumal sich der „normale“ Sprachteilhaber bei seiner Dekodierung nur auf seine „synchrone etymologische Kompetenz“ stützen kann, d.h. auf die Fähigkeit, komplexe Wortstrukturen aufgrund ihrer relativen Motiviertheit zueinander in Beziehung zu setzen und in ihre morphologischen Bestandteile zu zerlegen (vgl. S. IX und X). Der Schlüsselbegriff des WFWB ist deswegen entweder aus wörterbuchexternen fachwissenschaftlichen Quellen oder aus den dem Hauptteil des Wörterbuches vorangestellten Erläuterungen zu erschließen. Umso merkwürdiger erscheint die verzögerte explizite Einführung des WFBegriffes, der erst auf S. VII in Be-

zug auf „die Ordnung nach Wortfamilien“ erwähnt und wie folgt beschrieben wird: „z.B. alle Wörter mit dem Stamm ‚fahr(en)‘.“ Auf S. VIII wird weiter präzisiert: Das WFWB soll demnach „die heutigen Wortfamilien darstellen auf der Grundlage der relativen Motiviertheit, wie sie der ‚normale‘ Sprachteilhaber sieht, nicht jedoch historische Zusammenhänge, wie sie die Sprachhistoriker beschreiben.“ Ziel des Herausgebers ist es, „den zentralen Wortschatz“ (S. IX) der deutschen Gegenwartssprache durchgehend auf der Grundlage von Wortfamilien als Organisationsprinzip zu erfassen. Durch die Berücksichtigung der durch Wortfamilien gestifteten Ordnung sollen die in strikt alphabetisch angelegten semasiologischen Wörterbüchern weitgehend verdeckten Relationen zwischen Wortstrukturen transparent gemacht werden. Die Anordnung der Stichwörter erfolgt nämlich nicht strikt alphabetisch nach Wortanfangsbuchstaben, sondern alphabetisch nach WFKernwörtern als Spitzenlemmata.

Augst lässt sich angesichts der tiefen fachwissenschaftlichen Verankerung seines WF-Konzeptes durch das Prinzip der zunehmenden Komplexität und der Exemplifizierung an Beispielen leiten, was sich außer in der hinausgezögerten expliziten Definition des Schlüsselbegriffes auch im Aufbau des Werkes spiegelt: Dem alphabetischen Teil des WFWB sind als Orientierungshilfen mit unterschiedlichen Funktionen Kurzanleitung, Vorwort

sowie ausführliche Benutzungshinweise vorangestellt. Das „Verzeichnis der produktiven Affixe und Partikeln“ ist als Nachspann ebenfalls aus dem Hauptteil ausgegliedert und bekommt dadurch bei der Ermittlung und Identifizierung von WF wichtige Funktionen zugewiesen. Der einfürend-benutzerorientierende Teil des Wörterbuches ist in seiner Gesamtheit übersichtlich gestaltet, didaktisch hervorragend aufbereitet und stellt den gelungenen Versuch dar, zwischen Experten- und Laienwissen eine Brücke zu schlagen. Besonders hervorzuheben ist, dass dabei weder hochmütig gefachsimplert noch herablassend simplifiziert wird. Findet man ein bestimmtes Wort trotz gezielter und gut geplanter Suche doch nicht, so sind daran sicher nicht Vorwort und Benutzeranleitung schuld. Ihre genaue Lektüre ist angesichts der hohen Informationsdichte und der Komplexität der Mikrostruktur unbedingt zu empfehlen. Es ist jedoch nicht nachvollziehbar, warum die Verzeichnisse der produktiven Affixe und Partikeln zweimal gebracht werden, dazu noch mit leicht abgewandelten Überschriften bei identischem Inhalt. Befremdend ist außerdem, dass zwar alle Präfixe, Partikeln und Verbusätze in einem Verzeichnis aufgelistet sind, eine Entsprechung dazu bei den Suffixen jedoch fehlt. In einer Neuauflage müsste diese Lücke unbedingt geschlossen werden. Da auch die in der Gegenwartssprache nicht mehr produktiven Suffixe wichtige wortschatzstrukturierende und mnemotechnische Funktionen übernehmen können, würde ihre Auflistung zur Verbesserung der Benutzbarkeit beitragen.

Als Materialbasis wurde das 1984 in Berlin erschienene „Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ von Kempcke ausgewählt, weil es mit seinen ca. 60.000 Stichwörtern einen mittleren Umfang hat und somit den von Augst anvisierten „zentralen Wortschatz“ (S. IX) umfasst. Nach Aussortierung der DDR-spezifischen Wörter und Bedeutungserläuterungen haben dann nahezu alle diese 60.000 Wörter im WFWB Aufnahme gefunden. Ergänzend wurden auch noch andere Bedeutungswörterbücher hinzugezogen. Semasiologische Wörterbücher als Materialgrundlage führen erwartungsgemäß zu vielen Familienähnlichkeiten; so werden hier bei den einzelnen Wörtern ähnliche Informationen wie in Bedeutungswörterbüchern geboten, mit dem einzigen Unterschied, dass durch die explizite Markierung von Wortstrukturzusammenhängen bestimmte semantische Angaben im WFWB eingespart werden konnten.

Meine grobmaschige Skizze zur Statusbestimmung des Wörterbuches soll noch durch einige weitere Daten abgerundet werden. Das WFWB enthält ca. 60.000 Wörter und Artikel zu ca. 8.000 Wortfamilien, so lassen sich mit seiner Hilfe interessante Strukturzusammenhänge im deutschen Wortschatz herausstellen. Der Umfang der einzelnen WF variiert zwischen Ein-Wort- und 500-Wort-Familien, zum Anteil der wortstrukturell und motivationsmäßig isolierten Lexikoneinheiten werden aber leider keine genauen Angaben gebracht. Durch die systematische Auswertung der Strecke C lässt sich Folgendes zur Verteilung

der Ein-Wort- und Mehrwort-Familien beobachten: Unter den insgesamt 119 Stichwörtern gibt es 55 prototypische Wortfamilien, d.h. solche mit zumindest zwei Mitgliedern, 4 Stichwörter zu Wortteilstrukturen, die nur in einer einzigen Wortstruktur vorkommen können, und einen Artikel zu dem Suffix *-chen*; bei den restlichen 59 Stichwörtern handelt es sich dagegen um isolierte Lexeme, die wortstrukturmäßig zu keinen anderen Lexemen der deutschen Sprache in Beziehung gesetzt werden können, die also als einsame Singles dastehen. Der überproportional hohe Anteil der Ein-Wort-Familien lässt sich durch Stichproben auch für andere Strecken belegen. Somit dominiert streckenweise der Bedeutungswörterbuchcharakter. Ungünstig dabei ist, dass die isolierten Lexeme nicht deutlich erkennbar als solche gekennzeichnet sind, so kommt es zu einer Amalgamierung von zwei Wörterbuchtypen. Stichprobenartige Nachschlageversuche sowie ein flüchtiger Vergleich mit der 1997er Auflage von Langenscheidts Großwörterbuch DaF (LG DaF) zeigen, dass viele allgemein gebräuchliche Zusammensetzungen und Ableitungen, darunter vor allem die Neologismen, im WFWB keine Aufnahme gefunden haben. LG DaF stellt mit seinen ca. 66.000 Stichwörtern und Wendungen sowie mit seinen über 30.000 Zusammensetzungen eine gut geeignete Vergleichsbasis dar. In LG DaF findet man zu *Computer 17*, zu *Ozon 5* und zu *Recycling 4* komplexe Wörter, während im WFWB nur die völlig vereinsamten Singles *Computer* und *Ozon* verzeichnet sind. Daraus wird ersichtlich, dass die Ein-

Wort-Artikel des WFWB bei der Vorbereitung einer Neuauflage genau daraufhin überprüft werden sollten, ob es zu ihren Kernwörtern nicht doch geläufige Ableitungen und/oder Zusammensetzungen gibt. Die isolierten Lexeme der ersten Auflage sollten danach entweder zu richtigen Wortfamilien ausgebaut oder aus dem WFWB verbannt werden. Der dadurch frei gewordene Raum könnte für die Aufnahme standardsprachlich gebräuchlicher komplexer Wortstrukturen genutzt werden.

Fazit: Aufgrund von Konzeption, Organisation und Materialbasis nimmt das neue Mitglied in der Großfamilie der Wörterbücher eine Zwischenstellung ein zwischen herkömmlichen alphabetischen Bedeutungswörterbüchern und Morpheminventaren, wobei das alphabetische Prinzip und die Leitidee der relativen Motiviertheit abwechselnd dominiert. Tritt das Organisationsprinzip der WF in den Vordergrund, kommt damit der metakommunikativen Reflexion eine maßgebende Rolle zu. Das bedeutet, dass der potentielle Rezipient des WFWB über ein besonderes Interesse an Sprachreflexion sowie über fachspezifische Kenntnisse verfügen muss. Voraussetzung für die erfolgreiche Benutzung der WFdominierten Teile des Wörterbuches ist außerdem zumindest ein near-native-speaker-Niveau in der Beherrschung der deutschen Gegenwartssprache, wobei die gründliche Kenntnis von Polysemierelationen und Wortstrukturzusammenhängen unumgänglich ist.

Bartsch, Kurt: Ödön von Horváth. Stuttgart, Weimar: Metzler 2000 (= Sammlung Metzler 326). 195 S.

Neben zwei jüngst im Reclam- und Suhrkamp-Verlag erschienenen Studienausgaben zu Ödön von Horváths Roman „Jugend ohne Gott“ liegt nun in der Sammlung Metzler eine aktuelle Horváth-Monographie vom Grazer Germanisten Kurt Bartsch zum 100. Geburtstag des Autors vor. Horváth, der sich selbst als eine „typisch alt-österreichisch-ungarische Mischung“ mit magyarischem Namen, ungarischem Paß und deutscher Muttersprache bezeichnete (vgl. Horváth, „Kommentierte Ausgabe“, XI, S. 184), wurde während seines kurzen Lebens mit wenigen Auszeichnungen bedacht. Der Kleist-Preis, den er auf Betreiben von Carl Zuckmayer 1931 erhielt, blieb lange über seinen tragischen Tod im Jahre 1938 hinaus die einzige offizielle Würdigung seines literarischen Werks. Selbst nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes, das Horváths Werke mit Aufführungs- und Publikationsverbot belegt hatte, dauerte es fast noch zwei Jahrzehnte bis seine Bedeutung schließlich (wieder)entdeckt wurde. Die Voraussetzung für den ab den sechziger Jahren regelrecht einsetzenden „Horváth-Boom“ (Gisela Günther) lieferte 1961 der spätere Horváth-Biograph Traugott Kruschke mit der Herausgabe einer ersten Auswahl von neun Stücken im Rowohlt-Verlag. Plötzlich war Horváth zu einem Autor avanciert, der auf allen wichtigen Bühnen des deutschsprachigen Raums gespielt wurde.

Den Grund für das massive Interes-

se an Horváths Werk ab den sechziger Jahren verortet Kurt Bartsch im Kontext der Faschismus-Debatten und der Studentenbewegung. Zunehmend wurde die gesellschaftliche Relevanz von Literatur und Theater eingefordert, „die man in Horváths Volksstücken mit ihrer Analyse des falschen, für den Faschismus anfälligen Bewusstseins des Kleinbürgertums der zwanziger und dreißiger Jahre geradezu beispielhaft gegeben sah“ (S. 1). Als 1970/71 die „Gesammelten Werke“ des Autors in einer vierbändigen Dünndruckausgabe bei Suhrkamp erschienen, setzte auch verstärkt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Horváths Werk ein, die anfangs vor allem soziologisch und sozialpsychologisch ausgerichtet war. In den achtziger Jahren ließ die Bühnenpräsenz zwar deutlich nach, doch zeugen 14 einer auf 15 Bände geplanten „Kommentierten Werkausgabe“ und fünf weitere von Traugott Kruschke herausgegebene Materialienbände von der anhaltenden Aktualität des Autors (S. 3). Wurde Horváth laut Kommentar von Birgit Schulte zuerst „verschwiegen“, dann „gefeiert“, schließlich „glattgelobt“, so setzte im letzten Jahrzehnt – ohne die Qualität seines Werks in Frage zu stellen – eine durchaus kritische Auseinandersetzung mit dem Autor ein, die seine Kollaborationsversuche mit der nationalsozialistischen Filmindustrie oder Regressionstendenzen im Spätwerk verstärkt thematisierte.

Kurt Bartsch, der sich bereits Mitte

der siebziger Jahre mit der Herausgabe eines Sammelbandes an der aufkommenden „Horváth-Diskussion“ beteiligte, legt nun ein Vierteljahrhundert später eine komplexe Übersicht über das Bühnen- wie Prosawerk des Autors vor. Die Annäherung an Autor und Werk erfolgt dabei auf traditionellem Wege. Neben dem einführend dargelegten Forschungsstand zur Horváth-Rezeption leitet ein knapper biographischer Abriss, der im wesentlichen den Spuren des Horváth-Biographen Traugott Kruschke folgt, zur eigentlichen Werkanalyse über, die im Mittelpunkt des Buches (157 Seiten) steht. Bartsch verfährt bei seiner Darstellung streng historisch-chronologisch und gattungstypologisch. Die Akzentsetzung erfolgt nach einem dreiteiligen Gliederungsschema: „Das frühe Werk (bis 1925)“ mit den ersten literarischen Versuchen, „Das literarische Werk 1926–1933“, bei dem sich die Herausbildung der künstlerischen Eigenständigkeit zeigt und „Das literarische Werk 1933–1938“, wo sich mit der nationalsozialistischen Machtübernahme ein Übergang von den gesellschaftskritischen Volksstücken hin zum mehr metaphysisch geprägten Spätwerk ansetzen lässt. Im Zentrum der Analyse steht die Interpretation der einzelnen Werke unter sensibler Einbeziehung ihrer Wirkungsgeschichte. Gestützt auf zahlreiche sekundärliterarische Referenzen bietet die detaillierte und zugleich prägnante Besprechung der Texte eine Gesamtschau der aktuellen Horváth-Forschung. Dabei konzentriert sich Bartsch nicht nur auf die bekannten Volksstücke und Prosatexte

Horváths, sondern präsentiert auch die bisher kaum beachteten frühen Gedichte und Dramenprojekte mit eben solcher Aufmerksamkeit. Problematisch erweist sich für den Verfasser die wissenschaftliche Einordnung gewisser Schriften aufgrund der schwierigen Textsituation des Œuvres. Zu Horváths Lebzeiten erschienen lediglich „Das Buch der Tänze“ (1922), die Dramen „Italienische Nacht“ (1930) und „Geschichten aus dem Wiener Wald“ (1931) sowie die Romane „Der ewige Spießer“ (1930), „Jugend ohne Gott“ (1938, Auslieferung schon 1937) und „Ein Kind unserer Zeit“ (1938). Andere geplante Veröffentlichungen, wie etwa die Stücke „Kasimir und Karoline“ und „Glaube Liebe Hoffnung“ waren unter dem nationalsozialistischen Regime in Deutschland nicht mehr möglich. Auch die Herausgabe der bereits erwähnten vierbändigen Dünndruckausgabe von 1970/71 brachte aufgrund ihrer „Schludrigkeit“ keine verlässliche Textgrundlage, wie Bartsch betont (S. 173). Erst der vierzehnbändigen „Kommentierten Werkausgabe“ aus den achtziger Jahren gesteht der Grazer Germanist mehr Vollständigkeit und eine verbesserte Textgestalt zu, bezeichnet sie allerdings aufgrund des fehlenden Registers, das vermutlich für den nicht mehr erschienen Band 15 geplant war, als wenig benutzerfreundlich (S. 175).

Wegen dieser prekären Textsituation des Horváthschen Œuvres lässt sich nach Ansicht des Verfassers „ein systematisches Theoriegebäude“ der Horváthschen Arbeiten nur mit großen Schwierigkeiten rekonstruieren (S. 32).

Obwohl keine „elaborierten theoretischen Schriften“ von Horváth überliefert sind, zweifelt Kurt Bartsch im Gegensatz zu Urs Jenny (vgl. U. J.: „Horváth realistisch, Horváth metaphysisch“. In: *Akzente* 18 (1971), S. 292) nicht daran, dass Horváth „beußt arbeitete“ (S. 32f.). Diesen theoretischen Überbau, den Horváth nicht wie etwa sein Zeitgenosse Bertolt Brecht explizit thematisiert hatte, sieht Bartsch in zahlreichen „Äußerungen des Autors eingeschrieben, die, wie rudimentär auch immer, Reflexionen über poetologische und wirkungsästhetische Probleme, über die Volksstücktradition sowie über soziologische Fragen erkennen lassen“ (S. 33).

Dieser poetologischen Grundesens des Horváthschen Werkes spürt Bartsch im Abschnitt „Das literarische Werk 1926-1933“ in Unterkapiteln mit den Stichworten „Kleinbürgertum“, „Demaskierung des Bewußtseins“, „Bildungsjargon“, „Erneuerer des Volksstücks“ nach (S. 33-48). Um die Konzeptschwäche Horváths zu widerlegen, greift Bartsch wiederholt die vom Autor verfasste und in der Sekundärliteratur viel strapazierte „Gebrauchsanweisung“ zum Volksstück „Kasimir und Karoline“ auf, in der sich Horváth als „treuer Chronist [s]einer Zeit“ zu verstehen gibt, dem es vorrangig um die „Demaskierung des Bewußtseins“ des Kleinbürgertums ging. Nicht zuletzt mit diesem Exkurs zu den

poetologischen Grundlagen von Horváths Schaffen bietet Bartsch eine ingeniose Zusammenfassung der bereits kanonisierten Interpretationsansätze und liefert damit dem Lehr- und Studienbetrieb eine unentbehrliche Orientierungsgrundlage für die Auseinandersetzung mit Horváths Werk. Gleichzeitig verweist dieser Abschnitt aufgrund seines Sonderstatus auf unumgängliche Defizite eines rein chronologischen und werkzentrierten Vorgehens, mit dem sich eine systematische Kontextualisierung des Werkes schwer realisieren läßt. Dieser Exkurs veranschaulicht, dass sich mit einer auf produktions- und werkästhetischen Erkenntnissen aufbauenden diskursiven Methode der hermetische Charakter einzelner Werkanalysen aufbrechen und für neue Fragenkomplexe öffnen läßt.

Vorzug der von Kurt Bartsch vorgelegten Horváth-Monographie liegt in der Übersichtlichkeit der Anordnung, in der Gründlichkeit der Analyse und in der Prägnanz der Darstellung. Schon aus diesen Gründen wird das Buch zum unentbehrlichen Standard- und Nachschlagewerk für all jene werden, die sich schnell und zuverlässig über einen vielschichtigen und immer noch neu zu entdeckenden Autor informieren wollen.

Melitta Becker (Székesfehérvár)

Bossinade, Johanna: Poststrukturalistische Literaturtheorie. Stuttgart, Weimar: Metzler 2000 (= Sammlung Metzler 324). 220 S.

Ein Resümee poststrukturalistischer Literaturtheorien etwa als Monographie über eine Epoche des literaturtheoretischen Denkens? Eine summarische Studie oder vielleicht als Orientierungshilfe gedacht? Man begegnet bei der Lektüre von Johanna Bossinades Buch zu Recht den die Gattungszugehörigkeit betreffenden Dilemmata dieser Art. Gemeinsam aber ist diesen jüngsten Einführungen und Abhandlungen zum Thema, dass sich in ihnen das Abklingen einer literaturtheoretischen Periode abzeichnet. Die diesbezügliche „Wehmut“ des Lesers wird jedoch von jener heiteren Erkenntnis übertroffen, dass auch diese bisher keinen Überblick bis hin zur Vereinheitlichung von Perspektiven gebracht haben, und dass das teilweise bewusst hervorgebrachte Labyrinth poststrukturalistischer Begriffe keineswegs mit eindeutigen Bedeutungen und Definitionen zu erschöpfen ist. Die Verstrickung in poststrukturalistische Lektüren führt allerdings zur beruhigenden Einsicht, dass sich die Ansprüche umfassender und vielversprechender Verstehensversuche mit deren Möglichkeitsspektrum nicht vereinbaren lassen, und dadurch die Überlebenschancen der Theorie – die ihren Zenit überschritten zu haben scheint – erhöhen.

Ungeachtet dieser Bedenken, die sich wohl dem mit Selbstreflexivität sparsam umgehenden Pragmatismus einer Einführung verdanken, strebt Johanna Bossinade eine holistische Darstellung poststrukturalistischer Li-

teraturtheorie(n) an. Der Titel weist eindeutig darauf hin, daß die aufgeführten Ansätze unter einem bestimmten Aspekt als eine Theorie zu betrachten sind, welche einige gemeinsame Voraussetzungen unbestreitbar impliziert. Da sich aber die gemeinsamen Voraussetzungen einer Theorie entweder nur im Allgemeinen (z. B.: die These der Selbstreferentialität von Texten) oder als kritische Sichtungen strukturalistischer Konditionen artikulieren, liegen die Schwachpunkte des Ansatzes auf der Hand. Der Band wendet sich allerdings an einen breiten Leserkreis, er sucht nicht nach richtungsweisenden Initiativen, sondern nach Orientierungspunkten im Gewirr der Lektüren. Diesem Verlangen gemäß widmet die Autorin diesen Band dem präntiösen Versuch, die poststrukturalistischen Literaturtheorien von den strukturalistischen Wurzeln her zugänglich zu machen bzw. in erster Linie auf Saussure und Freud basierend aufzurollen.

Der Band wird nach strengen organisatorischen Prinzipien gegliedert, nach denen die poststrukturalistische Literaturtheorie als Geschichte, Theorie und Methodologie dargeboten wird. Die Autorin behandelt im ersten Teil ihrer Studie die Geschichte bzw. die deutsche Rezeptionsgeschichte des poststrukturalistischen Ansatzes. Im umfangreichsten, theoretisch-systematischen Teil nimmt sie das am ehesten kanonisierte Segment des Textkorpus unter die Lupe, erläutert die Überlegungen von Derrida, Lacan, Kris-

teva, de Man, Barthes, Irigaray und Cixous thematisch nach zentralen Begriffen (Zeichen, Text, Intertextualität, Metapher, Symbol, Autor). Zum Schluss erörtert sie methodologische Erwägungen, und zeigt, wie die Problematik der hermeneutischen Interpretation von Lektüre- und Diskurskonzepten erwähnter Theoretiker abgelöst wird.

Im ersten kurzen, historischen Teil stellen sich vor allem drei Fragen: Wie ist der Poststrukturalismus zu charakterisieren? Wie ist er entstanden? Wie ist er in Deutschland rezipiert worden? Die Autorin kommt in ihrer Studie fortwährend auf die erwähnten Fragen zurück und präsentiert den Poststrukturalismus als eine semiotisch orientierte Denkrichtung, welche sich vor allem im Bereich der Semiologie, Psychoanalyse und Sprachphilosophie durchgesetzt hat. Sie belegt plausibel, wie die Kritik des sprachlichen Zeichens – welche vorwiegend auf den erwähnten Wissensfeldern erfolgt – tendenzielle Veränderungen auch im literaturtheoretischen Denken bewirkt. Allerdings läuft sie Gefahr, die richtungsweisen literaturtheoretischen Bestrebungen ausschließlich auf die Kontroverse mit strukturalistischen Positionen zurückzuführen. In ihren Erklärungen beharrt die Autorin vielleicht allzu sehr darauf, dass die poststrukturalistische Literaturtheorie dem Strukturalismus entstamme. Diesem Standpunkt ist es auch zuzuschreiben, dass die anfängliche Frage nach dem „Wie?“ allmählich zugunsten des unbeweglichen „Was?“ verschwindet. So wird diese Studie zum Zeugnis eines dezidiert aufklärerischen Anlasses, welcher im

Wirrwarr der Begriffe und Anschauungen Klarheit verschafft, den philosophischen Hintergrund poststrukturalistischer Literaturtheorien jedoch vernachlässigt. Diesen Akzenten gemäß findet jene „Geistes-Geschichte“, die sich größtenteils in den Texten abspielt, und unter anderem selbst den Begriff von Geschichte erschüttert, wenig Beachtung. Hinsichtlich der Geschichte überwiegt eher eine Editions- und Rezeptionsgeschichte bzw. chronologische Aufeinanderfolge signifikanter Veröffentlichungen unter Einbeziehung einiger Faktoren des gesellschaftlichen und kulturellen Kontextes.

Der ausführlichste, zweite theoretische Teil ist eine thematische Sammlung von Kommentaren. Die Ansichten der oben erwähnten Theoretiker werden hier nach zentralen, im Untertitel genannten Begriffen ausgelegt. Die Explikation leitet stufenweise von der Zeichenvorstellung bis zum Text- und Subjektbegriff über, indem die summarisch eingeführten Denkansätze der einzelnen Autoren angeschlossen werden. Den feministischen Positionen – den Ansichten über die „Andersheit“ weiblichen Schreibens, der Verdrängung des Weiblichen der Schrift – wird nachdrückliche Aufmerksamkeit geschenkt, und außerhalb der Ansätze von Cixous, Irigaray und Felman erhalten die einschlägigen Entwürfe deutscher Autorinnen (Christa Bürger, Susanne Lummerding, Susanna Schuller, Irmgard Roebing usw.) eine ähnlich angemessene Darstellung.

Bei der Entfaltung poststrukturalistischer Zeichen- und Textdynamik dient Saussures Zeichenmodell als Kernvorstellung, auf welche die post-

strukturalistischen Denkansätze als deren Transformationen zurückgreifen. Die anfänglich eingeführten Zeichenkonzepte als Mittelpunkte weiten sich konzentrischen Kreisen ähnlich durch folgerichtige strukturelle Bezüge und Relationen bis zu Intertextualitäts- bzw. Lektüreprojekten aus. So gehen beispielsweise Derridas oft auftauchende Ansätze von den – durch „Schriftspur“, „différance“, „Supplement“ bezeichneten – temporalen Erfahrungen zu Konzepten der „Dissemination“ und „Lektüre“ über. Im Hinblick auf den deutschsprachigen Diskurs ist besonders erfreulich, dass Bossinades Ansatz auch einen Exkurs zu den bedeutendsten, den jeweiligen thematischen Schwerpunkten zugehörenden deutschen Theorien unternimmt. (Manfred Frank, Jürgen Link, Eva Meyer usw.) Zu den primären Vorzügen des Bandes gehört, dass sowohl die relevanten Ansichten als auch die von Gegnern der Theorie ausgemachten Angriffsflächen poststrukturalistischer Überlegungen kurz in Erwägung gezogen werden. Da die thesenhaften Behauptungen der Autorin aber das grenzenlose Spiel der aufgeführten Texte nicht wiedergeben können, geraten sie häufig zu Inhaltsangaben, die aus dekonstruktivistischer Perspektive höchst problematisch sind. Es ist auch zu bedauern, dass hinsichtlich der Bedeutungskonstitution, Intertextualität, Subjektfrage an keiner Stelle phänomenologische Erwägungen oder die philosophischen Lektüren von Hegel, Nietzsche, Marx, Heidegger usw. angeschnitten werden.

Im letzten, methodologischen Teil werden die Hermeneutik und Rezep-

tionsästhetik ablösende poststrukturalistische Lektürekonzepte erörtert. Die unaufhebbare Diskrepanz zwischen den paraphrasierten Theorien – des aufschiebenden Vollzugs der Bedeutung sowie der subversiven Textdynamik – und der Sprache von Bossinades Abhandlung kommt bei der Entfaltung der Lektürekonzepte markant zum Vorschein. Auf widerspruchsvolles Verständnis poststrukturalistischer Lektüren deuten nebenbei jene kategorischen Aussagen hin, die poststrukturalistische Überlegungen bezüglich der textgestaltenden Prozessualität nicht überzeugend vermitteln. Die reflektierende Aufmerksamkeit, welche nicht nur auf die allgemeine Theorie der konstituierenden Bedeutungen, Tropen oder eher Lektüren konzentriert ist, sondern sich dem Gleiten auf der Signifikantenkette überlässt, stößt auf bedenkenswerte Voraussetzungen. Der Verdacht drängt sich auf, dass die reservierte Haltung der Autorin den angesprochenen Texten gegenüber dem Bedürfnis nach einer transparenten Sprachstruktur entspringt, die es erlaubt, „über etwas zu sprechen“. Diese Annahme berücksichtigend macht es nachdenklich, warum sich die Autorin auf Erläuterungen der Konsequenzen und Begriffe poststrukturalistischer Diskurse sowie auf Erörterungen theoretischer Attitüden beschränkt. Sie verzichtet auf eine zusammenhängende Sichtung, aber unverständlicherweise auch auf einen Selbstkommentar, welcher die Ansprüche des Textes sowie sein Verhältnis zu poststrukturalistischen Lektüren anzudeuten vermöchte.

Judit Szabó (Szeged)

Burger, Harald: Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt, 1998 (= Grundlagen der Germanistik 36). 224 S.

Mit Burgers Band liegt die dritte Einführung in die Phraseologie des Deutschen in den 90er Jahren vor, nachdem Christine Palms Einführung (Palm, Christine 1995: *Phraseologie. Eine Einführung*. Tübingen) und die 2. Auflage von Wolfgang Fleischers *Phraseologie* (Fleischer, Wolfgang 1997: *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. 2., durchges. und erg. Aufl. Tübingen.) erschienen sind. Fleischer hat seine Konzeption von 1982 in der neuen Auflage beibehalten; neu ist nur das zusätzliche Kapitel über die Entwicklung der neueren Forschung. Der vorliegende Band ist gegenüber dem u.a. von Harald Burger herausgegebenen Handbuch der *Phraseologie* (Burger, Harald u. a. 1982: *Handbuch der Phraseologie*. Berlin.) eine vor allem auf der deutschen Sprache basierende *Phraseologie*, die die neueste Entwicklung der Forschung der seitdem vergangenen Jahre in hohem Maße berücksichtigt. Davon zeugt auch das Literaturverzeichnis, das in erster Linie *phraseologische Literatur* aus den 90er Jahren enthält. Schwerpunkte der Darstellung sind die Semantik des *Phraseologismus* und die Verwendung von *Phraseologismen* in Texten, die zu den wichtigsten Gebieten der modernen *Phraseologieforschung* gehören. Die Behandlung dieser beiden Bereiche macht ein Drittel des vorliegenden Bandes aus.

Obwohl der Schwerpunkt der Darstellung auf der *Phraseologie* im engeren Sinne liegt, hält Burger nach

Erkenntnissen der jüngeren Forschung zu Recht keine strikte Abgrenzung zwischen der *Phraseologie* im engeren und im weiteren Sinne für nötig. Der Verfasser rechnet „jede feste Kombination von zwei Wörtern zur *Phraseologie*, also auch Ausdrücke wie *an sich, bei weitem, wenn auch, im Nu, so daß*“ (S. 16). Ebenso auf der Grundlage der jüngeren Forschung hebt Burger die Relativität der Festigkeit von *Phraseologismen* im Vergleich zu früheren *Phraseologie-Einführungen* deutlicher hervor, wobei *Variation* und *Modifikation* als usuelle und okkasionelle Veränderung zu unterscheiden sind.

Im Gegensatz zur Mischklassifikation nach syntaktischen, semantischen und pragmatischen Kriterien im „*Handbuch der Phraseologie*“ verwendet Burger bei der Klassifikation im vorliegenden Buch das einheitliche Kriterium der Zeichenfunktion. Dementsprechend kann man von referentiellen, strukturellen (*in Bezug auf; sowohl – als auch*) und kommunikativen *Phraseologismen* (*Guten Morgen; ich meine*) sprechen. Innerhalb der referentiellen sind nominative (satzgliedwertige: *jmdn. übers Ohr hauen*) und propositionale (satzwertige: *Das schlägt dem Fass den Boden aus; textwertige: Morgenstund hat Gold im Mund*) *Phraseologismen* zu finden. Unter den propositionalen *Phraseologismen* nennt der Verfasser das Sprichwort als wichtigsten Typ dieser Gruppe. Er unterscheidet Gemein-

plätze (*Was sein muss, muss sein*) als Selbstverständlichkeiten von Sprichwörtern, wobei allerdings der fließende Übergang zwischen Sprichwörtern und Gemeinplätzen zu betonen ist. Sprichwörter und Gemeinplätze fasst Burger in Bezug auf die antike Rhetorik als *topische Formeln* zusammen.

Es ist eine erwünschte Neuerung, dass Sprichwörter im vorliegenden Band im Gegensatz zu anderen *Phraseologie-Einführungen* ziemlich ausführlich in einem eigenen Kapitel behandelt werden. Dabei veranschaulicht der Verfasser neben Hauptmerkmalen sowohl den diachronen Funktionswandel als auch die heutige Situation. In der Einleitung wird auf die traditionelle Sprichwortforschung in der Volkskunde, auf die *Parömiologie* hingewiesen, wobei u.a. *Permjakovs These* über Sprichwörter als Zeichen und Modelle für Situationen erwähnt wird. Anhand von authentischen Beispielen belegt Burger gründlich die Funktionsvielfalt von Sprichwörtern: die meist als relativ aufzufassende Wahrheit, die lehrhafte Tendenz und verschiedene kontextuelle Funktionen von Sprichwörtern. Der Verfasser hebt noch die heutige Tendenz von Sprichwörtern zur spielerischen Verwendung und die Notwendigkeit von Sprichwort-Minima hervor, was von der Aktualität des Bandes zeugt. Burgers Forderung, Sprichwörter „als eine wichtige Gruppe von *Phraseologismen* zu betrachten und ihnen damit einen Platz innerhalb der Linguistik zuzuweisen“ (S. 121), kann zugestimmt werden.

Unter den speziellen Klassen von *Phraseologismen* behandelt der Ver-

fasser u.a. geflügelte Worte, bei denen auch Ausdrücke aus Filmen und der Werbung (*Nicht immer, aber immer öfter*) auftauchen. In der Gruppe der *phraseologischen Termini* kommen auch feste Wortkombinationen aus dem Bereich der Computer-Software (*Mauszeiger ziehen*) zur Sprache, was die stärkere Berücksichtigung des Fachwortschatzes in der *Phraseologie* anschaulich widerspiegelt. Bei den problematischen Termini führt Burger Komposita (*Schnecken tempo*) und Redensarten auf, wobei der letzte Ausdruck – wie auch Burger richtig anmerkt – eher alltagssprachlich als in der Linguistik verwendet wird (S. 12, 54).

Bei der Semantik von *Phraseologismen* werden nicht nur traditionelle Eigenschaften wie *Idiomatizität* und *Motiviertheit* diskutiert, sondern auch Tendenzen in der kognitiv orientierten *Idiomatikforschung* thematisiert. Im Gegensatz oder besser gesagt komplementär zur *Idiomatizität* lässt sich bei vielen Idiomen eine kompositionelle semantische Struktur, eine semantische Teilbarkeit, eine semantische Autonomie beobachten, wobei eine *Isomorphie* zwischen der formalen und der semantischen Struktur vorliegt. Burger hebt die Relativität dieser *Isomorphie* hervor, indem er auf die Willkür der Zuordnung hinweist. Man kann Burger zwar zustimmen, dass sich das Idiom *jmdm. einen Bären aufbinden* z.B. sowohl kompositionell als ‚jmdm. eine Lügengeschichte erzählen‘ als auch non-kompositionell als ‚jmdn. belügen‘ erläutern lasse; die *Isomorphie* bei den Idiomen kann aber m.E. trotzdem einen wichtigen und

nützlichen Untersuchungsgegenstand der neueren Phraseologieforschung bilden. Die Teilbarkeit der Phraseologismen will der Verfasser allerdings weniger als eine semantische Eigenschaft als vielmehr als einen psychologischen und textlinguistischen Aspekt auffassen. Burger setzt sich auch mit der sinnvollen Idee auseinander, die Schnittstelle zwischen der Metaphernforschung und der Idiomatikforschung zu bestimmen. Er untersucht die Idiomeme zunächst aus der kognitiven Perspektive, indem er u.a. auf Lakoff und Gibbs hinweist. Am Beispiel von WASSER-GELD (*Geldquelle; an der Quelle sitzen*) und ZEIT-GELD (*Zeit sparen; Zeit ist Geld*) erklärt er die kognitive Metaphern-Konzeption, nach der der Zielbereich (Bildempfänger) durch einen Ausgangsbereich (Bildspender) konzeptualisiert wird. Durch die Konzeptualisierung von ANGST (*kalte Füße bekommen*) und ÄRGER (*vor Wut kochen*) nennt der Verfasser anschließend einige Bereiche, die in hohem Maße durch Idiome besetzt sind. Er diskutiert die u.a. von Dobrovol'skij vertretene These der Konzeptualisierungen von KÄLTE-ANGST und HEISSE FLÜSSIGKEIT IM BEHÄLTER und er drückt auch seine Skepsis gegenüber der kognitiv orientierten Betrachtungsweise in der Phraseologie aus (S. 91). Burger hält die m.E. sinnvolle Vorstellung, dass Idiome eine prototypische Kategorie bilden, für wenig plausibel (S. 94).

Phraseologismen im Text untersucht der Verfasser anhand ihres Ortes im Text, ihrer Einbettung in den Kontext und ihrer Verteilung nach Textsorten. Als Ort des Phraseologismus

ist häufig der Anfang oder das Ende eines Textes oder Abschnittes anzusetzen. Bei der Einbettung von Phraseologismen in den Kontext wird u.a. die Modifikation als ein textbildendes Verfahren gründlich untersucht, wobei auch auf die Aktualisierung der phraseologischen und der wörtlichen Lesart eingegangen wird. Als Textsorten nimmt Burger Fernsehsendungen, Fachtexte und Kinderbücher kurz unter die Lupe, wobei die Verwendung der Phraseologismen knapp, aber anschaulich dargestellt wird.

Das Kapitel „Phraseologismen im Wörterbuch“ ist auf jeden Fall zu begrüßen, da dieser Problematik in den Phraseologie-Einführungen bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Burger veranschaulicht die Probleme der Kodifikation von Phraseologismen am Beispiel einiger einsprachiger Wörterbücher, wobei er mitunter auch den Idiomatik-Duden heranzieht. Aus der Benutzerperspektive untersucht der Verfasser die theoretische Basis zur Phraseologie im Wörterbuch sowie die Frage der Makrostruktur, d.h. unter welchem Stichwort Phraseologismen zu finden sind, und die Frage der Mikrostruktur, d.h. wo im Wörterbuchartikel Phraseologismen platziert und wie sie erläutert werden. Neben der Bedeutungsangabe diskutiert Burger die Angaben zum Gebrauch von Phraseologismen, wobei er auf die Markierung von Stilschichten und zeitlichen Zuordnungen, Sprechereinstellungen und Illokutionen besonderen Wert legt. Aus der Perspektive der DaF-Lerner ist es zu begrüßen, dass Burger auch Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremd-

sprache im Hinblick auf Phraseologismen an mehreren Stellen kritisch untersucht. Es ist erwähnenswert, dass der Verfasser auch einige onomasiologisch geordnete phraseologische Spezialwörterbücher kurz vorstellt.

Durch die übersichtliche, systematische Gliederung und die verständliche Formulierung lässt sich der vorliegende Band als eine ausgezeichnete

Einführung in die Phraseologie empfehlen. Kritische Auseinandersetzungen von Burger mit Tendenzen der jüngeren Phraseologieforschung bieten auch Linguisten eine wertvolle Lektüre sowie besondere Herausforderungen für Phraseologen.

Tamás Kispál (Szeged)

Csáky, Moritz; Reichensperger, Richard (Hg.): Literatur als Text der Kultur. Wien: Passagen Verlag 1999. 216 S.

Die Literaturwissenschaft – und nicht nur sie – erlebt seit Ende der achtziger Jahre eine Konjunktur anthropologischer und kulturwissenschaftlicher Fragestellungen. Dies bedeutet eine umfangreiche Neuorientierung nicht nur im Hinblick auf ihre Theorien bzw. Methoden, sondern auch auf ihre Gegenstandsbestimmungen und Zielsetzungen und sprengt damit den Rahmen einer ‚althergebrachten‘ Methodendiskussion. Der vorliegende Band fügt sich mit seinem Titel in eine Reihe ähnlich angelegter Sammelbände (Kultur als Text, Die Lesbarkeit der Kultur, etc.) ein – gehört doch der Chiasmus der Vertextlichung der Kultur und der Kulturalisierung von Texten seit Clifford Geertz' semiotisch inspiriertem Kulturbegriff zu den Leitmetaphern der kulturwissenschaftlichen Diskussion.

Vor der anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Kontrastfolie erfährt das Thema in diesem Fall eine literarische und eine kulturgeschichtliche Spezifikation. Es soll in erster Linie von Literatur ausgegangen werden,

oder vorsichtiger formuliert: es soll die erste chiasmatische Hälfte der Leitmetapher dominieren; und die Relevanz von Literatur soll konkret geschichtlich auf dem Gebiet ‚Zentral-europas‘ (M. Csáky) mit seiner vorherrschenden k. u. k. monarchischen Tradition erprobt werden. Die Beiträge, die aus einer 1996 vom Komitee Österreich-Ungarn der Österreichischen bzw. Ungarischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Tagung hervorgehen, haben die Herausgeber in drei Gruppen aufgeteilt: Kultur als Intertext – theoretische Perspektiven, Kultur als Geschichtstext – sozialgeschichtliche Perspektiven und Kultur im Text der Literatur – ästhetische Perspektiven. Diese hilfreiche und doch ein bisschen strikte Aufteilung in theoretische, soziale und ästhetische Aspekte, die in einer Radikalversion von Vertextlichung der Kultur vielleicht gar nicht mehr als solche zu markieren wären, verdankt sich wohl dem Anliegen der Herausgeber, üblicherweise durchaus unterschiedliche Vortragstexte einer Tagung auf einen

gemeinsamen Nenner zu bringen. Dies gelingt ihnen auch recht gut, allerdings nicht ohne einige aufschlußreiche Nebeneffekte, die *auch* zu den Ergebnissen des Bandes zählen und im Folgenden noch angesprochen werden.

Ausgehend von der Behauptung, dass sich „in historisch, politisch, ethnisch und sozial höchst differenzierten Länderkomplexen“ (S. 11) ein besonderes Interesse an kulturwissenschaftlichen Fragestellungen zeigt, greifen Csáky und Reichensperger zur Begründung der ‚Kultur als Text‘-These in ihrer Einleitung auf deren ‚zentraleuropäische Tradition‘ zurück. Mit Hinweis auf Karl Mannheim wird Kultur prozessual, mit Hinweis auf Alfred Schütz strukturell ‚verflüssigt‘ bzw. auf die kulturschaffende, konstitutive Versteherleitung der Kulturinhaber übertragen. Entsprechend werden dichotomisierende Versuche der Teilung etwa in Kultur als „Monument“ und als „Lebenswelt“ (A. Assmann/D. Harth) kritisch gesichtet. Weniger konsequent ist indessen der Rückgriff auf die Kultursemiotik (J. M. Lotman). Das rigide Code-Modell mit seinem Informationsbegriff lässt sich schwer mit dem performativ veranlagten kulturhermeneutischen Sinnbegriff verkoppeln, auch wenn ersteres den Herausgebern auf wissenschaftlich kommunizierbare typologische Untersuchungen eine Perspektive eröffnet. Dass Zentraleuropa „ein differenzierter und widersprüchlicher Text“ (S. 14) „exogener“ und „endogener“ Pluralität ist (S. 15) bzw. dass man mit Literatur den „Konstruktionscharakter [...] pluraler Lebenswelten“ (S. 18) in Erfahrung bringt, bekräftigen die Einzelstudien

des Bandes, für deren Effektivität, wie mehrmals und zu Recht hervorgehoben wird, ihr „mikroskopisches“ Interesse (C. Geertz) bürgen soll; sie demonstrieren jedoch auch, dass die Erwartung von typologischer Strenge sowie typologischem Konsens einem gleitenden Kultur- und Wissenschaftsbegriff, ja möglicherweise differierenden Kulturen gegenüber nicht greifen kann.

Der explizite Wissenschaftlichkeitsanspruch taucht auch bei anderen Autoren des theoretischen Teils auf und scheint auf einen den vorbildlichen aber ‚undisziplinierten‘ Basistheorien zu verdankenden Kompensationsdrang hinzuweisen. Moritz Baßler vertritt in seinem Beitrag die These, dass man die kulturelle Textmetapher methodisch konsistenter und für kulturelle Zusammenhänge anwendbarer macht, wenn man sie in der Begrifflichkeit des auch für die positive strukturalistische Analyse zugänglichen ‚Intertexts‘ fasst (S. 36). Diesem Anspruch (nicht aber dem Begriff selbst) schließt sich auch Arno Heller an, der im Anschluss an eine auch bei Baßler anzutreffende geglückte Darstellung des Ansatzes des ‚New Historicism‘ – mit dessen ganzen Radikalismen – und in polemischer Wendung gegen Derridas und Kristevas Textmetaphorik kulturelle Mikro- und Makrobereiche, thematische Tiefenstrukturen, Ebenen und Metaebenen kenntlich machen will – und das im Bewußtsein dessen, „daß sich Verstehen [...] immer nur annähernd, niemals enzyklopädisch-definitiv vollziehen kann“ (S. 62). Ungeachtet (oder inklusive) des dabei zutage tretenden schlechten *wissenschaftlichen*

Gewissens bieten die Beiträge von Baßler und Heller gute Ansatzpunkte zu einer kulturwissenschaftlich arbeitenden Literaturwissenschaft, die, wie der ‚New Historicism‘, den eingebüßten Status einer „Metanarration“ durch „poetisch-rhetorische Kompetenz“ (S. 32), die eingebüßte Systematik „durch Anschaulichkeit und Konnotationsreichtum, vor allem aber durch höhere Flexibilität“ (S. 62) wettmacht.

Dem Intertextualitätsbegriff ist auch Peter V. Zimas Beitrag verpflichtet, der darin ein „sprachliches Universalexperiment im Sinne von Coseriu“ (S. 42) sieht, dessen Hauptgebiet die Literatur sei. Damit ist das für die kulturwissenschaftliche Fragestellung wiederum grundlegende Dilemma berührt, ob Literatur als Textualität an sich ein vordergründiges Feld der ‚Kultur als Text‘-Metaphorik sein soll. Zimas Vergleich von moderner und postmoderner Intertextualität legt darüber hinaus das wissenschaftstheoretisch relevante Fazit nahe, dass die postmodernen Theorien, die „dem nach Vereinheitlichung strebenden modernen Subjekt [...] Heterogenität, Pluralität und Partikularität“ (S. 51) als Hindernisse in den Weg stellen, mit derlei Ansprüchen der Kulturwissenschaften konvergieren.

Die chiastische Vernetzung von Kunst und Geschichte wird in den Beiträgen von Aage A. Hansen-Löve, Richard Reichensperger, Ilona Sármány-Parsons und Miklós Szabolcsi exemplarisch vor Augen geführt. Hansen-Löves Beitrag verfolgt, wie der russisch-sowjetische Konzeptualismus (B. Groys, I. Kabakov) auf einer brei-

ten Tradition russischer Ost-West-Schemata fußend dichotome Ost-West-Konzepte zur postmodernen „Konzeptkunst“ (S. 71) ausbaut. Für das Selbstbild Russlands sind dabei Attribute wie eine postmodern verwertbare Nicht-Originalität, eine auf der ausgeprägten russisch-sowjetischen Zitatkultur basierende Zeichenhaftigkeit, Kollektivität und „Narzißmus“ (S. 77), Irrationalismus, Leere und Gegenstandslosigkeit, für das Fremdbild des Westens entsprechend Originalität, Empirie, Individualismus, Pragmatismus, Gegenständlichkeit charakteristisch. Russland sei in der Darstellung der russischen Konzeptualisten „Anima“ (S. 77) und „Unter(be)wußte[s] des Westens“ (S. 85) und in Überkreuzung der Gegensatzpaare selbst eine gespaltene Figur. Die „nach innen gewandte ‚Polarforschung‘“ (S. 79) der Konzeptualisten führe zur Einsicht, dass konzeptualistische Installationen (Entgegenständlichungen einer westlichen Concept-Art) im an sich ‚gegenstandslosen‘ Osten leicht tautologisch werden, und einerseits des „Museums-Westens“ (S. 92) als Kontrastfolie, andererseits einer anderen, ja umgekehrten Handhabung des künstlerischen Materials bedürfen.

Richard Reichensperger sucht in Stifters, Nestroys und Artmanns Schriften nach Erfahrungsmustern und Codierungen des infolge der Modernisierungsschübe sich verändernden Wien-Bilds. Dabei lässt sich die Stadt selbst als Text lesen, auf den dann die literarischen Texte Bezug nehmen. Die *intertextuelle* Bezugnahme (der Transfer zwischen Codierungen) stellt die Wien-Texte der genannten Autoren als

konstruktive Weltmodellierungen bzw. Semiotisierungsallegorien (Stifter), als strukturelle (Nestroy) und medial-reflexive (Artmann) Umcodierung des Stadttexthes heraus. Sármany-Parsons untersucht in der Veduten-Tradition Wiens, Budapests und Prags, wie die malerischen Gestaltungen des 19. Jahrhunderts (R. von Alt, C. Moll, L. Mednyánszky, K. Hlaváček, V. Jansa, A. Slavicek) an der Herausbildung des traditionellen Wien-, Budapest- und Pragbilds mitgewirkt haben. Miklós Szabolcsi entdeckt in J. Rejtős/P. Howards, S. Márais und S. Weöres' literarischen Werken überraschende (auch zeitliche!) Präfigurierungen lebensweltlicher Konstellationen und intellektueller Lebensstrategien der 1940er bis 1950er Jahre.

Den bereits angedeuteten Nebeneffekt des Bandes als ein *Versuch* über zentraleuropäische literarische und kulturelle Kontexte präsentieren die Beiträge von Jaroslav Stritecky, Leslie Bodi, Gerhard Neweklowsky und Maria Carolina Foi. Monarchische bzw. nationale Identitäten werden bei ihnen nicht nur als ererbte geschichtliche Konstrukte anderer analysiert, sondern auch in ihrer ‚offenen Konstruktivität‘ reflektiert und mitgestaltet. Stritecky sucht Merkmale eines mitteleuropäischen Bewusstseins und findet diese in Formen der Nostalgie, der Sprachkritik und einer Pendelbewegung der Erfahrung zwischen Vielfalt

bzw. Chaos einerseits und Form- bzw. Ordnungsstreben andererseits. Bodi dokumentiert und diskutiert die Arbeit an einer neuen österreichischen Identität in der neueren Literaturgeschichtsschreibung. Als mögliche Konstanten der österreichischen Literatur führt er die Sprachkritik, die Komik, die Thematisierung des ethnischen Pluralismus an. Er macht dabei als zu berücksichtigende Faktoren auf die Akzentsetzungen des kulturellen Gedächtnisses und auf sozial- und mentalitätsgeschichtliche Faktoren aufmerksam. Neweklowskys Darstellung der Geschichte, Kultur und Literatur Bosniens liefert das Beweisstück für die Vielfältigkeit der zentraleuropäischen Perspektiven und bietet exemplarische Strategien der Arbeit an Identität. Foi geht an Hermann Bahrs „Dalmatinischer Reise“ einem eigenartigen Fall eines literarischen Orientierungsversuchs nach, der – selbst in Bahrs Oeuvre alleinstehend – Wege einer pluralistischen österreichischen Identität erprobt.

Csákys und Reichenspergers Band ist als ‚zentraleuropäisch-monarchisch-österreichische‘ Variante ein perspektivenreicher Beitrag zur – selbst vielfältigen – anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Diskussion sowie zur Nationalitäts- und Internationalitätsforschung.

Endre Hárs (Szeged)

Forssman, Erik: Goethezeit. Über die Entstehung des bürgerlichen Kunstverständnisses. München; Berlin: Deutscher Kunstverlag 1999. 318 S.

Die Goethezeit vom Standpunkt des Kunsthistorikers aus noch einmal neu zu definieren und sie als eine zusammenhängende Epoche der deutschen Kunstgeschichte zu verstehen: Kein geringeres Ziel setzt sich Erik Forssman, und sein Buch erfüllt, dies sei vorweggenommen, seine Aufgabe auf hohem Niveau.

Das Thema „Goethe und die Kunst“ erwies sich seit jeher als fruchtbarer Boden für Forschungen. Dabei sind sowohl spezielle Fragen angesprochen als auch immer neue Standpunkte eingenommen worden. Viele wie z. B. Ernst Grumach oder Wolfgang Schadowaldt untersuchten Goethes Beziehungen zur Antike, Erich Trunz stellte Goethes Schriften zur Kunst als Kompensation fehlender Literaturtheorie dar. Im Mittelpunkt der neueren Untersuchungen von Ernst Osterkamp, Jutta van Selm, Monika Schmitz-Emanz stehen die Wechselbeziehungen zwischen Bild und Text. Aus dieser Perspektive wird dann nach Goethes Kunstverständnis, nach der Kunstentwicklung seiner Zeit und nicht zuletzt nach den Wechselbeziehungen zwischen diesen beiden gefragt. Diese Vielfalt der Möglichkeiten und Bemühungen präsentiert der Frankfurter Ausstellungskatalog „Goethe und die Kunst“ von 1994, der zugleich den heutigen Stand der Forschungen widerspiegelt. Dies ist der Ausgangspunkt der Untersuchungen von Erik Forssmann. Während aber der Katalog die Mannigfaltigkeit der Annäherungs-

weisen und Aspekte betont, versucht das Buch Forssmans die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu finden, indem er die Goethezeit vom kunstgeschichtlichen Aspekt beleuchtet und danach fragt, inwieweit die damaligen Entwicklungen zur Entstehung des bürgerlichen Kunstverständnisses beigetragen haben.

Den Kunsthistoriker muß interessieren, wie Goethes Schriften und seine Aktionen auf dem Felde der bildenden Kunst im Dialog mit seiner Zeit zustandengekommen sind, und wie sie auf die Mitwelt und die Nachwelt gewirkt haben. „Wenn er von diesem Standpunkt aus noch einmal Einsicht nimmt in Goethes Schriften zur Kunst – wobei er sie auch auf ihre sachliche Richtigkeit und auf ihre fortdauernde Gültigkeit wird befragen dürfen – kann er hoffen, die ‚Goethezeit‘ in ihren kunsthistorischen Aspekten etwas besser zu begreifen.“ (S. 13)

Bereits das Vorwort (S. 7-33), die kurzgefaßte chronologische Rekapitulation von Goethes Beschäftigung mit Architektur und bildender Kunst und seinen daraus hervorgegangenen Schriften, läßt ahnen, wie vielfältig und zugleich sprunghaft seine Interessen waren: Der Dichter bleibt nicht lange bei ein und demselben Thema, wendet sich bald anderen Problemen zu und kehrt gelegentlich nach langer Pause zu den früheren zurück, so z. B. beim Laokoon: Im 1. Heft der „Propyläen“ 1798 erscheint der Aufsatz „Über Laokoon“, der nach eigener

Aussage Goethes auf einer Niederschrift aus dem Jahre 1769 basiert, die durch den Besuch des Mannheimer Antikensaales inspiriert wurde.

Wie das obige Beispiel zeigt, läßt die chronologische Methode uns zwar dicht auf Goethes Spuren bleiben, was aber das eigentliche Problem des Kunstverständnisses der Goethezeit betrifft, erhalten wir keine Erkenntnisse. Deshalb hält Forssman eine problem- und gattungsspezifische Behandlung von Goethes Äußerungen über Kunst für ratsamer. Dies stimmt übrigens mit Goethes Kunstverständnis überein, was durch eine einschlägige Analyse seines klassisch gewordenen Essays „Einleitung in die Propyläen“ auch bestätigt wird (S. 19-33).

Nach diesem Prinzip wird das Werk in drei Kapitel aufgeteilt, in denen Goethes Denken und Handeln psychologisch-chronologisch nachvollzogen wird, aufgeteilt in die Gattungen Baukunst, Plastik und Malerei.

Das erste Kapitel „Baukunst“ zeigt uns Goethes Wandlung vom begeisterten Bewunderer bzw. Liebhaber zum sachkundigen Kenner der Architektur. Parallel dazu wird auch ein stilgeschichtlicher Überblick über die Baukunst seiner Zeit gegeben. Goethes Erkenntnisweg vom Geniekult (Von deutscher Baukunst, 1772) über den aristokratischen Palladianismus und die französische monumentale Revolutionsarchitektur zum bürgerlichen auf dem Griechentum basierenden Klassizismus entspricht nach Forssmans Darstellung der damaligen stilgeschichtlichen Entwicklung der Architektur.

Die Meisterwerke der Goethezeit werden einerseits als eine Art Versinn-

lichung, Veranschaulichung der Theorie dargestellt: Das Römische Haus z.B. ist „die Gestaltwerdung dessen, was Goethe in Paestum erfahren und in seinem Baukunst-Aufsatz von 1788 weiterentwickelt hatte“ (S. 72), andererseits zeigt uns Forssman auch dafür Beispiele, wo die Bauwerke erst in der Phantasie erschaut, dann durch die Erfahrung bestätigt werden, wie z. B. Mignons Landhaus (S. 91).

Das Römische Haus in Weimar repräsentiert den Dorismus, Mignons Landhaus dagegen den Palladianismus, schon diese zwei Beispiele machen klar, daß Goethezeit und Klassizismus im Bereich der Baukunst zueinander zwar eine Affinität zeigen, aber keineswegs identisch sind. Goethes Schriften, literarische Werke oder auch Aktivitäten in Sachen Architektur zusammen mit der tatsächlichen Darstellung der damaligen Architekturgegeschichte beweisen, wie mannigfaltig die Goethezeit war: „... offen für die Impulse aus der Antike, dem Mittelalter und der Revolution ebenso wie für die aktuellsten Aufgaben die das Bürgertum stellte, ...“ (S. 127).

Im zweiten Kapitel „Plastik“ werden zuerst die gängigen Theorien der Kunst tiefgehenden Untersuchungen unterzogen. Vor diesem Hintergrund wird dann das Eigentümliche der Goetheschen Betrachtungsweise sichtbar gemacht. Obwohl Goethes Schulung durch Sulzer, Winckelmann und Herder nicht zu leugnen ist, bleibt er für alternative Annäherungsweisen empfänglich. In diesem Zusammenhang zitiert Forssman u. a. die bekannte und in Rom auch von Goethe bevorzugte Praxis der Betrachtung der an-

tiken Skulpturen bei Fackelbeleuchtung, die entgegen der klassizistischen Auffassung von reinen Gattungen, die Vermischung vom Malerischen und Plastischen bewirkt. Die Analyse des Laokoon-Aufsatzes geht noch einen Schritt weiter und stellt überzeugend dar, daß Goethe die Kunstwerke eher intuitiv aus der Perspektive des Künstlers als aus der des Kenners betrachtet hat. Diese intuitiv erschaute Deutung der Antike wird später auch von der Archäologie bestätigt. Diese Toleranz der Vielfalt von verschiedenen Sichtweisen schrittweise korrigiert durch die Fachwissenschaften wie z. B. durch die Archäologie ermöglicht die Überwindung der Winckelmannschen Maximen und führt zu der eigentlichen Entfaltung des sog. bürgerlichen Kunstverständnisses. Zur Veranschaulichung seiner Theorie zieht Forssman C. D. Rauchs Statuette „Goethe im Hausrock“ von 1828 heran: „Der Olympier im Hausrock“ – eine menschliche Figur, die uns nicht mehr so entrückt und idealisiert, sondern ganz nahe erscheint.

Das dritte Kapitel ist der „Malerei“ gewidmet. Tiefgehende Analysen und eine geschickt konstruierte Begriffsdynamik lassen das vielfältige Wesen der Malerei der Goethezeit lebendig werden.

Forssmans Analysen sind nicht auf die Gegenüberstellungen bzw. Abgrenzungen der Stile, der Begriffe bedacht, im Gegenteil sie steuern alle auf die zentrale Frage des bürgerlichen Kunstverständnisses zu.

Aufklärung, Sturm und Drang, Klassik und Romantik zeigen sich in ihren regen Wechselbeziehungen, sie erweitern einander, sie eröffnen neue Horizonte. Diese relativierende Sichtweise wird am Ende des Entwicklungswegs auch für Goethe typisch. Die auf dem italienischen Boden gewonnene Einsicht, daß er Dichter und kein Maler ist, das Scheitern der Preisaufgaben, die verhängnisvolle Begegnung mit der Romantik, das lebenslange Sammeln von Kunstwerken, all diese Erlebnisse verfeinern und objektivieren Goethes Ansicht. Diese Veränderung findet auch in seinen theoretischen Schriften Niederschlag, Forssman zitiert in diesem Zusammenhang „Antik und Modern“ als eine Art „Bekanntnis zur Toleranz in künstlerischen Dingen“ (S. 286).

Wenn er dann wieder die Goethezeit befragt, sieht er dort auch den relativierenden historisch-kritischen Blick, die Tendenz der Musealisierung der Kunst, Gründung öffentlicher Museen u. a. in Weimar und Berlin.

Und nach Erik Forssman ist gerade der historisch-kritische Blick in Form von Kunstgeschichte und Museen von der Goethezeit übriggeblieben. Ob dieses Erbe uns belastet oder bereichert, diese Frage wird leider nur indirekt bezüglich der Problematik einer Musealisierung der Kunst gestellt (S. 307).

Mónika Cseresznyák (Szombathely)

Gender-Studien. Eine Einführung. Hg. v. Christina von Braun und Inge Stephan. Stuttgart, Weimar: Metzler Verlag 2000. 395 S.

Gender-Studien, wie sie in der von Christina von Braun und Inge Stephan herausgegebenen „Einführung“ präsentiert werden, definieren sich nicht als ein neuer Wissenskanon, sondern als ein Modus der Wissenskritik. Wenn sich die beiden Herausgeberinnen zum Ziel setzen, die Bedeutung des Geschlechts für Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft zu erkunden, so bedeutet das für sie zugleich auch die „Art und Weise“ zu hinterfragen, wie in der „westlichen Kultur Unterscheidungen getroffen, Dichotomisierungen [...] eingeführt und Hierarchien produziert werden“ (S. 10). Den Rahmen für ein derartig ambizioses Vorhaben schafft jene Neukonzipierung des Geschlechts-Begriffes, die sich in den achtziger Jahren in dem US-amerikanischen universitären Diskurs durchgesetzt hat und die auf der Unterscheidung zwischen ‚gender‘ und ‚sex‘, d. h. sozio-kulturellem und biologischem Geschlecht beruht. Hand in Hand mit dieser begrifflichen Ausdifferenzierung erfolgt die graduelle Ablösung des Faches von der traditionellen Frauenforschung (women studies) bzw. feministischer Kritik (feminist criticism) und seine Herausbildung zu einer umfassenderen Wissenschaftsdisziplin, die mittlerweile auch Männerforschung (men's studies) umfaßt, zumindest im angloamerikanischen Raum. Über die Vielfalt der im Verlauf dieser Akzentverschiebung entstandenen Institutionen im deutschen Sprachraum gibt der Anhang des Bandes Auskunft.

Mit der Etablierung der ‚sex-gender‘-Relation ist aber der Bezug ihrer Teile noch lange nicht gesichert. Der ‚gender‘-Begriff, der mal eine Analysekategorie für die Untersuchung symbolischer Ordnung, mal eine für die Erforschung von Machtverhältnissen ist, wird nach einem bekannten Erklärungsmuster durch den Rekurs auf eine angebliche *grammatikalische* Universalie faßbar. Doch eine Formulierung, wie die von Elain Showalter: „all speech is necessarily talk about gender, since in every language gender is a grammatical category“, die in diesem Band unkommentiert zitiert wird, klingt für ungarische Ohren (die sich auch sonst gern als „Ausnahmeohren“ verstehen) zumindest nach kultureller Voreingenommenheit und mangelnder Präzision.

Der Status einer Kategorie wie *sex* wird hingegen von den neuesten radikal konstruktivistischen Theorien angezweifelt. Judith Butlers Werk „Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity“, welches fast zeitgleich übersetzt (amerikanisch 1990, deutsch 1991) in deutschen feministischen Kreisen Furore gemacht hat, stellt nämlich das Konzept des biologischen Geschlechts überhaupt in Frage. Butlers Buch zeigt deutlich, welche weitreichende politische Konsequenzen Definitionen haben, besonders im Falle einer Disziplin, die nichts Geringeres als die „Wechselbeziehung zwischen Denkmustern und sozialer Realität“ zu erforschen angibt. Wenn Judith Butler auf der sozialen und

kulturellen Konstruktion von ‚gender‘ und ‚sex‘ besteht, so spricht sie auch einer neuen, sich nicht auf ein „Frauen-Wir“ berufenden politischen Kultur das Wort, deren „Spielarten“ „Subversion, Maskerade und Parodie“ sind. (S. 64)

Hauptanliegen des vorliegenden Bandes ist aber nicht die politische Theorie, sondern die Erkundung von ‚gender‘-Fragen für eine Vielfalt von Wissensbereichen. Der empfohlene Gang des Studiums, von theoretischen zu praxisorientierten Fächern, entspricht unverkennbar der universitären Façon, selbst wenn die Disziplin durch ihre wissenschaftsübergreifende Fragestellung „ihre Heimat *zwischen* den disziplinären Stühlen und Lehrstühlen“ findet. (S. 12) Das alte ‚gender‘-Klischee, wonach Theorie ein Realm der Männer ist, greift jedoch bei der Theoriebewußtheit und Theoriefreudigkeit des Faches offenbar lange nicht mehr. Gender-Studien, so erfährt man aus dem vorliegenden Band, haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Deutschland als ein interdisziplinärer Bereich etabliert, dessen Curriculum aus einem Angebot verschiedener Wissenschaften besteht. Das Fach hat mittlerweile seine eigenen wissenschaftspolitischen Positionen und Interessen entwickelt und ein beachtenswertes Netzwerk an Forschungsgebieten herausgebildet. Bei allen Standortaufnahmen ist im vorliegenden Band neben Kartographie von weißen Flecken auch ein gewisser Stolz über Entdecktes-Erreichtes spürbar. Ein Stolz, der nur durch den Vergleich mit US-ameri-

kanischen Verhältnissen einigermaßen gedämpft wird (aber nie mit der Zusammenschau mit französischen und italienischen Verhältnissen einhergeht). Für den Leser bzw. die Leserin im östlichen Mitteleuropa dürften der Grad der Institutionalisierung, die Vielfalt und die Art der ‚gender‘-Themen in Deutschland aber nach wie vor unter die Kategorie „mirabilia“ fallen.

Die Aufnahme von sogenannten „hard science“-Fächern, also Naturwissenschaften in die Liste der ‚gender‘-bezogenen Wissensbereiche dürfte indes nicht nur von dieser Position aus als überraschend wahrgenommen werden. Das wichtigste Gebiet in diesem Rahmen ist gewiß die Biologie. Als Beispiel dafür, wie „sich historische Sichtweisen oder aktuelle politische Auseinandersetzungen in empirisches Tatsachenwissen einmischen“, (S. 195) sei hier nur auf die Dioramen des Museums of Natural History in New York hingewiesen, in denen die Darstellung von Primatengesellschaften in Form von „trauliche[n] Familienszenen und ganz traditionelle[r] Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern“ dem Besucher zu verstehen gibt, daß schon in diesen Gesellschaften die Frau „aufgrund ihrer Gattungsaufgabe“ der Natur verbunden blieb, während der Mann einzig und allein Akteur der menschlichen Evolution war. (Vgl. S. 194 f.) Es gehört zu den fröhlichen Verdiensten der Biologiekritik, wenn „Woman the Gatherer“ längst keine Randfigur der Geschichte“ mehr ist „und jedes Kind, das es wissen will, heute im Fernsehen von schwulen

Gorillas und transsexuellen Schimpansen erfährt". (S. 195)

Die Universalisierung des ‚gender‘-Begriffes wirft allerdings auch Probleme auf, die der vorliegende Band nicht genügend berücksichtigt. Denn durch die einfache Nebeneinanderordnung von Wissensbereichen wird der Unterschied bezüglich ihrer relativen Nähe bzw. Ferne zur ‚gender‘-Forschung nicht deutlich genug herausgestellt. Gerade daraus folgt, daß während manche Kapitel sich auf die Formulierung von Desiderata konzentrieren, andere an wichtigen Punkten, so etwa in ihrer interdisziplinären Vorgehensweise, mit der ‚gender‘-Forschung übereinstimmen. Aus dieser Anordnung ergibt es sich, daß der Band die methodischen und wissenschaftstheoretischen Denkschritte, die die Grundlagen der ‚gender‘-Forschung bedeuten, nicht systematisch vorlegt. Wie viel sie etwa dem Poststrukturalismus und dem Dekonstruktivismus verdankt, wird gleichsam nebenbei abgehandelt, ihre spezifische Art, Wissen zu organisieren und zu kritisieren, wird verstreut in einzelnen Kapiteln erläutert.

Für Germanistinnen sind neben Beiträgen zu Philosophie und Theologie, zu Geschichte und Kunstgeschichte besonders die Kapitel über Literatur- und Medienwissenschaft aufschlußreich. Die beiden Kapitel signalisieren zugleich auch unterschiedliche Umgangsformen mit dem ‚gender‘-Werkzeugkasten. Die Tatsache, daß „Lesen und Schreiben [...] keine geschlechtsneutrale[n] Tätigkeiten“ sind (S. 290), impliziert in Inge Stephans Ausführungen zur Literatur-

wissenschaft acht genau umrissene Themenkreise der feministischen Literaturkritik, wie die Frage weiblicher Autorschaft, des literarischen Kanons, des Gattungssystems (warum bestimmte Gattungen als weiblich, andere hingegen als männlich gelten), die Wahl von literarischen Themen und Motiven, Frauenbilder, die Frage nach den Inszenierungsformen „weniger stabiler“ Geschlechterverhältnisse (S. 295), psychoanalytische und dekonstruktivistische Lektürepraxis (S. 296) bzw. die Rolle von ‚gender‘ für den ästhetischen Diskurs. Dieses Kapitel gibt genau die Punkte an, wo ‚gender‘-Gesichtspunkte innerhalb einer Wissenschaft mit festem Wissenskanon und Fragenkatalog als relevant gelten können.

Das Kapitel zur Medienwissenschaft hingegen wagt sich zur Verkitung von Theorien vor. Bei der Herausarbeitung der Links, d.h. der Verknüpfungen, kommt Christina von Braun sowohl der wissenschaftskritische als auch der interdisziplinäre Charakter von Medienwissenschaft und Gender-Studien zugute. Es wird hier der Versuch unternommen, zwischen Gender-Studien und Medientheorie bzw. Psychoanalyse jene Schnittstelle zu finden, wo ihre wechselseitige Relevanz für die symbolische Ordnung offengelegt wird. Hierbei wird der Zusammenhang von Körper, Gemeinschaft und Medien ergündet. Am Beispiel der Hysterie wird gezeigt, daß der weibliche Körper am Ende des 19. Jahrhunderts erstens „den Zugang zum Unbewußten“ eröffnete, zweitens aber auch den Zugang zum „Einfluß der Medien auf

die Psyche“. An der Hysterikerin wird auch demonstriert, daß die Psychoanalyse nicht nur die „Nachrichten“ dieses Körpers entzifferte, sondern auch „die Wege, die sie zurücklegen“, indem sie statt des bewußten Sinnes jene „Schaltstellen“ kartographierte, „an denen das Unbewußte zutage“ trat. (S. 308)

Von hier aus erscheint es kaum weiter verwunderlich, daß „der weibliche Körper [...] immer wieder als Allegorie für das Kommunikationsnetz selbst“ auftaucht. (S. 308) Der sich auch hier manifestierende Zusammenhang von Weiblichkeit und Repräsentation hat in den Ausführungen von Christina von Braun natürlich weitreichende Folgen für das Zusammenlesen von Film und Sexualwissenschaft, von Film und Psychoanalyse.

Hennig, Mathilde: Tempus und Temporalität in geschriebenen und gesprochenen Texten. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2000 (= Linguistische Arbeiten 421). 211 S.

Die Autorin des vorliegenden Bandes wagt sich auf ein besonders prekäres Forschungsgebiet, das sich durch eine in den letzten Jahrzehnten fast unüberschaubar gewordene Fülle an Forschungsinteressen, -ansätzen, -richtungen und somit auch durch eine gleichsam chaotisch anmutende Fülle an Fachliteratur auszeichnet. Eine aus diesem Grund (*Warum schon wieder Tempus?*) für notwendig erachtete „Rechtfertigung“ umfasst jedoch vier wichtige Grundsätze, die zeigen, dass hier auch eigene Wege eingeschlagen werden sollen. Im einleitenden Kapitel wird nämlich für die Notwendigkeit

Obwohl die Atemlosigkeit, mit der hier zwischen Epochen und Wissensbereichen verkehrt wird, auch eine gewisse Unzufriedenheit aufkommen lassen, vermittelt dieses Kapitel einiges von der Originalität und dem Reiz derartiger Quergänge.

Der Leser bzw. die Leserin, der/die auf einem hohen intellektuellen Niveau eine Einführung in die ‚gender‘-Forschung braucht, ist trotz mancher Unebenheiten mit diesem Band gut beraten, denn er gibt ein genaues Bild sowohl von dem immensen Material, das durch solche Forschungen zugänglich gemacht wird, als auch von den überraschenden Einsichten, die der kritische Blick auf Wissenschaften ermöglicht.

Edit Király (Budapest)

von Untersuchungen plädiert, die (1) auf Texten als authentischem Untersuchungsmaterial basieren, (2) Theorie und Empirie ausgewogen miteinander verknüpfen, (3) gesprochene und geschriebene Sprache gleichermaßen berücksichtigen und (4) Aspekte der Anwendbarkeit für Deutsch als Fremdsprache ebenfalls im Auge behalten (S. 1-6). Der Ansatz ist vielversprechend. Ein oft vermisstes Desiderat stellen in der Tat empirisch hinreichend fundierte tempuslinguistische Arbeiten dar, die auf Textanalysen fußend über den Kontext von temporalen Strukturen hinaus auch das Medium bzw. die

Textsorte (und somit das Textsortenwissen) als konstitutiven Faktor der Temporalität betrachten, die Beschreibung der temporalsemantischen Leistung von Modalverb- bzw. Passivkonstruktionen und des Konjunktivs für unentbehrlich erklären und im Rahmen einer funktional orientierten Analyse sogar über weitere bestimmende Faktoren (wie z.B. Lexemabhängigkeit und Klammerstrukturbildung) Überlegungen anstellen.

In Kapitel 1 wird der theoretische Hintergrund für die zu untersuchenden Bereiche ‚Tempus und Temporalität‘ bzw. ‚Text und Textsorte‘ zusammengefasst. Im Hinblick auf die Tempora wird nachdrücklich betont, dass der Arbeit keine neue Tempustheorie zu Grunde liegt – dies gilt z.B. insofern, als Hennig sich bei der Beschreibung von Tempusbedeutungen in der Regel des „altbewährten“ (aber keineswegs unproblematischen) kompositionalen Tempusmodells mit Ereignis-, Referenz- und Sprechzeitpunkt bedient (das bei komplexeren Tempora allerdings um weitere Relata ergänzt werden kann) und den einzelnen Tempusformen die vier möglichen Zeitbezüge der Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und Allgemeingültigkeit zuordnet. Grundsätzlich neu ist jedoch die Annahme eines Systems mit insgesamt 8 Tempusformen, das also die Tempora Präsens, Präteritum, Perfekt, Plusquamperfekt, Perfekt II, Plusquamperfekt II, Futur I und Futur II enthält (für das Plusquamperfekt II fand sich im untersuchten Korpus allerdings kein Beleg). Nach einer kritischen (der Übersichtlichkeit halber

typologisch orientierten) Auseinandersetzung mit den gängigen Forschungsansätzen wendet sich die Verfasserin der Textproblematik zu. Im Sinne einer Kreuzklassifikation nach dem jeweiligen Medium (geschrieben vs. gesprochen) und der Kommunikationsrichtung (monologisch vs. dialogisch) werden schließlich diejenigen Textsorten (Rezension, privater und offizieller Brief, Fußball-live-Reportage und Talkshow) charakterisiert, die in Form eines zu diesem Zweck angelegten (insgesamt 114 554 Wörter umfassenden) eigenen Korpus mit vier Teilkorpora die Grundlage für eine aussagekräftige empirische Tempusanalyse bilden sollen (Kapitel 2).

In Kapitel 3, das generell der Frage nach den Unterschieden zwischen geschriebener und gesprochener Sprache gewidmet ist, werden z.T. unter Einbeziehung der einschlägigen Fachliteratur die Abgrenzungsmöglichkeiten der beiden Register in Erwägung gezogen, anschließend Übersichtstabellen zur Tempusverteilung in den Teilkorpora präsentiert, die im Tempusgebrauch der beiden Register deutliche Unterschiede erkennen lassen (ganz besonders in den die prototypische Nähe- vs. Distanzkommunikation vertretenden Textsorten der Talkshow vs. Rezension). Dabei stellt sich das Präsens in jeder Textsorte als das Haupttempus heraus, was m.E. insofern nicht ganz adäquat ist, als alle untersuchten Textsorten (auch die monologische und geschriebene Rezension) dem Weinrich'schen besprechenden Register angehören, in dem die Dominanz präsentischer Tem-

pora als der Normalfall gilt, und erzählende Partien mit evtl. durchgehendem Präteritumgebrauch auch gesondert betrachtet werden könnten. Das Defizit, dass der „erzählende“ Pol im Bereich des Geschriebenen etwas zu kurz kommt, wird aber durch die neu gewonnenen Ergebnisse einer an der Alltagssprache orientierten Analyse weitestgehend ausgeglichen.

Kapitel 4 beschäftigt sich anhand der exemplarischen Analyse der Textsorten offizieller Brief und Rezension mit der ansonsten recht selten untersuchten Frage nach der temporalen Bedeutung komplexer verbaler Strukturen (Passivtypen, Modalverbkomplexe und Konjunktivformen). Die Ergebnisse sind vielfältig, wobei u.a. die auch statistisch untermauerten Thesen einleuchtend sind, nach denen (1) sich die genannten Textsorten durch einen relativ großen Anteil an Verbalstrukturen auszeichnen, (2) die Zuordnung temporaler Bedeutungsvarianten zu den einzelnen Strukturtypen textsortenabhängig ist und (3) für die einzelnen komplexen Strukturtypen eine unterschiedliche Affinität zu bestimmten Zeitbezügen charakteristisch ist. Eine Vergleichsgrundlage für die proportionale Verteilung bieten hier die Indikativ-Aktiv-Formen, im Gegensatz zu denen die Kategorie Tempus bei komplexen Verbalstrukturen eine geringere Rolle spielt (eine bemerkenswerte Hypothese, die aber m.E. sorgfältiger Überprüfung bedarf und durch weitere Analysen bestätigt werden sollte).

Am Beispiel der Fußball-live-Reportage wird in Kapitel 5 der ebenfalls selten diskutierten Frage nach-

gegangen, durch welche Mittel Temporalität in tempuslosen Sätzen (d.h. Sätzen ohne finites Verb) ausgedrückt werden kann bzw. konstituiert wird. Trotz der grundlegenden methodologischen Schwierigkeiten etwa der eindeutigen zeitlichen Zuordnung elliptischer Sätze scheinen mir die aufgestellten Thesen stichhaltig begründet. Hierbei wird davon ausgegangen, dass auch tempuslose Sätze über eine temporale Bedeutung verfügen, die jeweils im Ko- und Kontext bzw. im Welt- und Textsortenwissen von Textproduzent und Textrezipient verankert ist, was u.a. zu der aufschlussreichen These führt, dass temporalen Adverbialen höchstwahrscheinlich eine viel geringere Rolle zukommt, als dies in der Forschung herkömmlich angenommen wird.

Mit der Problematik des lexemabhängigen Tempusgebrauchs (mit besonderer Berücksichtigung der Distribution von Präteritum vs. Perfekt) setzt sich die Verfasserin anhand der Korpora Talkshow und privater Brief in Kapitel 6 auseinander. Es werden Listen mit Präteritum- vs. Perfektneigung aufgestellt, die die These bekräftigen, dass sich der Präteritumgebrauch zu fast 90% auf eine Handvoll Verben beschränkt (außer *haben*, *sein* und den Modalverben noch *geben*, *kommen*, *stehen* und *wissen*). Dass vom Faktor der Lexemabhängigkeit nicht abgesehen werden darf, zeigen auch die zahlreichen wertvollen Übersichtstabellen mit den Belegzahlen der Tempora in den Teilkorpora jeweils mit und ohne Berücksichtigung von *sein*, *haben* und den Modalverben (in Unterkapitel 3.4).

Nach einer Zusammenfassung der Ergebnisse wird im letzten Kapitel schließlich eine Liste der wichtigsten Forschungsdesiderate angeboten, die sich als Anregung für weitere Untersuchungen nach den in der vorliegenden Studie niedergelegten Prinzipien versteht, wobei es der Verfasserin offensichtlich gelungen ist, nicht nur neue Ideen in dieser Richtung zu entwickeln, sondern auch erste beträchtliche Ergebnisse zu erzielen. Der hohen Komplexität der Tempusproblematik wird übrigens auch insofern Rechnung getragen, als das Buch mehrere Exkurse enthält, in denen bislang nicht ausreichend erforschte Phänomene thematisiert werden (S. 29 ff.: *Wird der Unterschied zwischen Perfekt und Präteritum von Muttersprachlern noch empfunden?*, S. 189 ff.: *Beson-*

Kaszyński, Stefan H.: Kleine Geschichte des österreichischen Aphorismus. Tübingen, Basel: Francke 1999. 163 S. (= Edition Patmos)

Diese Kreuzung gattungstheoretischer und literaturgeschichtlicher Argumentationslinien setzt sich zum Ziel, eine repräsentative Geschichte des österreichischen Aphorismus vorzubereiten, indem die Voraussetzungen dafür geklärt werden. Es ist natürlich eine Frage, ob eine „vollständige literaturhistorische Übersicht“ (S. VIII) der Gattung überhaupt realisierbar ist. Das Buch will das (zum Glück) nicht beanspruchen, sondern möchte teils als Nachschlagewerk, teils als Interpretationsvorschlag gelesen werden.

Was die literaturtheoretische Seite betrifft, ist die Studie sehr logisch und

derheiten der gesprochenen Sprache am Beispiel der Talkshow), wobei allein der sehr gründliche und informativ-retrospektive Exkurs über die doppelten Perfektbildungen rund 20 Seiten umfasst (S. 78 ff.).

Um das Resümee nicht in die Länge zu ziehen: Das zweckmäßig zusammengestellte, repräsentative Textkorpus und der die tradierten Untersuchungsergebnisse konsequent hinterfragende Forschungsansatz machen das Buch zweifelsohne zu einem wertvollen Stein im Mosaik der neueren Tempusliteratur. Wir haben eine Arbeit vor uns, die nicht nur auf das lebhaftere Interesse von Tempuslinguisten Anspruch erheben kann.

Balázs Sára (Budapest)

überzeugend. Kurz und bündig wird auf potentielle Gegenargumente reagiert. So wird zum Beispiel die Frage analysiert, ob es einen Sinn hat, vom *österreichischen* Aphorismus zu sprechen, da literarische Kleinformen, insbesondere der Aphorismus, in ihrer Struktur universal sind. Für österreichspezifisch hält der Autor jedoch den „realistisch konzipierten Aphorismus“ der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Beispiel: Marie von Ebner-Eschenbach) und die Aphorismusedichtung der Wiener Moderne, die die Mehrdimensionalität der Epoche in dieser Kurzform konzentriert darstellt.

Als eine alternative Form für das konventionelle Sprechen der ideologisch determinierten Literatur betrachtet Kaszyński den nachmodernen österreichischen Aphorismus. (Vgl. S. 14) Zu den allgemeinen Merkmalen des Aphorismus gehört nach seiner Meinung ein auf nüchternen Synthese ausgerichteter, begrifflich zugespitzter Aufbau, in dem die Wörter in Opposition zu ihrem gängigen Gebrauch eine neue, das traditionelle Verständnis unterlaufende Bedeutung zugewiesen bekommen. Gerade diese Eigenschaft macht die Gattung so interessant für die österreichische Literatur. Zusammenfassend schreibt der Autor: „Dank seiner poetologisch installierten Möglichkeit, der diskursiven Grenzüberschreitungen, kommt dem österreichischen Aphorismus ein besonderer Stellenwert in der Geschichte der österreichischen Literatur zu, der sich nur mit dem hohen Stellenwert des Essays oder des Feuilletons messen darf.“ (S. 20) Auch dann, wenn bei vielen bedeutenden Aphorismus-Autoren nicht „von einem ausgeprägten aphoristischen Selbstverständnis“ (S. 17) gesprochen werden darf. Meines Erachtens betrifft diese Feststellung aber nicht den von Kaszyński hier angeführten Robert Musil, denn in seiner Spätphase widmete er sich fast ausschließlich und bewusst der Aphorismusedichtung.

Die auf die theoretische Grundlegung folgenden neun Einzelanalysen (zu Franz Grillparzer, Marie von Ebner-Eschenbach, Peter Altenberg, Karl Kraus, Franz Kafka, Elias Canetti, Heimito von Doderer, Herbert Eisenreich und Peter Handke) sind präzise und einleuchtend, die im Buch darüber hinaus erwähnten Autorinnen werden mit einem Personenregister erschlossen. Kaszyński nimmt auch immer wieder zur Frage nach der ästhetischen Qualität der behandelten Aphorismen Stellung und stellt die Verfasser in grössere Zusammenhänge. Über Marie von Ebner Eschenbach schreibt er beispielsweise: „Die österreichische Realistin kann souverän mit allen zu ihrer Zeit bekannten Techniken der Aphorismusbildung meisterhaft umgehen, sie erfindet aber kaum ihre eigenen.“ (S. 54) Gerade diese Mischung aus Einzelbeobachtung und Verallgemeinerung und die Tatsache, dass der Autor nicht an den heute so modischen theoretischen Kämpfen der Literaturwissenschaft teilnimmt, macht das Buch zu einem nützlichen Ausgangspunkt weiterer Forschungen. In der Bibliographie findet der Leser viele Hinweise auf die wichtigsten theoretischen Publikationen zur Gattung des Aphorismus.

László Kovács (Székesfehérvár)

Kempcke, Günther: Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2000. 1329 S.

Es ist sehr erfreulich, darüber berichten zu können, dass sich die Palette der Lernerwörterbücher des Deutschen dieses Jahr erweitert hat. „Den in England und Frankreich als ‚Lernerwörterbuch‘ geführten sprachlichen Nachschlagewerken ließ sich in Deutschland lange Zeit nichts Vergleichbares an die Seite stellen. Die verfügbaren großen Gesamtwörterbücher der deutschen Sprache wandten sich in erster Linie an Muttersprachler, deren Kenntnis der deutschen Sprache sie bei der Benutzung des Wörterbuchs voraussetzen konnten“ (S. VI), schreibt Kempcke im Vorwort seines Wörterbuchs. Tatsächlich hat die deutsche Lernerlexikographie keine so lange Tradition wie die französische und die englische. Das erste, nach den besonderen Ansprüchen der Sprachlernenden konzipierte einsprachige Wörterbuch, Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache (Götz, Dieter; Haensch, Günther; Wellmann (Hg.): Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das neue einsprachige Wörterbuch für Deutschlernende. Berlin, München: Langenscheidt, 1993.) (LGDaF) ist 1993 erschienen. Nach längerer Zeit ist das neue de Gruyter Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache (dGWDF) von G. Kempcke das nächste Produkt, das als Resultat eines Projekts mit dem Ziel, „ein benutzerspezifisches Wörterbuch zu entwickeln, das den Anforderungen des Faches ‚Deutsch als Fremdsprache‘ gerecht würde“ (S. VI), auf den Markt kam. Mit diesem Wör-

terbuch ist der Deutsch lernende Benutzer mit einem Grundwissen angesprochen, der weitere Informationen in „der Darstellung des Wortgebrauchs und seiner Regelmäßigkeit sowie der Hinführung vom Einzelwort zum System“ (S. VI) braucht.

Nach dem äußeren Erscheinen könnte der Benutzer auf den ersten Blick denken, dass es sich hier um ein Großwörterbuch handelt. Es zeigt sich aber nach dem Aufschlagen, dass – zum Teil – das dicke Papier das Wörterbuch so umfangreich macht. Es ist ein Wörterbuch im großen Format, das aber nur ein für Lernende relevant gefundenes Segment des deutschen Wortschatzes repräsentiert. Im Vorwort wird erklärt, dass man beim Verfassen des Wörterbuchs davon ausging, dass der Lernende zunächst ein zweisprachiges Wörterbuch benutzt, das aber „in der Darstellung der Normen in der Zielsprache unter den Erwartungen bleibt und auch der Wortschatzvermittlung mittels der Systemdarstellung kaum genügen kann“ (S. VI). Deshalb betrachtet man das einsprachige Lernerwörterbuch als eine ideale Ergänzung zum zweisprachigen Wörterbuch, in dem der Benutzer solche Informationen bekommt, die in die Äquivalenzwörterbücher nicht aufgenommen werden können. „Dabei hat die Stichwortauswahl zu berücksichtigen, dass der Lernende zunächst mit einem Grundwissen ausgerüstet ist und so viel Wortschatz benötigt, wie er für die alltägliche Kommunikation braucht, dass aber dieser Wortschatzausschnitt

– etwa 17000 bis 20000 Stichwörter mit ihren Bedeutungen – in seiner ganzen Breite und mit allen seinen Regularitäten dargestellt werden muss“ (S. VI). Dementsprechend nimmt dGWDF nicht viele Wörter auf, aber es will zu den aufgenommenen die größtmögliche Menge an Informationen geben.

In dem nächsten Teil des Vorspanns („Erläuterungen zur Konzeption des Wörterbuchs“) werden noch andere Kriterien der Lemmaselektion geschildert, die die Bestimmung der Zahl der Lemmata noch näher begründen. „Der Wortschatzausschnitt war auf die Bedürfnisse von Lernenden zuzuschneiden. Daher wurden die Stammwörter mit den wichtigsten Ableitungen ausgewählt, Komposita nur insoweit, als sie in ihrer Bedeutung nicht transparent sind und zugleich im Alltag häufig vorkommen. Fachwortschatz und stark regional eingeschränkter Wortschatz mussten weitgehend ausgeklammert werden, dgl. Veraltetes oder Veraltendes“ (S. IX). Tatsächlich lassen sich sehr wenig Komposita unter den Lemmata finden. Da sich dieses Wörterbuch in erster Linie als ein Wörterbuch zur Sprachproduktion versteht (S. VI), kann dieses Selektionsverfahren gewisse Probleme aufwerfen. (Die Lernenden wollen bei der Textproduktion oft nachprüfen, ob das von ihnen gebildete Kompositum in der Fremdsprache in jener Form existiert. Die Liste der mit dem Stammwort bildbaren Komposita – die durchsichtigen brauchen nicht selbst lemmatisiert zu werden – kann bei dieser Kontrolle sehr hilfreich sein.) Die anderen Auswahlkriterien sind aus lernerlexikographischer Sicht begründet.

Der Aufbau des Wörterbuchs weicht von dem der großen Gesamtwörterbücher für Muttersprachler im Wesentlichen nur insofern ab, als der Nachspann auch Informationen enthält, die in den oben genannten nicht vorkommen, wie etwa die Wortfelder und eine Liste der häufigsten sprachwissenschaftlichen Termini. Laut Inhaltsübersicht findet man im Vorspann das „Vorwort“, „Erläuterungen zur Konzeption des Wörterbuchs“, „Hinweise zur Benutzung des Wörterbuchs“ und das „Abkürzungsverzeichnis“. In den „Erläuterungen“ werden die konzeptionellen Entscheidungen begründet bzw. geschildert, von denen an entsprechender Stelle noch die Rede sein wird. Die „Hinweise“ fassen alle wichtigen Informationen zusammen, die der Benutzer bei der Suche nach den benötigten Angaben braucht. Der Aufbau des Wörterbuchartikels, die Gliederung der Bedeutungen eines Stichwortes, die Formen der Bedeutungserklärung, die grammatischen Angaben, die stilistischen Markierungen, die Angaben zur Verknüpfungspartnerklasse und die Ausspracheangaben, also die Elemente der Mikrostruktur und die typographischen Zeichen, werden sehr detailliert beschrieben und mit Hilfe von Beispielen illustriert. (Dies geschieht jedoch in einer Sprache, die der Lernende, der vielleicht Lemmata wie „Brot“, „Kind“, „Ingenieur“ aufschlägt, nicht unbedingt versteht. Bei dem Lesen der Hinweise ist der Sprachlernende auf die Hilfe des Lehrers angewiesen.) Den „Hinweisen“ folgt eine Liste der im Wörterbuch verwendeten Abkürzungen.

Die Lemmata sind streng alphabetisch geordnet. Die Stichwörter einer Wortfamilie werden in einem Nest zusammengefasst, wobei, in Anlehnung an die Tradition des Handwörterbuchs der Deutschen Gegenwartssprache (Kempcke, Günter (Hg.): Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. In zwei Bänden. Berlin: Akademie-Verlag, 1984) (HWDG), die trennbaren ersten Glieder (Präfixe, erste Glieder der Komposita) nur bei dem ersten Element des Nestes angegeben werden. Die etymologisch nicht zusammengehörenden Lemmata beginnen in einer neuen Zeile.

Die Verfasser des dGWDF sind offensichtlich darum bemüht, den Wortschatz des Deutschen nicht nur als eine Liste von Wörtern zu zeigen, sondern auch seine innere Strukturiertheit darzustellen. Neben Wortbildungsmustern und den Synonym- und Antonymrelationen wollte man weitere Zusammenhänge des Wortschatzes präsentieren. „Wir haben die Wortnetze als ein geschlossenes System dargestellt: jedes Stichwort wurde [...] auf ein Wort reduziert, das das Zentrum, den Kern, bildet und der Kernwort-Wörterbuchartikel umfasst in einer Art Register alle darauf beziehbaren Wörter. Durch die Zusammenordnung dieser alphabetisch mitunter weit auseinander liegenden Stichwörter werden dem Benutzer Zusammenhänge verdeutlicht, die ihm beim Nachschlagen des einzelnen Wortes sonst verschlossen bleiben“ (S. XI). Die auf solche Weise dargestellten Wortfamilien umfassen ein Netz von Ableitungen und Komposita, die am Ende des jeweiligen Wörterbuch-

artikels fettgedruckt und mit dem Zeichen ❖ abgetrennt sind. Die Elemente der Wortfamilie werden selbst lemmatisiert und am Ende ihrer Mikrostruktur steht wiederum ein Verweis auf das Kernwort der Wortfamilie.

Als eine wichtige Neuerung dieses Wörterbuchs gilt die mit der alphabetischen Anordnung parallel laufende onomasiologische Darstellung des Wortschatzes. „Den deutschen Wörterbüchern der Gegenwart ist wiederholt zu Recht der Vorwurf der ‚onomasiologischen Blindheit‘ gemacht worden. Wenngleich das Wortfeld keine so verlässliche Größe wie die Wortfamilie od. das Wortnetz darstellt [...], bieten Wortfelder sachliche und semantische Nachbarschaft, die dem Benutzer weitere Möglichkeiten der Systemzusammenhänge eröffnet“ (S. XI). Im Anhang befindet sich die Liste der über 80 Wortfelder, denen viele Elemente der Lemmareihe zugeordnet sind. In den betroffenen Wörterbuchartikeln werden diese Wortfeldzusammenhänge mit einem Verweis FELD gekennzeichnet. Diese vielfältige Darstellung der Systemzusammenhänge leitet den Benutzer vom Einzelwort zu den makrostrukturellen Relationen innerhalb des Wortschatzes und ist somit eine sehr große Hilfe bei der Wortschatzerweiterung.

Im Nachspann befinden sich außer den oben erwähnten Wortfeldern zwanzig grammatische Tafeln und eine Liste der verwendeten sprachwissenschaftlichen Begriffe.

Das bisher Gesagte impliziert, dass dGWDF eine sehr intensive Medialstruktur aufweist. Die intertextuelle Wechselbeziehung zwischen dem Vor-

spanntext, dem Wörterverzeichnis und dem Nachspann ist sehr aktiv, was zu den Stärken dieses Wörterbuchs gehört.

Weil dGWDF vor allem als Wörterbuch zur Sprachproduktion gedacht ist und es sein Wortmaterial in seiner ganzen Breite darstellen will, findet man darin eine sehr intensive Mikrostruktur. Ihre Elemente sind in den „Hinweisen zur Benutzung des Wörterbuchs“ detailliert beschrieben. Im Kopf steht bei fast jedem Lemma – zusammen mit der Wortklassenzuweisung und den sorgfältig dargestellten grammatischen Angaben – die Ausspracheangabe, worauf man in diesem Wörterbuch sehr großen Wert legt. Die stilistischen Gebrauchsnormen und Markierungen werden mit einem Raster von sechs Kategorien erfasst: es werden Stilebenen, Stilfärbungen, Soziolekt/Berufssprache, regionale Kennzeichnungen, temporale Kennzeichnung und fachsprachliche Kennzeichnungen angegeben, jeweils mit ihren Subkategorien.

Die wichtigste Komponente der Mikrostruktur, die Bedeutungserklärung, steht entweder vor den Kontextbeispielen – dies ist ihre häufigste Stelle in der Mikrostruktur – oder bei Verben hinter einem syntaktischen Gebrauchsmuster. Bei Phraseologismen dagegen steht sie in Klammern hinter einem Kontextbeispiel. Sie tritt entweder in Form einer Bedeutungsparaphrase oder einer Synonymangabe oder eines Kommentars auf. Auch die weiteren lexikalischen Informationen wie Verwendungsbeispiele (von den Kollokationen nicht getrennt dargestellt), Funktionsverbgefüge, Kol-

lokationen spielen bei der Bearbeitung der Lemmata eine sehr wichtige Rolle, wobei unter Kollokationen nicht nur Zweierkombinationen verstanden werden. Es wird versucht, eine neue lexikalische Angabeklasse – die der Verknüpfungspartnerklassen – bei Adjektiven, seltener bei Adverbien zu präsentieren. Darunter werden „Hinweise auf die typische Verknüpfbarkeit mit anderen Wörtern“ (S. XXV) verstanden. „Dies geschieht mit Hilfe eines Kommentars, der sich an die Bedeutungserklärung anschließt und die Beziehung angibt“ (S. XXV), z.B.: „*ungezwungen* [...] natürlich (3,4) und nicht durch Hemmungen geprägt, keinerlei Zwang (3) unterworfen“; SYN leger (1), [...] /auf Sprechen, Sichbenehmen bez./: [...]“, oder z.B.: „*nachdenklich* [...] 1.1 <nur attr.> ‚viel über alles nachdenkend‘ /auf Personen bez./: [...]“.

Die Phraseologismen werden – in Anlehnung an die Tradition des HWDG – am Ende des jeweiligen Wörterbuchartikels aufgelistet und erklärt. Sie nehmen „eine Sonderstellung ein, da sie als selbständige lexikalische Einheiten, als Mehrwortlexeme fungieren und meistens einem Vollverb oder Adverb entsprechen. Als selbständige lexikalische Einheiten können sie nicht Teil des Kontexts sein. Sie werden aus Raumgründen nur dem tragenden Wort der Wendung zugeordnet und hier am Ende des Wörterbuchartikels, außerhalb der Bedeutungsstruktur, abgehandelt“ (S. XIV).

Es sei noch eine wichtige Komponente der Lernerwörterbücher erwähnt: die Bilder. Man geht mit ihnen

bedauerlicherweise sehr sparsam um. Schon in der Kritik des LGDaF war dies ein sehr stark betontes Argument: Es sind zu wenig Bilder aufgenommen, obwohl Bilder eine sehr gute Ergänzung der Bedeutungserklärungen bilden können und sie in einem Lernerwörterbuch wirklich nicht fehlen sollten.

In solcher Kürze lassen sich selbstverständlich nicht alle lexikographisch relevanten Aspekte erfassen. Es handelt sich lediglich um eine Auswahl, um das Wörterbuch vorstellen zu können. Nach dieser ersten Analyse lässt sich sagen, dass das neue Lernerwörterbuch viele Innovationen verwirklicht hat, die sehr positiv sind. Einige Schwerpunkte der Lerner-

lexikographie wie Verständlichkeit der Sprache der Bedeutungsparaphrasen, Fülle, Gliederung und Darstellung der Informationen in der Mikrostruktur, Vorfindbarkeit der Derivate und Wörter mit trennbarem erstem Glied, somit die Benutzerfreundlichkeit der Zugriffstruktur werfen aber weiterhin solche Probleme auf, die – wie im Falle des LGDaF – zu weiterführenden Diskussionen und Darstellungsvorschlägen anregen können. Zum Schluss lässt sich jedoch sagen, dass dGWDF auf jeden Fall im Sprachunterricht unter der Leitung der Lehrer eingesetzt werden und in jeder Schulbibliothek präsent sein sollte.

Csilla Stockbauer (Budapest)

Knöfler, Markus/Plener, Peter/Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest 2000 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 35). 263 S.

Eine Sammlung von Symposionsbeiträgen ist selbstredend keine Literaturgeschichte. Die im vorliegenden Band vereinigten Referate einer Tagung aus dem Jahr 1998 offerieren aber doch einiges Diagnostische, was die literarischen Orientierungen und kanonverdächtigen Werke der jüngsten Vergangenheit anbetrifft, zumal ein Gutteil der hier behandelten Texte aus den 90er Jahren datiert.

„Wegmarken“ in bezug auf die österreichische Literatur der 80er und 90er Jahre verspricht eingangs Klaus Zeyringer. Auf knappem Raum kann natürlich vieles nur aufgelistet werden, wobei die Zuordnung bisweilen motivisch (Heimat, Beziehung), ein an-

dermal formal (Experiment, Drama, Lyrik) erfolgt. Nicht ganz gerechtfertigt scheint der hohe Stellenwert, der Walter Gronds Kollektivprojekt „Absolut Homer“ eingeräumt wird. Von einigen eindrucksvollen Beiträgen abgesehen ist dieses in erster Linie durch die Höhe der zu seiner Realisierung aufgewandten Mittel außergewöhnlich. Den Rest tat das Blendwerk des Beipacktextes (Gronds auf ziemlich wackeligen historischen Spekulationen aufbauender programmatischer Essay), der ein Millenniumswerk verspricht, das Anfang und Ende der Schriftkultur zusammenführt.

Eine kleine, durchwegs plausible Generationentypologie entwirft Bern-

hard Fetz unter der Rubrik „Die melancholische Generation“. Man könnte einwenden, daß dergleichen Generationenbezeichnungen zur Zeit üppig ins Kraut schießen, für diese Kategorisierung aber spricht, daß es unverkennbar neue Töne sind, die Fetz in Texten von Richard Obermayr, Bettina Galvagni und Kathrin Rögglä – sämtlich Angehörige der ersten vollends pop-sozialisierten Generation – hörbar macht. Texte einer anderen Generation sind Thema von Daniela Strigl: die Alterslyrik von Friederike Mayröcker, Ernst Jandl, Gerald Bisinger und Michael Guttenbrunner. In Form behutsamer und eingehender Interpretationen werden uns Gedichte „vom sich zu Ende schreibenden Leben“ (S. 45) nahe gebracht, sodaß der Leser nicht zu Unrecht den Eindruck gewinnt, er habe auch Wesentliches vom Lebenswerk der AutorInnen vermittelt bekommen. Versteinerungs-Allegorien in Geschichtsbildern des österreichischen Romans 1995 (Ransmayr, Menasse, Jelinek) macht Alexandra Millner auf höchst schlüssige Weise sprechend. Das Bild der Steinlandschaft präsentiert sich so eindringlich – wie das „Steinerne Meer“ (im leider nicht berücksichtigten) Roman von Clemens Eich – als „Sinnbild des Lebens“ und Randzone, „wo sich das Glück mit dem Irrsinn vereinigt.“ Attila Bombitz' engagierte Studie zum Werk Christoph Ransmayrs, „Die Welt als Meta-Morphisation“, verdeckt Erhellendes unter häufig sperrigen syntaktischen Konstruktionen und einer überstrapazierten Terminologie. Man weiß etwa nicht, was es bedeuten soll, daß „Bering auch die Dissemination der Liebe erkennt“

(S. 85). Da tummelt sich manch Wortgeklingel; auch daß Ambras und „embrasser“ zu assoziieren sind (vgl. S. 89), wird z.B. nicht richtig einleuchtend. Erfrischend hingegen ist die Schilderung der Abenteuer eines Übersetzers in Lajos Adamiks Beitrag „Mit Ransmayr in Straelen“.

Das Prinzip der Umkehrung und Retardation als Erzähltechnik in Menasses „Selige Zeiten, brüchige Welt“ analysiert Márta Horváth auf sehr plausible Weise, auf 5 ½ Seiten rollt sie in wohlthuender Aussparung postmoderner Rede das Wesentliche der Poetik des Romans aus. Zwei Beiträge widmen sich Werner Kofler, was angesichts seiner bisherigen und angesichts seines literarischen Ranges als geradezu spärlich zu bezeichnenden Rezeption mehr als gerechtfertigt ist. Auf prägnante Weise geht Edit Király den „Metaphern des Schreibens“ nach und macht die Poeto-Logik koflerscher Texte transparent. Klaus Amann verfertigt ein gerundetes Bild dieses Autors, seines Werkes und seiner Positionierung im literarischen Leben. Thomas Eder versteht es immer wieder, zur sogenannten „avantgardistischen“ Literatur mit einem „Schuhlöffel zum Hineinrutschen“ einen Zugang zu bieten, der einen gewinnbringenden und vergnüglichen Nachvollzug garantiert. So auch in seinen Ausführungen zu F. J. Czernins „Franz und Anna“ sowie Franzobels „Böselkraut & Ferdinand“. Auf ähnliche Weise macht Karl Wagner Handke zugänglich, im konkreten Fall dessen Prosa „In einer dunklen Nacht ging ich aus meinem stillen Haus“. Indem er die verschiedenen Textschichten des Ro-

mans analysiert, unterscheidet sich Wagner wohltuend von manchem Jünger der sogenannten „Handke-Gemeinde“, der die Texte des Meisters gestisch verdoppelt und weiter enigmatisiert.

Den Un-Lust-Effekt, dessen prosaische Gründe und poetische Erscheinungsformen wie Witz und Karnevalisierung, rekonstruiert Konstanze Fliedl in Texten von Jelinek und Streeuwitz. Die Diagnose scheint unstrittig, und Fliedls Darstellung ist höchst überzeugend. Letzteres gilt auch für Juliane Vogels Interpretation von Jelineks „Sportstück“, die dem Leser manches Aha-Erlebnis beschert. Einen interessanten motivgeschichtlichen Aspekt behandelt Clemens Ruthner, indem er den „VampirInnen in der (österreichischen) Gegenwartsliteratur“ nachspürt. Er bringt nicht nur viel Spannendes zur Motivtradition ein, sondern geht auch detailliert den aktuellen Gestaltungsvarianten bei Jelinek, Muschg, Bachmann und Barbara Neuwirth nach. Die Parallelen zwischen Kleist und Josef Winkler, die Dániel Lányi sieht, wirken ziemlich konstruiert. Sie lassen sich wohl nur behaupten, wenn man einen eher groben Vergleich einiger Konstellationen anstellt und sämtliche bisher vorliegenden Studien zu Kleist und Winkler außer Acht läßt. Daß das thematische Zentrum in den meisten Kleistschen Werken „vom versuchten, geschehenen oder gefürchteten Beischlaf gebildet“ wird (S. 209), klingt über Gebühr psychanalytisch simplifizierend. Eine eingehende Untersuchung zur Poetik der Krimis von Wolf Haas war längst überfällig, Peter Plener hat mit

seiner erhellenden Studie „Der Tor und der Knochenmann“ zahlreichen Haas-Lesern sicher eine große Freude bereitet. Ähnliches leistet Robert Pichl für Haslingers „Opernball“. Er zeigt differenziert, daß dessen Konstruktion weit subtiler ist als manches Feuilleton-Urteil darüber.

„Holz oder Urteil fällen“ übertitelt Edit Kovács die Analyse des Erzählgestus in Bernhards „Holzfällen“, in der stringent nachgezeichnet wird, wie die Gerichtssprache und die juridischen Denk- und Argumentationsweisen den narrativen Diskurs Bernhards durchziehen und prägen. Ein interessantes Genre hat Ralf G. Bogner zum Gegenstand stilkritischer Ausführungen gemacht, nämlich die Nachrufe Artmanns, Jelineks und G. Roths auf Thomas Bernhard. Es ist über Erwarten aufschlußreich zu erfahren, was diese Texte an Charakterisierungen nicht nur des Abgelebten transportieren.

Sieht man von den Beiträgen von Fetz und Plener ab, bietet der Band keinen besonders weiten Blick auf die gegenwärtige österreichische Literaturszene. Er trägt vielmehr vornehmlich dazu bei, einen beachtlichen Teil des unbestrittenen literarischen Höhenkamms noch ein Stück höher zu machen. Das soll nicht kritisch eingewendet werden, denn Arbeit am Kanon ist alles andere denn ein Vergehen, und die entsprechenden Texte empfehlen sich aus guten Gründen. Man hätte sich unter diesem Titel aber auch ein wenig mehr Pfadfindung im noch ungesicherten literarischen Terrain vorstellen können.

Günther A. Höfler (Graz)

Linck, Dirck; Popp, Wolfgang; Runte, Annette (Hg.): *Erinnern und Wiederentdecken. Tabuisierung und Enttabuisierung der männlichen und weiblichen Homosexualität in Wissenschaft und Kritik*. Berlin: Verlag rosa Winkel, 1999 (= *Homosexualität und Literatur* 12). 416 S.

Der Forschungsbereich „Homosexualität und Literatur“ der Universität Siegen widmete sein 8. internationales Kolloquium im Jahre 1997 dem Thema „Erinnern und Wiederentdecken“. Damit sollten Autorinnen und Autoren im Mittelpunkt stehen, die „wegen ihrer abweichenden Geschlechtsidentität und/oder wegen der Thematisierung des tabuisierten homosexuellen Begehrens [...] ignoriert oder folgenreich kritisiert wurden“ (S. 10). Behandelt wurde auf der Tagung auch die „Entstehung und Entwicklung einer lesbischen und schwulen Literaturgeschichtsschreibung sowie einer homosexuellen Ästhetik im Spannungsfeld zwischen heterosexueller Leitkultur und Marginalisierungserfahrung“ (ebd).

Nachdem einige Konferenzvorträge bereits in der Zeitschrift „FORUM Homosexualität und Literatur“ veröffentlicht wurden, liegen im nun zu besprechenden Band insgesamt 15 Beiträge vor, die drei Themenkomplexen zugeordnet sind: Konflikte zwischen den Ordnungssystemen der Majorität und minoritärer Kulturproduktion, Werke einzelner Autorinnen und Autoren sowie die „Provokation der Homosexualität“ für die tradierte Geschlechterordnung. Die Beiträge variieren in Epochen- und Autorenwahl: der Zeitumfang reicht vom Spätmittelalter über das 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, das geographische

Spektrum von Japan über Europa bis in die USA. Neben bekannten Schriftstellern wie Alfred Döblin, Thomas Mann oder Hans Henny Jahnn werden auch Werke von bisher kaum untersuchten Autorinnen wie Margriet de Moor oder Annemarie Schwarzenbach behandelt. Eine Studie über Nijinsky, „den Gott des Tanzes als Clown Gottes“ (S. 319), ergänzt die Auseinandersetzung mit literarischen Texten. Im folgenden möchte ich auf einige Aufsätze mit germanistischem Bezug eingehen.

Eröffnet wird der Band mit einer rezeptionshistorischen Untersuchung von Sven Limbeck: „Plautus in der Knabenschule. Zur Eliminierung homosexueller Inhalte in deutschen Plautusübersetzungen der frühen Neuzeit“. An zahlreichen Beispielen wird veranschaulicht, wie homosexuelle Inhalte in Plautus' Werken, Jahrhunderte später, durch seine deutschen Übersetzer (Albrecht von Eyb, Jonas Bitner u.a.) eliminiert, neutralisiert oder uminterpretiert wurden. Als Mittel dazu führt der Autor neben der Tilgung erotischer Elemente (oder ganzer Passagen) sowie der Schaffung neuer Kontexte auch die Umwertung von Vorlagen (etwa die Heterosexualisierung griechischer Mythen), bewusste Fehlübersetzungen und die Auflösung von Doppeldeutigkeiten an. Es betraf sowohl die expliziten Benennungen als auch die bloßen

Andeutungen. Besonders interessant ist Limbecks Befund, dass eine Rezeption des Themas in lateinischer Sprache und die Reflexion darüber (Glossierung) durchaus möglich war, nur die Behandlung auf Deutsch galt als unangemessen. Der Autor betrachtet diese Übersetzungspraxis als Teil der Abnahme der Rede von Homosexuellen in bestimmten Diskursfeldern dieser Epoche, weist aber gleichzeitig auf die Entwicklung des entsprechenden Vokabulars in anderen Kommunikationsbereichen hin.

Wichtige Überlegungen zur Gesamthematik sind im historischen Überblick von Dirck Linck enthalten („Welches Vergessen erinnere ich? Zum Umgang der aufklärerischen Ästhetik mit einem Tabu“). Den Grund für die Tabuisierung der Männerliebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts sieht er in der Verbindung der ästhetischen Rede mit ethischen Normen. Linck zeigt, wie neben der „Moralisierung der Literatur“ auch „das bürgerliche Bedürfnis nach Durchrationalisierung der Gesellschaft“ zum „natürlichen Wegrücken des Sexuellen und Kreatürlichen“ beitrug (S. 81). Als Ergebnis wurde „der zwecklose sodomitische Akt“ zum Tabu, „weil er Natur und Vernunft insgesamt negierte“ (S. 84). Unter diesen Umständen waren auch literarische Darstellungen undenkbar. Erst als die „gesellschaftliche Rede und die ästhetische Rede“ als etwas „fundamental verschiedenes“ betrachtet wurden, war es wieder möglich, Homosexualität zu literarisieren: es zeichneten sich „ästhetische Alternativen zu einer homosexuellen Emanzipationsliteratur“ ab (S. 97). Im gan-

zen Beitrag ist das Misstrauen des Autors einer normierenden Emanzipation gegenüber zu spüren, womit auch der implizite Bezug zur gegenwärtigen Schwulenpolitik hergestellt wird.

In einem thematisch verwandten Aufsatz „Freundschaftsdämmerung: Johannes Müller, Sigismund Wiese, Friedrich Ramdohr und Heinrich Hößli“ begibt sich Robert Tobin auf ein heikles Terrain, indem er nach homoerotischen Elementen in der Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts sucht. Während die Mainstream-Germanistik eine „Homosexualisierung“ der Epoche ablehnt und an den sturm- und drängerischen Ethos, die leidenschaftliche Sprache des Freundschaftskultes appelliert, versuchen von Zeit zu Zeit „Provokateure“, Goethe und seine Zeit zu „outen“. Um beiden Extrempositionen zu entgehen, versteht Tobin Sexualität als „das tabuisierte Zentrum der Freundschaft“ im 18. Jahrhundert, das „nicht angetastet werden durfte, aber trotzdem präsent und zentral war“ (S. 209). Die Skandale um Autoren, wie den Historiker Müller, so Tobin, seien gerade mit dem Tabubruch, mit der in seinen Texten durchaus präsenten, sexuell interpretierten „Männerliebe“ zu erklären. Müllers Briefe waren seinerzeit skandalös, weil seine Zeitgenossen von der sexualisierten Art der Freundschaft wussten. Solche Skandale hörten mit der Zeit auf, weil um 1800 herum „eine allmähliche Austreibung der Sexualität“ aus der Freundschaft begonnen haben soll. Die Freundschaft wurde „langweilig, sie war nicht mehr heilig, nicht mehr Tabu“ (S. 196). Nach der

Trennung von Freundschaft und Liebe „konnte die Freundschaft nicht mehr schockieren; nur noch die Homosexualität vermag das“, und „als die Männerfreundschaft entsexualisiert wurde, wurde die heterosexuelle Freundschaft lebendig“ (S. 215-16).

Marita Keilson-Lauritz, befasst sich in ihrem Beitrag „Der schwule Kanon hinter der Tapete oder: Die eigene Literaturgeschichte als Provokation“ mit den Anfängen schwuler Literaturkritik und Literaturgeschichtsschreibung während der Kaiserzeit und der Weimarer Republik. Nach der Erläuterung der Relevanz des Literarischen für die erste Schwulenbewegung analysiert die Autorin die Belege in der Zeitschrift „Der Eigene“ und im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“, ferner die ersten Anthologien und motivhistorischen Darstellungen. Gleichzeitig macht sie auf die Rolle des (schwulen) Publikums und der Rezeption aufmerksam, zu der sie auch die damaligen Literaturkritiker als „offizielle schwule Leser“ zählt. Sie plädiert für eine „schwule Literaturgeschichte, die sich selbst als ein Kommunikationsprozeß wahrnimmt, in dem die Dinge – die Texte, die Autoren und die Leser – in einem lebendigen Zusammenhang stehen“ (S. 190). Eine Auffassung, die mit den Zielsetzungen literatursemiotischer Ansätze durchaus übereinstimmt.

Ein bisher kaum erforschtes Zeitalter und Textkorpus behandelt Christian Klein unter dem Titel „Daß Du mir nicht nach Mädchen riechst...“ Neuauflagen und Neuerscheinungen homoerotischer Literatur in Deutschland und in der Schweiz zwischen

1933 und 1945“. Der Autor versucht, in Texten aus einer Zeit verschärfter Verfolgung homoerotische Elemente und Kodierungsstrategien zu identifizieren. Unter den „Signalen auf Homosexualität“ aus Text und Kontext führt er die Anspielungen, die intertextuellen Bezüge, den Antiken-Rekurs auf, ferner die sexualisierte Beschreibung von Landschaften und Gegenständen sowie die Gattungswahl Landsknechtsromanze, Rollengedicht). Etwas unsicher wird diese Interpretation, wie Klein selbst bemerkt, dadurch, dass die Grenze zwischen homosexuellem Begehren und asexueller Kameradschaft ziemlich unscharf ist. Als Konklusion stellt er fest, dass nicht jede Beschäftigung mit homosexuellen Themen während der NS-Zeit verboten war (S. 148).

„Warum es sinnvoll und notwendig ist, die Lesbenliteratur zu kanonisieren?“ fragt Christoph Lorey in seinem „Beitrag zur Neuorientierung der deutschen Literaturgeschichtsschreibung“. Er erkennt nicht nur die Machtbezogenheit, sondern auch die „Widersprüchlichkeit und Polyvalenz der Kanonizität“, die durch gleichzeitige „Ausgrenzung und Integration“ zustandekommt (S. 156). Die Aufgabe sieht er deshalb nicht in der Auflösung des Kanons, sondern in der Bemühung, darin einen entsprechenden Platz für die Texte lesbischer Autorinnen zu finden. Damit widerspricht Lorey den aktuellen Trends, die geschlechtliche Identitätsprägungen und jegliche Festlegungen, wie die Kanonbildung selbst, ablehnen. Nach einem Überblick über die Entwicklung der gleichgeschlechtlichen Liebe zwi-

schen Frauen als Thema der deutschsprachigen Literatur (mit Ausblick auf den sozialen Kontext, die relevanten Periodika, die literarisierten Themen und ihre Darstellungstechniken), formuliert er das Ziel der Kanonisierung lesbischer Literatur: die Eingliederung dieser Werke „in das soziale Funktionsprogramm der Schulen und Universitäten“ in das Programm, „das den Zugang zur Literatur und dadurch zum ‚kulturellen Kapital‘ reguliert“ (S. 164).

Insgesamt leistet das Buch einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung dieses Forschungsgebietes. Zum einen werden kaum berücksichtigte oder längst vergessene Autoren

sowie ihre Texte ans Licht gebracht, zum anderen verhilft der Aspekt der Tabuisierung und Enttabuisierung, die Sensibilisierung für Kodierungsstrategien zum differenzierteren Umgang auch mit bereits erforschten Epochen und Themen. Der Einbezug einschlägiger Praxen wie die Übersetzung oder Kanonisierung ist ebenfalls zu begrüßen.

Es bleibt dem Rezensenten, den Mitarbeiterinnen bei der Erhaltung und Weiterentwicklung des Forschungs- und Lehrgebietes weiterhin viel Glück und Erfolg zu wünschen.

Mihály Riszovannij (Berlin)

Löser, Philipp: Mediensimulation als Schreibstrategie: Film, Mündlichkeit und Hypertext in postmoderner Literatur. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1999 (= Palaestra: Untersuchungen aus der deutschen und skandinavischen Philologie 308). 282 S.

Mit Hinblick auf den heutigen Stand der theoretischen Diskussion über die miteinander rivalisierenden Medien des 20. Jahrhunderts kann die Aktualität von Philipp Löser's Arbeit – die 1997 von der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen als Dissertation angenommen wurde – kaum bezweifelt werden. Die hier zum Ausgangspunkt erhobene Konfliktlage, in die das Medium Schrift – und demzufolge die Praxis des literarischen Schreibens – durch Konfrontation mit anderen Kommunikationstechnologien gerät, ist in der Fachliteratur schon mehrmals diagnostiziert worden. Die Besonderheit des vorliegenden Buches besteht nicht in der Themenwahl der

Medienverhältnisse selbst, sondern im Stellenwert, der den Kommunikationstechnologien in der Gestaltung von literarischem Schreiben zugeschrieben wird. Das zeigt sich schon anhand der Grundüberlegungen und Ausgangshypothesen, die in der Einleitung klar vorgestellt werden.

Löser's Studie setzt sich kritisch mit der Rede von einem Mediendeterminismus auseinander, derzufolge als einzige Auflösungsmöglichkeit der medialen Konfliktlage die Auflösung des literarischen Schreibens selbst und der Untergang der alten Kommunikationstechnologie der Schrift zu erwarten wären. Statt dessen wird hier die These vertreten, daß die Praxis des

Schreibens imstande ist, durch den Einsatz verschiedenster Mechanismen oder Strategien sich zu erneuern und das Medium der Schrift vor dem Einfluß anderer Kommunikationstechnologien zu beschützen. Demzufolge ist die Erschöpfung der Literatur oder der tatsächliche Übergang zu neuen Medien nicht zu fürchten. Zwar wird hier also den Medien eine Gestaltungskraft bezüglich der Organisation menschlicher Sinneserwartungen und kultureller Praktiken nicht abgesprochen, diese Gestaltungskraft wird aber nicht als etwas Absolutes gesetzt, eher mit der von Metaphern verglichen. „Wie Metaphern sind auch Medien in der Lage, Wirklichkeitsbereiche in spezifischer Weise vorzustrukturieren und auf diese Weise Komplexität einzuschränken bzw. Orientierungshilfe zu leisten. Dabei haben sie aber nichts Zwingendes: Sie können manipuliert, uminterpretiert oder gewichtet werden“ (S. 13).

Wie sich schon am Titel ablesen läßt, wird dieses Buch einer besonderen Gruppe der Schreibstrategien gewidmet: der Mediensimulation. Dabei soll es um einen virtuellen Medienwechsel gehen, d.h. um die Vortäuschung von Eigenschaften der rivalisierenden Kommunikationstechnologien in dem alten Medium der Schrift selbst, damit „die kompromittierte oder problematisierte kulturelle Praxis des Schreibens dezentriert und neu formiert werden kann“ (S. 11). Die Möglichkeit einer solchen Strategie ergibt sich aus der schon erwähnten Auffassung von Medien als Metaphern. Demzufolge ist die Funktion einer Kommu-

nikationstechnologie nicht in ihrer empirischen Gegebenheit begründet, sondern in den jeweiligen Konzeptualisierungen, die über das jeweilige Medium existieren. Aufgrund dieser These kann Löser behaupten: „Die metaphorische Rede vom Medium als Metapher wird in Teilbereichen der Literatur buchstäblich [...]. Die Vorstellungen, die ein Text sich von den Eigenschaften und Folgen von Hypertext, Oralität o.ä. macht, werden metaphorisch genutzt, um den Bereich der Schrift umzustrukturieren“ (S. 14).

Obwohl der Gebrauch des Begriffs-paars ‚modern‘ – ‚postmodern‘ in dieser Studie unproblematisiert bleibt, kann er als vorläufige Bezeichnung der behandelten Problematik akzeptiert werden. Wie der Autor mehrmals artikuliert, steht eine Spaltung zwischen ‚Schrift‘ und ‚Schreiben‘ im Zentrum der Modernität. Mit ‚Schrift‘ verbinden sich – in Ablehnung von Derridas ‚Schrift‘-Begriff – Einschätzungen wie ‚Zentralisierung‘, ‚Homogenisierung‘, ‚Totalisierung‘ oder ‚Vereinheitlichung‘ im Zeichen des Logozentrismus und der Konventionen der Gutenberg-Galaxis (McLuhan). ‚Schreiben‘ dagegen verweist auf die Selbstbezüglichkeit und strikte Differentialität der symbolischen Ordnung, die jede feste Bedeutungskonstitution untersagt und zur Zerstörung aller Fiktionen von ‚Subjekt‘, ‚Seele‘, ‚Autor‘ oder eben von ‚Wahrheit‘ und ‚Welt‘ führt. Über die Postmodernität wird dagegen behauptet, dass sie diese Problematik von Schrift und Schreiben immer auf einen der Pole hin aufzulösen versucht. Es wird also ent-

weder „die Sicherheit alter Werte“ oder „die neu erkannte Relativität und Differentialität von Erfahrung und Sprachsystemen“ bevorzugt (S. 217). Diese Bipolarität lässt das moderne Dilemma vielleicht schematisch zu vereinfacht erscheinen, doch Lösers Arbeit beweist, dass die eigentliche Entscheidung durch eine Pluralität unterschiedlicher Konzeptualisierungen getroffen werden kann.

Mit der Auswahl der Schriften von Thomas Bernhard, Italo Calvino, Rainald Goetz, Andreas Okopenko, Georges Perec und Botho Strauß erstrebt Löser keine Vollständigkeit. Die kleinen Textausschnitte gelten als Beispiele, an denen die verschiedenen Strategien der Mediensimulation anschaulich gemacht werden sollen. Zugunsten der Darstellung umfassen der Tendenzen hinter den einzelnen Schreibstrategien, d.h. eines Dilemmas der Entscheidung zwischen den beiden erwählten Polen, wird sogar auf eine vollständige Typologisierung der möglichen Mechanismen verzichtet.

Der Verfasser versucht seinem Gegenstand durch einen doppelten methodologischen Ansatz gerecht zu werden. Einerseits greift er bei der Interpretation der Textausschnitte auf textanalytische und hermeneutische Methoden zurück. Andererseits werden medientheoretische und mediensoziologische Überlegungen miteinbezogen, damit die einzelnen Lektüren in allgemeinere Muster genauer eingeordnet werden können.

Die vier thematisierten Kommunikationstechnologien werden in einzelnen Kapiteln behandelt. Die Arbeit setzt mit den Überlegungen zum Film ein. Anhand von Textbeispielen aus

„Paare, Passanten“ und „Der junge Mann“ von Strauß, „Wenn ein Reisender in einer Winternacht“ von Calvino, bzw. „Irre“ von Goetz werden hier vier Typen von Filmsimulation identifiziert und herausgearbeitet: (1) die Unmittelbarkeit des Films; (2) Montage als Adaptation; (3) Metafiktionen des Films; (4) Gedächtniskino. Daran schließt sich ein Kapitel über Schrift an, in dem die Vorstellungen präsentiert werden, die literarische Texte sich über die Niederschrift von Buchstabenfolgen auf Papier oder das Endprodukt Buch machen. Das dritte Kapitel über Mündlichkeit analysiert verschiedene Texte von Strauß bzw. Bernhard, während das Hypertext-Kapitel „Beginnlosigkeit“ von Strauß, einige wirkliche Hypertexte und die Gattung des ‚Lexikon-Romans‘ behandelt. Das letzte Kapitel kehrt die Richtung der Untersuchungen um, indem hier die Möglichkeiten der Simulation einer neuen Form von Schrift in Computertechnik thematisiert werden.

Am Ende der Analyse werden keine weitgehenden Konsequenzen hinsichtlich einer endgültigen Lösung der modernen Problematik oder der Zukunft der Literatur gezogen. Im Sinne von ‚conceptual relativism‘ lässt sich nämlich keine von den postmodernen Strategien als *die* Erfolgreichste bevorzugen. Die angewandten Mechanismen einer Mediensimulation können nur scheinbare Lösungen finden, die immer nur mögliche Konzeptualisierungen bleiben müssen.

Andrea Némédi (Szeged)

Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller (zwischen) zwei Kulturen: Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdt. Kulturwerk 1999. 412 S.

„Liebe zum Detail“ ist das erste Urteil, das sich nach der Durchsicht dieses Buches einstellt. Altbekanntes erscheint aus der Sicht der natürlicherweise deutschlandzentrierten Germanistik im neuen Licht, Nie- oder Seltengehörtes stört beruhigend in Form von rund 30 Beiträgen die kanonisierte Ordnung der deutschsprachigen Literatur. Das Spektrum ist breit; an dieser Stelle kann nur auf einiges eingegangen werden:

Lenaus Verhältnis zur ungarischen Sprache und Kultur schildert Antal Mádl in einer gelungenen Mischung aus Verallgemeinerung und positivistischer Detailbeobachtung. Literatursoziologischer Prägung ist der mit vielen literaturgeschichtlichen Hinweisen versehene Beitrag von László Tarnói über die deutschsprachige Literatur der ungarischen Hauptstadt zwischen 1790 und 1810. József Grundl untersucht das kulturell, psychologisch sowie auch politisch interessante Verhältnis des Dichterehepaares Bamberg-Batsányi zur eigenen Muttersprache wie zur Sprache und Kultur des Ehepartners. Anton Janko beschäftigt sich mit Leben und Werk des leider vergessenen deutschschreibenden slowenischen Dichters Johann Anton Suppantšič und zeigt, daß Sprache und nationale Identität in der behandelten Epoche durchaus verschieden sein konnten. Daß die Grenzen zwischen den verschiedenen Identitäten früher einen ganz anderen Stellenwert

hatten, als es uns aus heutiger Perspektive erscheinen will, zeigen auch die Beiträge von Szabolcs Boronkai (über Moritz Kolbenheyer) und Mira Miladinović-Zalaznik (über Carl Alexander Ulleppitsch).

Über viele mehr oder weniger unberechtigt vergessene Dichter bietet der Sammelband zahlreiche Beiträge. Eduard Schneider (München) schreibt über den Banater Willy Stepper-Tristis, George Guțu (Bukarest) würdigt Georg von Drozdowskis interkulturell-poetische Leistung, Maria Berceanu (Temeswar) nimmt die Banater Dichterin Hilde Martini-Striegl unter die Lupe, András Balogh den Banater Avantgarde-Dichter Franz Liebhard. Die Liste ließe sich fortsetzen, aber auch aus dem bisher Gesagten geht eindeutig hervor: dieses Buch lässt sich als eine Art von „kommentiertem Nachschlagewerk“ lesen.

Das umfangreiche Personenregister dient auch zur Orientierung auf einem Randgebiet der deutschen Literatur. Wichtige Vertreter osteuropäischer Nationalliteraturen werden aus der Sicht der Germanistik in ein neues Licht gestellt, z.B. in der Studie von Katalin Hegedűs-Kovačević über den Begründer der serbischen Moderne Todor Manojlović. Auch Franz Hutterer stellt einen bedeutenden serbischen Autor, Alexander Tišma, aus der Sicht seiner Zweisprachigkeit vor. Zeitgenössischen Autoren widmen sich Michael Markel (Oskar Pastior),

Neva Šlibar (György Sebestyén), Imre Kurdi (Márton Kalász), Mária Kajtár (Péter Nádas), Julianna Wernitzer (Péter Esterházy) und Peter Motzan (György Dalos). Eine große Lücke schließt die Studie von Irmgard Ackermann (München) über den Beitrag ungarischer Autoren zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Sehr nützlich sind die diesem Text nachgestellten „Bio-bibliographischen Angaben zu den angeführten Gegenwartsaufgebern“ (S. 329 ff.). Vergleiche bieten Dagmar Košťálová (Ivan Krasko und Hofmannsthal) und Zoltán Szendi (Kálmán Mikszáth und Ödön von Horváth). Dem Phänomen der Zweisprachigkeit mehrerer Generationen sind die Studien von Ferenc Szász (Sprachgebrauch ungarischer Literaten zwischen 1848 und 1918)

Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie. Hg. v. Martin Huber und Gerhard Lauer. Tübingen: Niemeyer 2000. 626 S.

Seit den 80er Jahren ist der Impuls zur theoretischen und methodologischen Präzisierung einer nicht-reduktiven Sozialgeschichte der Literatur sichtlich erlahmt. Neuere Paradigmen einer kulturwissenschaftlichen Kontextualisierung von Literatur haben die gesellschaftsgeschichtlich orientierten Vermittlungsversuche von Sozialsystem und Symbolsystem abgelöst. Für das vielbeschriebene ‚Scheitern‘ des Projekts, das die erkennbar disparaten Bände von „Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur“ anzeigen, gibt

und Péter Varga (Sprache und Identität der osteuropäischen Juden) gewidmet.

Deutsche Literatur mit ostmitteleuropäischen Wurzeln. Es gab sie und es gibt sie noch; sie ist aber alles andere als einheitlich. – Das ist das Wichtigste, was sich beim Leser herauskristallisiert. Vollständigkeit zu erwarten wäre sicher verfehlt; am Ende dennoch ein kritischer Hinweis: Ein grosser (auch) ungarischer Dichter, der zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen lebte und als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller den Büchner-Preis erhielt: Tábory György alias George Tábory wird in diesem Band nur zweimal kurz erwähnt.

László Kovács (Székesfehérvár)

es Gründe: den eminenten Komplexitätszuwachs disziplinären und interdisziplinären Wissens, der nicht allein die Überprüfbarkeit des Vermittlungspostulats von Text und Kontext in Frage stellt. Zumindest greift ein Komplexitätsbewußtsein Platz, das sich gleich vorab lieber bescheidet. Und eine Form dieser Bescheidung besteht darin, Theorie zu rekonstruieren oder, sagen wir, Systemtheorie der Literatur zu betreiben, um sich auf soweit gesichertem Terrain zu bewegen.

Von derartiger Komplexitätsreduk-

tion will sich der vorliegende Sammelband freihalten, wenn er sich auf die aktualisierende Fortschreibung der älteren Problemstellung versteht. Er will deren Verdienste mit neueren disziplinären Entwicklungen auf vier Feldern verbinden: den Medien, den Geschichts- und Humanwissenschaften und der Theorieentwicklung. Die Herausgeber leiten daraus ein ‚Forschungsprogramm der Literaturwissenschaft‘ ab, das sich auf die Psychologie, die Neurowissenschaften und die Biologie ebenso ausweitet wie auf die „Cultural Studies“ und die ‚härteren‘ Naturwissenschaften samt Mathematik. Gespannt greift man deshalb nach einem Band, der eine ambitionierte Modellierung auf dem neuesten Theorie- und Wissensstand verspricht, um mit der „Modernisierung der Sozialgeschichte der Literatur“ (S. 8) eine „produktive Chance literaturwissenschaftlicher Umorientierung“ (S. 11) zu erschließen. Zu sichten bleibt, ob daraus *methodische* Perspektiven erwachsen.

Gerade in dieser Hinsicht verhalten sich die Beiträge jenseits von Diagnose und Postulat eher zurückhaltend. Das Divergieren in ganz verschiedene Richtungen (Gedächtnistheorie, Hirnforschung, Wissens- und Medienkompetenztheorie, Germanistikgeschichte im Nationalsozialismus, Physiognomik, britischem Film und vieles andere mehr) scheint freilich auch dem Sachverhalt geschuldet, daß es sich um eine (explizit so nicht ausgewiesene) Festschrift für die geehrten Wolfgang Frühwald und Georg Jäger handelt. Sondert man

die in drei Rubriken versammelten Beiträge (I. ‚Anthropologie/Semiotik‘, II. ‚Sozialsystem/Symbolsystem‘, III. ‚Wissen/Kultur/Medien‘) nach ihrer methodologischen Profilierung, so ergeben sich wenige textbezogene Perspektiven, an die das alte Vermittlungsproblem von Symbolsystem und Sozialsystem für eine differenzierte Ausarbeitung anschließen könnte. In jedem Fall kommt mit Ausnahme des Beitrags von Jan-Dirk Müller zu einer „Mediävistischen Kulturwissenschaft“ kaum mehr die uneingelöste, wie mir scheint aber zentrale Konzeption einer ‚Sozialgeschichte im Text‘ (Schönert) zu Wort: eine sozialgeschichtliche Betrachtung also, die die historische Vermitteltheit eben auch an der Form der Texte nachweist. Die Idee scheint insofern aus den Augen geraten zu sein, als die alte Polemik der Sozialgeschichte gegen die ‚Werkimmanenz‘ seit Anfang der 70er Jahre fortbesteht.

Dem „Versprechen der Sozialgeschichte (der Literatur)“ widmen sich die höchst aufschlußreichen Beobachtungen Jürgen Fohrmanns, die das Projekt nicht nur dekonstruieren, sondern auch dessen Unabgeholtes auf ein Programm hin öffnen. Fohrmann hebt auf das grundsätzliche Problem ab, das aus der Möglichkeit einer wechselseitigen Paradoxierung von Text und (pluralisierenden) Kontext(en) resultiert. Er macht so auf eine zentrale Schwierigkeit aufmerksam, die von der Sozialgeschichte der Literatur überraschenderweise selbst gar nicht recht reflektiert worden sei. Nicht nur der Text ist ja, Einsichten

des Poststrukturalismus zufolge, kaum mehr als kategoriale Größe zu beschreiben, sondern Ähnliches gilt auch für ‚die‘ Gesellschaft und deren ‚Erreichbarkeit‘ (so nach einem einschlägigen Titel von Peter Fuchs). Eine systemtheoretisch ausgerichtete Literaturwissenschaft habe deshalb die „Interessiertheit“ der Sozialgeschichte beerbt. Das Bewußtsein aber von der Unhintergebarkeit des historischen Aprioris der älteren Sozialgeschichte sei demgegenüber wiederum fruchtbar zu machen: anzugehen in einer diskursanalytischen Perspektive, die den historischen (sozialen) Ort ins Zentrum rückt, an dem die „Äußerungen in ihrer Figuration entstehen und hier das erste Mal in Wirkung treten, gekoppelt mit den Voraussetzungen (etwa: medialer Art), die *diese Form* der Äußerungen möglich gemacht haben“ (S. 112). Eine solcherart konstellative Lektüre sozialer Ereignisse *in* Texten zielt mit dem Programm einer „historische[n] Rhetorik der Kultur“ (S. 112) auf den Kompetenzkern einer „Philologie der Sozialgeschichte“ (S. 110).

Auf hohem Reflexionsstand mit unterschiedlich überraschenden Vorschlägen bzw. Problematisierungen einer Möglichkeiten der Sozialgeschichte bewegen sich zahlreiche Beiträge des Bandes. Hervorgehoben werden können davon nur wenige. Im Rekurs auf die eigenen Forschungsergebnisse postuliert Claus-Michael Ort die „Aktualität“ der „Sozialgeschichte“ als Herausforderung der Literaturwissenschaft“. Bemerkenswert sind seine Überlegungen zur Anwendbarkeit auf die ‚vor-autonome‘

Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, wobei zur Rekonstruktion ‚sozialer Interaktionsmedien‘ (Parsons) wie ‚Geld‘, ‚Macht‘ usw. das Habitus-Konzept Bourdieus der Prüfung anempfohlen wird. Ort stellt die (unbeantwortete) Frage, unter welchen Umständen welche Literatur für welche (politischen, religiösen, pädagogischen, moraldidaktischen) Diskurse und ihre sozialen Herkunftssysteme nicht nur die Funktion eines zusätzlichen Verbreitungsmediums, sondern auch eines ‚Erfolgsmediums‘ (etwa in einer neuen Dramenform) erfüllt (S. 126).

Praktisch demonstriert werden ‚Austauschbeziehungen‘ zwischen den Disziplinen von Rainer Kolk („Literatur, Wissenschaft, Erziehung“) am Erziehungsdiskurs bei Hesse und der literaturreferentiellen Kontrafaktur in Robert Walsers „Jakob von Gunten“ (die so das Literarisierungspotential nicht-literarischer Diskurse beleuchtet). Eine Ahnung von den Schwierigkeiten einer nicht-reduktiven Sozialgeschichte der Literatur vermittelt die Rekonstruktion der Wissensvoraussetzungen zum historisch angemessenen Verständnis eines einzigen Satzes aus Thomas Manns „Buddenbrooks“, die der Beitrag von Fotis Jannidis unternimmt („Literarisches Wissen und Cultural Studies“): Ernst genommen, so sieht man ein, wird jede annähernd genaue Ermittlung allein des positiven Wissens selbst bei kleinsten Texteinheiten schlicht zum Darstellungsproblem. Die „Cultural Studies“ und ihr programmatischer Eklektizismus sollen deshalb eine Rahmentheorie als „Suchraster für

Textphänomene“ (S. 355) in Verbindung mit sozialen Praktiken zur Konstruktion des Autor- und Leserbildes durch die kommunikativen Mittel des Texts bereitstellen. Erschließend ist der Ansatz, wenn er linguistische Modelle der kognitiven Sprachverarbeitung (Präsuppositionen, konversationelle Implikaturen) auf die Abduktion nach Peirce überträgt. Relevant ist dies für die Vermittlung von Weltwissen und Textwissen, weil es sich eben nicht um logische Schlüsse handelt, sondern um *Interpretationen*, die mit Lücken und Leerstellen rechnen müssen; und die werden vom Leser eben individuell gefüllt. Eine Rahmentheorie der ‚kulturellen Produktion subjektiver Formen‘ (S. 351) stellen nun gerade die „Cultural Studies“ bereit: die Sammelbezeichnung für eine narratologische und semiotisch operierende Interpretationstätigkeit bei unterstellter politischer Relevanz im agonalen Aushandeln von Bedeutungen durch Dissens, ohne daß daraus aber, wie Jannidis einräumt, bereits die Möglichkeit resultiert, umfassendere Zusammenhänge auf mittlerem Komplexitätsniveau zu integrieren.

Wichtig erscheint mir der Beitrag von Jan-Dirk Müller, weil er in Berufung auf das bereits zitierte Postulat Schönerts die Historizität *im* Text sucht: an spätmittelalterlichen Maeren, einfachen Textformationen also, an denen Müller die auch für eine mediävistische Sozialgeschichte der Literatur zentrale Kategorie des gesellschaftlichen Imaginären (S. 481) erweist. Vor allem dort findet ja die

Konstruktion sozialer Wirklichkeit statt. Und diese erhellt sich an der Doppelung von je historischer Geltung einer Textformation *und* der nachträglich beobachteten Differenz. Indem ein Text „gängige Argumentationsmuster und Metaphernketten narrativ konkretisiert und in Handlungsfolgen ausfaltet, läßt er momenthaft ans Licht treten, was in ihnen ausdrücklich nicht zur Sprache kommen kann“ (S. 481). Aus diesem Überschuß könne der Kulturwissenschaftler die Voraussetzungen rekonstruieren, die werk- und epochenimmanent „nicht wahrgenommen werden“ sollen (ebd.). Die Differenz eröffnet eine „doppelte Perspektive“: auf die je konventionelle bzw. normative Ordnung und ihr Anderes, die beide zusammen historische Phantasmen der Strukturiertheit von Gesellschaften begründen. Und zu deren Ermittlung kann man mit Müller die erarbeiteten textanalytischen Methoden geltend machen – also für eine Kulturwissenschaft als Textwissenschaft plädieren.

Wie die Historizität dieses gesellschaftlichen Imaginären an der Form der Texte zu erfassen wäre, das Kernproblem einer Sozialgeschichte als *Literaturwissenschaft*, davon erfährt man im vorliegenden Band vergleichsweise wenig. Sie durch immanente Analyse zu ermitteln, postulierte einst Adorno. Methodologisch auf die genuin ‚philologische Erkenntnis‘ hin reflektiert wurde die Idee dann von Szondi, der im ganzen Band keine einzige Erwähnung findet. Genau die philologische Erkenntnis zielte auf

den Kern einer textbezogenen Kulturwissenschaft, die ihre analytischen Einsichten in die Funktionsweise von Texten zur Beobachtung und Historisierung gesellschaftlicher Transformationen nutzbar machte. Angebote, wie man historische Differenziertheit als Textur kategorial erfassen könnte, wie daraufhin die Historizität dieser Texturen zu einer textinternen erwie-senen Strukturgeschichte voranzutrei-

Pogarell, Reiner; Schröder, Markus: Wörterbuch überflüssiger Anglizismen. Paderborn: IFB Verlag 1999. 163 S.
Krämer, Walter: Modern Talking auf deutsch: Ein populäres Lexikon. München: Piper Verlag 2000. 261 S.

Die Arbeiten von Pogarell/Schröder und Krämer gehören in einen besonderen Bereich der Sprachbeschäftigung und -betrachtung. Dieser Bereich wird von Antos „Laien-Linguistik“ genannt (Antos, Gerd 1996: Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Tübingen: Niemeyer (RGL: 146)) und umfasst die ganze Palette der sprachlichen Ratgeberliteratur, Stilfibel, Briefsteller wie auch der Gebrauchsgrammatiken und Lexika jedweder Art für sprachliche Problem- und Zweifelsfälle (ebd.: 26).

Beide Werke sind gegen den um sich greifenden Anglizismengebrauch im Gegenwartsdeutsch gerichtet. Unter Anglizismus werden dabei generell englische (angloamerikanische) Ein- und Mehrwortlexeme verstanden, die jemals in einem deutschen Kontext vorkamen. Als Problemfall gelten für die Autoren vor allem diejenigen Anglizismen, in deren phonetisch-phonetischer und/oder orthographi-

ben wäre, sind aber bislang wenig präzisiert worden. Von solcherart Ambitionen einer Literatursozialwissenschaft im Text scheint die postsozialgeschichtliche Medienkulturwissenschaft einigermassen entfernt.

Stefan Scherer (Karlsruhe)

schers und/oder semantischer Struktur quellsprachige Eigentümlichkeiten vorhanden sind – also Hand aufs Herz, so gut wie alle. Den Autoren beiden Wörterbücher ist die Absicht gemeinsam, Sprachteilhabern vom „übermäßigen“ Anglizismengebrauch im Deutschen abzuraten, im Sinne eines gemäßigten und eingeschränkt gegen Xenismen – weil nur gegen Anglizismen – gerichteten Sprachkonservativismus. Als Argument dafür werden in den Vor- bzw. Nachworten neben traditionellen sprachpflegerischen Besorgnissen auch neuere angeführt, die zuerst in Dieter E. Zimmers „Deutsch und anders“ (1997) zu lesen waren: Neben den ‚Klassikern‘ wie z.B. „unsere Sprache droht [...] ihren Status als eigenständige Kultursprache zu verlieren“ (Pogarell/Schröder: 8; im Weiteren: Pogarell), oder „Vielleicht schaffen wir es ja doch aus eigener Kraft, [...] daß das in Jahrtausenden gewachsene Kunstwerk

„Deutsche Sprache“ nicht zu einem Pidgin-Dialekt zerbröselt“ (Krämer: 262) erscheinen auch ästhetische und sprachsoziologische Bedenken. Das „Mischmaschdeutsch“ sei unschön, es wirke peinlich auf englischsprachige Besucher und sei auch für viele Menschen nicht mehr verständlich (Pogarell: 8).

Dass Anglizismen im öffentlichen bzw. alltäglichen Sprachgebrauch für viele Menschen Kommunikations-schwierigkeiten bereiten, ist ja ein Problem, dessen Vorhandensein empirische Untersuchungsergebnisse seit den 70er Jahren mehrfach bestätigt haben. Dagegen kann es vielleicht als eine neuere Entwicklung, als Zeichen schrumpfender Sprachloyalität und zunehmender Fremdsprachenbeherrschung bewertet werden, dass beide Autoren (halb ernst, halb ironisch) die Möglichkeit erwägen, in Zukunft das Englische als Verkehrssprache statt des Deutschen einzusetzen – was übrigens nach Stickels Umfrage (1997) bemerkenswerte 29% der deutschen Bevölkerung für „sehr gut/gut“ hielt (Gerhard Stickel: Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage. In: IDS-Jahrbuch 1998: 41 f.). Wie dem auch sei, Bemühungen um die Abschaffung von durch Anglizismen verursachten Sprachbarrieren treffen zweifellos auf einen berechtigten Anspruch des des Englischen nicht mächtigen Teils der Gesellschaft. Gehen wir also nun der Frage nach, inwiefern die beiden Wörterbücher zur Lösung dieses Problems beitragen.

Pogarells Annahme nach bestünde das Problem grundsätzlich im Fol-

genden: „Immer häufiger erscheinen sie (die vielen Tausend Anglizismen im Deutschen; A.D.) uns so selbstverständlich, dass wir einfach nicht mehr wissen, wie das eigentlich richtige deutsche Wort noch heißt“ (S. 9). Seine Schlussfolgerung: Wenn man wüsste, welches Wort statt des englischen verwendet werden könnte, würde man das fremdsprachige Wort einfach umgehen. Dieser Gedankengang ist leider zugleich an mehreren Stellen verwirrend. Wenn die gemeinten Anglizismen „uns selbstverständlich“ sind, warum sie dann eliminieren? Und welche verschwindend kleine Sondergruppe von Sprechern soll hier gemeint sein, die *feeling, error, ever* oder *sleep* sagt, weil ihr die deutschen Entsprechungen nicht mehr gegenwärtig sind? Aus der Sicht derjenigen Deutschen, die nicht an sprachpathologischen Störungen sondern wegen ihnen unbekanntem Anglizismen leiden, ist der von Pogarell empfohlene Weg ein umgekehrter: Statt der Sprachbarriere will er die problematischen Wörter selbst abschaffen. Das „Wörterbuch überflüssiger Anglizismen“ enthält in diesem Sinne eine strikt alphabetisch geordnete Wortliste von etwa 3500 im Deutschen belegten Anglizismen mit ihren deutschen Entsprechungen, womit es laut Pogarell der doppelten Aufgabe eines Nachschlagewerkes und der Dokumentation Genüge tue. Es zählt überwiegend Einzelllexeme auf, ohne Angaben zum Verwendungskontext. Aus dem Vorwort wird nicht klar, ob auch Häufigkeitsangaben bei der Lemmaauswahl eine Rolle gespielt haben. Der Lemmabestand selbst (mit Elementen wie *doghouse*,

ferry, fetch, jog-shuttle, nod etc.) sowie der Hinweis auf die als Basis benutzten Wortlisten des Vereins Deutsche Sprache sprechen indirekt dagegen. Eine orthographische Unterscheidung bezüglich Groß- und Kleinschreibung der „in der englischen Originalschreibweise“ (S. 27) angeführten Lemmata (S. 27) sollte zur Markierung der Eindeutschung dienen. Ohne genaue Entscheidungskriterien aber weckt diese Praxis eher den Eindruck der Willkürlichkeit (z.B. *Actionfilm*, *Aussie-food* ('australisches Essen'), *Autocross* im Gegensatz zu *action*, *airport*, *aquaplaning*). Makrostrukturell gesehen ist es ebenfalls fragwürdig, warum mehrdeutige englische Lemmata einzeln (mit Homonymenindex) aufgeführt, während deutsche Entsprechungen alle als (Teil) Synonyme, bloß durch Kommata getrennt aufgezählt werden (vgl. *draft*¹: *Entwurf*, *Skizze*, *Kommando*, *Belastung*; *draft*²: *Auswahl*, *jmd. heranziehen* (*Armee*, *Sport*) mit *assessment*: *Beurteilung*, *Steuer*; *austerite*: *energische Sparpolitik*, *spartanisches Verhalten*). Mikrostrukturell gesehen besteht der mit Abstand größte Mangel in den generell fehlenden Sprach- und Sachinformationen zu den Stichwörtern, die die Brauchbarkeit des ganzen Unternehmens in Frage stellen und den Leser eher an das Vokabelheft eines Hauptschülers als an ein Wörterbuch erinnern (*apartment*: *Wohnung*; *flat*: *Mietwohnung*; *home*: *Haus*, *Heim*, *Wohnung*). Konsequenterweise wird dabei nur die metasprachliche Markierung „Denglisch“ bei allen Lemmata gesetzt, die „deutsche Erfindungen oder ein Gemisch beider Sprachen sind“ (S. 27). So angebracht die Kenn-

zeichnung im Falle von markanten semantischen Divergenzen bei einigen Lexem-Typen auch ist (z.B. bei ‚falschen Freunden‘ wie *Handy*, *agent*, *slip* oder sog. Lehnbedeutungen wie *handeln* in der Bedeutung ‚handhaben, bearbeiten‘), legt die negativ konnotierte Markierung „Denglisch“ den Wörterbuchbenutzern gerade bei Wörtern mit wortbildungsmäßig vorangeschrittener Integration (*abchecken*, *antörnen*, *Babyjahr*, *Börsencrash*, *canceln*, *tricksen*, *Last-minute-Angebot* usw.) die Vermeidung dieses Verfahrens nahe. Pogarell missachtet dadurch die Tatsache, dass vornehmlich die mit phonetischen (und orthographischen), semantischen und morphosyntaktischen Veränderungen einhergehende Integration fremdsprachiger Elemente ihre Entlehnung statt des für bilinguale Sprechergemeinschaften typischen interlingualen Code-switching bewirkt. Die pejorative Wertung der „Mischmasch-Ausdrücke“ dient eher der Wahrung der englischen Sprache als der Abschaffung deutsch-deutscher Kommunikationshindernisse.

Auch der Titel des Wörterbuchs macht uns einige Kopfzerbrechen. Pogarell meint, dass vor allem Werbung und Medien die Alltagssprache mit unerträglich vielen „überflüssigen Anglizismen“ überhäufen. Die längst überholte Auffassung, dass alles an lexikalischem Transfer überflüssig sei, wofür es in der Nehmersprache einen in etwa äquivalenten, usualisierten oder neu erfundenen Ausdruck gibt bzw. geben könnte, vertreten auch Pogarell und Mitautor Schröder. Statt *baby sitter* wird von ihnen *Kinderhüter*, für *Babyjahr* *Mutterschutzzeit*,

für *bachelor Bakkalaureate* und für *bacon Schinken*, *Speck*, *Frühstückspeck* empfohlen – die semantisch wie auch pragmatisch vielleicht noch problematischer sind als die englischen Entlehnungen.

Walter Krämers „Modern Talking auf deutsch“ ist eine konsistentere Arbeit. Der Autor zählt rund 1000 im Deutschen belegte englische Ausdrücke (des öfteren mit Quellenangabe) in alphabetischer Reihenfolge auf, die er als affiges, peinliches oder dummes „pseudokosmopolitisches Impioniergefasel“ abstempelt (Nachwort S. 254) und nach dem Motto „Lächerlichkeit tötet“ mit ironisch-lustigen Kommentaren versehen anprangert. Tatsache ist, dass diese Kritik angesichts vieler seiner Belege keineswegs als übertrieben erscheint (s. das Luft-hansa-Zitat: „Mit dem stand-by one-way upgrade voucher kann das ticket beim check-in-counter aufgewertet werden“ (S. 99); oder den Satz aus „Der Spiegel“: „Bei Regen findet folk im Saale statt“ (S. 93). Bei Krämer scheint in erster Linie Unterhaltung angesagt zu sein, gedacht für in deutsch-englischer Relation durchaus kompetente Adressaten. Dazu setzt er verschiedene Mittel ein: Einmal eine ironisierende, echte Bedeutungserklärung (*slow motion*: *Kurz auch slomo*. *Dagegen klingt „Zeitupe“ reichlich ausdruckslos und platt*), andermal selbsterdachte ‚Volks-etymologien‘ (*foto shooting*: *Moderne Jahrmarktsbelustigung: Für eine Mark pro Schuß darf man auf Fotos bekannter Leute schießen*), oder Wortspiele mit englisch-deutschen Homophonen, die durch die phonetische Eingliederung des englischen Wortes

entstanden sind (*flow*: [...] *Andere Flöhe sind der Work-Floh, der Cash-Floh und der Katzenfloh. Am Samstagmorgen sind flows meistens auf dem flowmarkt anzutreffen*) und schließlich bedient er sich des Tricks der totalen Sprachmischung, der durch ein vielfaches Hinundherschalten zwischen dem Deutschen und dem Englischen, weiterhin dem Lehndeutschen englischen Ursprungs, dem Denglischen, einem Quasi-Englischen und (um die Krone aufzusetzen) einem Könnte-sein-Deutschen entsteht. (*discussant*: *Jemand, der diskutiert* (*Diskus wirft*). [...] *ghostwriter*: *Die Urform des Erlkönigs*: „*Wer writet so spät durch Nacht und Wind...*“; *future kids*: *Die kids der future*. *Werden [...] für die future fit gemacht* (*gefittet*). *Daneben unterscheidet man noch die kids der Vergangenheit* (*pasta kids*) *sowie die kidneys* (*kinderlose Kids*) *und kidnapper* (*Kinder, die in einen langen Schlaf verfallen*); *gatebuffet*: *Eine weitere tolle Erfindung der Deutschen Luft-hansa* (*Pardon: German Airhansel*) [...]).

20 Seiten „Modern Talking“ sind allerdings entschieden zu viel. Das ins Extreme getriebene Codeswitching hat seine ‚Nebenwirkungen‘: Man beginnt sich nach dem sicheren ortho-phonomorpho-semantischen Rahmen der einen oder der anderen Sprache zu sehnen. Ob die Lektüre einem die Lust am „Sprachpantschen“ auf die Dauer vergehen lässt, sei dahingestellt. Leider vergeht einem die Lust aber am kompletten Amusement, wenn man im Nachwort auf altbekannte puristische Floskeln über die „sprachliche Unterwürfigkeit der Deutschen“ und über „die Mißachtung unserer eigenen

Sprache und Kultur" trifft oder Folgendes lesen kann: „Meine Vermutung ist: wir flüchten nicht aus unserer Sprache [...], wir flüchten aus unserer nationalen Haut als Deutsche. Lieber ein halber Ami als ein ganzer Nazi, man möchte endlich, und sei es auch nur leihweise, zu denen gehören, die immer in Hollywoodfilmen gewinnen, zu den Edlen, Guten und Geliebten dieser Erde.“

Pogarell/Schröder und Krämer haben diesmal m. E. ihr laienlinguistisches Ziel verfehlt. Der Grund dafür ist vielleicht der falsche Ansatz: Sachangemessene, fachliche Hilfe brauchen

Szendi, Zoltán: Seele und Bild. Weltbild und Komposition in den Erzählungen Thomas Manns. Pécs: Pannonia 1999, 301 S.

Im Bewußtsein der paradoxen Situation in der Thomas-Mann-Forschung – auf der einen Seite eine unüberschaubare Anzahl fachliterarischer Werke, auf der anderen die unvollständige Bearbeitung des Nachlasses – hatte der Autor es nicht leicht, sein Forschungsfeld zu bestimmen und einzugrenzen. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt er den motivischen Zusammenhang der Weltbildelemente in Manns Kurzprosa, aber immer aus der Perspektive des Gesamtwerks. Die Einheit desselben – so seine These – ergibt sich aus der ewigen Wiederkehr des thematischen Kerns: der Opposition von Leben und Geist.

Szendi definiert das Gegensatzpaar und sein Verhältnis als korrelativ und feindlich. So bedeutet *Leben* das na-

vor allem nicht diejenigen Sprachteilhaber, die das Deutsche verlernt haben oder ihre Englischkenntnisse in deutschen Kontexten beweisen wollen und so tun, als ob Mehrsprachigkeit und dadurch Alt und Jung den Kodewechsel aufzwingen leidlich sondern eher diejenigen Muttersprachler, die nichts gegen Anglizismen haben, das Englische jedoch leidig oder überhaupt nicht beherrschen – wie auch alle sozial Empfindlichen, die das ganze denglische Muss satt haben.

Agnes Dávid (Budapest)

türliche Sein, verkörpert vom durchschnittlichen, tätigen Bürger, der „als beneideter und zugleich verachteter Repräsentant des Lebens“ (S. 21) gilt. Demgegenüber ist *Geist* durch gesteigerte Intellektualität, Lebensentfremdung oder Lebensunfähigkeit gekennzeichnet, verkörpert vom Künstler oder vom künstlerisch veranlagten Bürger bzw. vom kranken, lebensunfähigen Bürger. Szendi hält den Standpunkt der Forschung hinsichtlich der zentralen Position des beschriebenen Antagonismus – als zeitgebundenes Phänomen der Dekadenz – für unzulänglich. Er weitet ihn folgerichtig auf das ganze Lebenswerk aus und führt ihn, angeregt von den Forschungen Hans Wyslings, auf die Narzißmus-Problematik der Mannschen Helden zurück.

Szendis Ziel ist es, bei der Interpretation der Weltbilder die psychologische Motivation aufzudecken. Er begibt sich in die Nähe der literaturpsychologischen Methode, wobei er nicht nach den Geheimnissen der schaffenden Persönlichkeit, d.h. Thomas Manns, sondern nach denen des Werkes fragt. Der Autor zielt auf eine Analyse der Gesamtstruktur der Werke, insofern die psychologische Motivation auch ästhetische Konsequenzen hat und als formbildende Kraft wirkt.

Den Formwandel im Gesamtwerk Thomas Manns beachtend ist das Hauptanliegen des Autors, die Novellen zu interpretieren. Die Gruppierung der Werkanalysen erfolgt „durch die Künstlerantworten auf den Konflikt und durch ihre psychologische Logik.“ (S. 16) So werden in der Entfaltung des Grundthemas die (möglichen) Entwicklungsstufen der narzißischen Persönlichkeit dargestellt.

Im ersten Kapitel, mit dem Titel „Psychologie des ‚bösen Gewissens‘“, interpretiert der Verfasser eine einzige Novelle, den „Bajazzo“. Auf das Gesamtwerk bezogen bezeichne sie das Präludium, zugleich fungiere sie als Schnittpunkt, von dem Rückbeziehungen und Präfigurationen des Protagonisten aktiviert werden, die gemeinsam die „Sehnsucht nach dem Leben“ zu erleiden haben. Der Bajazzo repräsentiert eine Vorstufe des Narzißdaseins.

Im zweiten Kapitel, „Wunschbilder in zweifacher Form“, sind die Prosa-Skizze „Vision“ und die Novelle „Der Kleiderschrank“ aufgrund des gemeinsamen Sehnsuchtsmotivs miteinander verbunden. Sowohl die Mädchenhand

auf dem Kristallkelch als auch die Traumvision von der nackten, zarten Frau im Kleiderschrank werden als Wunschbilder erotischer Phantasien der männlichen Protagonisten gedeutet. Szendi weist darauf hin, daß diese Manifestationen des Unterbewußtseins im Freudschen Sinne durch die bzw. auf der Erzählebene unter die rationale Kontrolle des Erzählers gelangen und dadurch eine Neuinterpretation im Vergleich zur unbewußten Sphäre erfahren. Die Werke seien jedoch nur Vorstufen der schicksalhaften Traumvisionen größten Formats in „Der Tod in Venedig“ und in „Der Zauberberg“.

In der ausführlichen Interpretation des „Tod in Venedig“ erläutert der Autor das ganze komplizierte Motivsystem der Wunschbilder, Träume und Visionen. Den tiefenpsychologisch-mythischen Elementen der Wunschbilder auf der Ebene der Geschichte stehe die Leistung des Erzählers gegenüber, der mit der Komposition „das Gleichgewicht und die Vollständigkeit der Ambivalenz“ (S. 69) bewahrte, die sich aus der Spannung der zwei einander entgegenwirkenden Kräften, Leidenschaft und Würde ergebe.

Einen neuen Aspekt der Thomas-Mann-Forschung zeigen die bisher noch nicht veröffentlichten Dokumente des Nachlasses, mit deren Hilfe der Autor den Parallelen der August-von-Platen-Erscheinung und der Figur Gustav von Aschenbach nachgeht.

Im nächsten Kapitel, „Die Fallen des Lebens und der Liebe“, analysiert der Verfasser die Novellen „Gefallen“, „Luischen“, „Anekdote“, „Unordnung und frühes Leid“. In diesen Texten erscheint die disharmonische Beziehung

zwischen Leben und Geist nicht auf das Künstlerschicksal reduziert, sondern in ihrer Allgemeingültigkeit, in bürgerlicher Umgebung. Dies bedeutet, daß in der Motivstruktur, Konfiguration und Komposition „die Polarität von Leben und Geist bzw. Bürger und Künstler in ihren wesentlichen Zügen modifiziert“ (S. 99) wird. Szendi erfaßt diese Modifikation, indem er die schon erwähnten Oppositionen mit einer dritten überlagert: mit der von Schein und Wirklichkeit.

Am Ende dieses Kapitels wird Manns letzte Erzählung, „Die Betrogene“, als „Epilog des Lebenswerkes“ (S. 133) gedeutet, in dem alle „Dilemmata“ aufgezählt seien, „die eine trennende Wand vor der Erfüllung der Liebesehnsucht bilden“. (S. 132-133) In der Gegenüberstellung von Rosalie und Anna sieht Szendi die Bürger-Künstler-Problematik besonders zugespitzt. Die physische Untauglichkeit und das ‚ethische Verbot‘ würden bei Mann ineinander verflochten, so bleibe der Künstler immer ein Bürger. Demnach sei die Rollenverteilung der Polarisierung eine Fiktion: sie vergegenständliche den Konflikt derselben Seele. Mit der Analyse der handschriftlichen Textänderungen zeige Mann, „wie viele lebendige Zweifel“ (S. 150) durch die paradoxe Lösung des Dilemmas des *bürgerlichen Künstlers* ihren Abschluß gefunden haben.

Das vierte Kapitel trägt die Überschrift „Die Möglichkeiten der krankhaften Sehnsucht“. Die „Verneinung des Lebens“ aus narzißtischer Monomanie ist die gemeinsame Einstellung der Protagonisten der Erzählungen

„Enttäuschung“, „Der Tod“, „Der Weg zum Friedhof“, „Gladius Dei“. Während diese Monomanie bei den Helden in „Enttäuschung“ und „Der Tod“ die gleichgültige bzw. melancholische Verneinung des Lebens bedeute, stehe sie bei Hieronymus oder Piepsam im Dienste der Auflehnung. Hieronymus' Protest sei jedoch von rein geistiger, asketischer Natur, Piepsam wolle sich aber mit letzter Kraft am Leben festklammern.

Szendi faßt die Opposition von Leben und Geist in Manns Kunst als etwas Dynamisches auf und betrachtet das Motiv der Rache als Kehrseite der Sehnsucht. Die vom Leben benachteiligten, wie Tobias Mindernickel oder Dunja Stegemann aus der Novelle „Gerächt“, verschaffen sich mit grausamer Aggression oder kühler Berechnung Genugtuung. Komplizierter und komprimierter sei die Entfaltung des Rache-Motivs in „Wälsungenblut“, weil es hier um den Zusammenhang von Begierde und pathologischer Schuld gehe: „Die sündhaften Freuden erlangen mit der narzißtischen Genugtuung Vollkommenheit.“ (S. 176)

Eine Zuspitzung und Entartung des Kompensationsstrebens „zu offener Aggression und sadistischer Perversion“ (S. 185) in der Form der Rache sieht Szendi in der Figur Cipollas. Wie andere Autoren geht er in seiner Interpretation über das gewöhnliche Schema „Anatomie des Faschismus“ hinaus. Er sieht in Cipolla in erster Linie einen entarteten, bajazzohaften Künstler, der jener von Thomas Mann geforderten humanistischen „Hermes“-Rolle zwischen Geist und Leben nicht

gerecht wird, im Gegenteil, gegen elementare ethische und ästhetische Normen verstößt und dafür mit seinem Leben bezahlt.

Das fünfte Kapitel mit dem Titel „Perspektiven der Schicksalgestaltung“ enthält die Analysen von Novellen, in denen der Held die schon behandelten Antinomien überwindet. „Tonio Kröger“ spricht Szendi bezüglich des Lebenswerks eine zentrale Rolle zu, demgemäß behandelt er sie sehr ausführlich. Die Novelle sei der erste Text, in dem der Anspruch des Künstlers auf Repräsentation feste Umrisse annehme, zugleich aber sei diese Künstlerrolle – wie die Spinells oder Paolo Hofmanns – als „heroische Selbstdisziplin“ (S. 211) zu betrachten, „denn diese Helden schwingen ihr Leben aus dem Zustand des Abgeschlossenenseins in eine geistige Höhe empor.“ (ebd.) Der narzißtische Außenseiter Tonio Kröger verbirgt sich hinter der Rollenmaske eines Künstlers, distanziert sich aber von der autonomen Existenz beider Welten und deutet so die ästhetischen Aussichten eines ‚dritten Weges‘ an. Der dritte Weg ist eine „ästhetische Brücke“, die von der „Sehnsucht nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit [...] über die Kluft zwischen den Antinomien [Geist und Leben, R.G.]“ (S. 228) gebaut wird. Szendi erläutert die Zusammenhänge zwischen den Tagträumen Tonios und den Visionen Aschenbachs, welche schon die ‚Verzauberung‘ Hans Castorps antizipieren.

Daß der Band mit dem Unterkapitel „Auserwähltsein und Repräsentation“ abgeschlossen wird, zeugt von einem subtilen Formgefühl des Verfassers. Denn in der Tat erreichen diejenigen „Narzisse“ Thomas Manns die Höhen des Lebens und das Recht auf ein außerordentliches, auserwähltes Schicksal, die – wie Moses oder Schiller – als schaffende Genies im ‚aristokratischen Sinne‘ des Wortes Künstler sind. Szendi zeigt, wie diese Novellen außer ihrem Helden auch ihren Schöpfer repräsentieren. In beiden bemerken wir „das Zielbewußtsein des ehrgeizigen Mannes, daß er all seine Begabungen und Energien in den Dienst des ‚Lebenswerkes‘ stellt.“ (S. 254) „*Das Gesetz* bezieht die ‚schwere Stunde‘ Schillers auf die Ganzheit des künstlerischen Seins. Das frühere Novellentema – die Geburt des Werkes – wird in der Geschichte Moses zum ‚Menschheits-Poem‘ ausgeweitet, dessen Held in die Spur des Schöpfers tritt.“ (S. 255)

Mit diesen Gedanken schließt die stringent durchgeführte Interpretation und motivische Systematisierung der Kleinepik, die den Horizont des Lesers auch auf die großen Romane eröffnet. Schade, daß der geistreiche und brillante Stil der ungarischen Fassung mit der Übersetzung zum Teil verlorengegangen ist.

Gabriella Rác (Veszprém)

Vogt, Jochen: Einladung zur Literaturwissenschaft. München: Fink 1999 (= UTB für Wissenschaft 2072). 264 S.

„Warnung vor der Literaturwissenschaft“ sollte dieses Einführungsbuch ursprünglich heißen. Daß es dann doch eine „Einladung“ geworden ist, verdankt die Zunft der Tatsache, daß der Verfasser seinem Lehr- und Forschungsgegenstand nicht nur viele lebenspraktische, sondern auch höchst vernünftige Seiten abzugewinnen weiß. Der Peter Weiss-Spezialist und Erzähltextanalytiker Jochen Vogt arbeitet seit Jahrzehnten im Bewußtsein, daß sein Fachgebiet der Legitimierung bedarf. Seit fast 30 Jahren beteiligt er sich an den Diskussionen über die Krise der Germanistik und der Verteidigung ihres Sinns.

„Wie rettet man die Germanistik?“ fragte die *Frankfurter Allgemeine* 1969. „Vielleicht kann eine Verlagerung nach Ostasien die Germanistik retten“, mutmaßte *Die Zeit* fünfzehn Jahre später. Noch in den Neunzigern wurde festgestellt, was im neuen Jahrtausend gültig bleiben wird: Germanistik scheint ein Fach zu sein, das „aus Gewohnheit gelehrt“ und „aus Irrtum studiert“ wird. Zumindest in Deutschland.

Was der Auslandsgermanistik eher befremdlich erscheinen mag, ist in der des Inlands die Frage nach der Notwendigkeit eines Faches, das trotz hoher Studentenzahlen und hoch differenzierter Forschungsergebnisse immer marginaler zu werden scheint. Das kann nicht mehr darauf zurückgeführt werden, daß die Idee umfassender literarischer Bildung immer weiter an Boden verloren hat. Seit Jahrzehnten

sieht sich die Literaturwissenschaft vielmehr der Konkurrenz der Medienwissenschaft ausgesetzt. Aus diversen Gründen scheint sie aber auch ihre Bedeutung für die Deutschlehrer/innen – Ausbildung verloren zu haben, auf die sie sich lange stützen konnte.

Nach einer Einführung in diese Problematik, die auch berücksichtigt, was ein früherer Bundespräsident als Jurist und Textwissenschaftler zur Größe und Krise der Germanistik zu sagen hatte, kommt Vogt auf ein Fach zu sprechen, das sich von einer geschlossenen Nationalphilologie zum Mit- und Gegeneinander pluraler Methoden sehr unterschiedlicher Provenienz entwickelt hat. Sein eigentlicher Gegenstand, die Texte, blieben ihm auch im Medienzeitalter erhalten. Als Kern literaturwissenschaftlichen Studiums sei Interpretationspraxis zu betrachten (S. 45), weshalb ein Kapitel über Regeln und Probleme des Textverstehens folgt: Es gehe um plausible und nachvollziehbare Deutungen, deren Spielraum von sehr unterschiedlichen Kontexten bestimmt sein könne.

Die folgenden Ausführungen über Textstrukturen orientieren sich an den traditionellen Gattungen Epik, Lyrik und Dramatik, die als historisch veränderlich zu betrachten seien. Wer Anleitungen für die Analyse von Metren oder Erzähltechniken sucht, wird auf Standardwerke wie Kaysers „Versschule“ oder Vogts „Aspekte erzählender Prosa“ verwiesen. In dieser „Einladung“, die auf Vorlesungen beruht, demonstriert der Verfasser

die unterschiedliche „Machart“ literarischer Texte nur an markanten Beispielen. In jedem seiner 12 Kapitel finden sich weiterführende Hinweise auf ein digitales Hypertext-Programm: „www: uni-essen.de/literaturwissenschaft-aktiv/einladung.htm“

Diese Einführung ist eine Einladung zum kritischen Lesen von Texten und empfiehlt, sich nicht nur Germanisten. Im Kapitel „Von Lust und Frust der Lektüre“ wird auch daran erinnert, daß das Fach vor lauter „Poetiken“ den Leser erst sehr spät entdeckte. Lesen war eine Kulturtechnik, die nur wenigen vorbehalten war und lange der Erziehung systemkonformer Untertanen diene. Für eine Einführung in die Literaturwissenschaft sind derartige Ausführungen ähnlich ungewöhnlich wie ein Satz von Günter Netzer, der dem Buch als Motto dient: „Es gibt Fortschritte auf allen Gebieten.“

Vogt schließt mit einem Ausblick auf die Rolle der Literatur im Wandel der Medien, der die Schrift in neue Kontexte stellt. Nach einem Blick auf die Geschichte des Lesens wird einer auf die der Medien geboten.

Auch die Gestaltung animiert zur Lektüre. Ein journalartiges Layout bietet nicht nur viele Abbildungen, interessante Textbeispiele und Zitate, sondern auch grundlegende Definitionen. Auch ohne Hypertext-Funktion wird dieses Buch zu einem multimedialen Netzwerk. Man muß nicht alles lesen und kann sich leicht herauspicken, was einen interessiert.

Die „Einladung zur Literaturwissenschaft“ stellt sich aber auch einem Fachgebiet, das in Deutschland eher

ein kümmerliches Dasein fristet, im Ausland jedoch nicht selten für diese selbst gehalten wird. In „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Literaturgeschichte“ plädiert Vogt für eine „vorsichtig distanzierte Wiederannäherung“ an eine „Bildungsinstitution“ des 19. Jahrhunderts, die mit Recht in Verruf gekommen ist. Zur grundlegenden Orientierung empfiehlt er jedem Studienanfänger eine einbändige Literaturgeschichte zu lesen, um sich kritisch mit deren ganzheitlichen und teleologischen Konstrukten auseinandersetzen zu können.

Und wie hält's Vogt mit der Gretchenfrage der Literaturwissenschaft, nämlich der nach der Methode? – In „Wie man eine Methode erkennt, wenn man ihr begegnet“ (S. 178-182) zeigt sich der Professor der Gesamthochschule Essen als demokratischer Ideologiekritiker, der kein Verfahren propagiert. Er hält vielmehr zu kritischer Reflexion über jede Methode an, was sich gegen theorieelastige Programme richtet, die neue Deutungsmonopole an die Stelle der alten stellen: „Lassen Sie sich nicht einschüchtern! Manche ‚methodisch‘ hochgeschraubten Programme führen, recht besehen, zu sehr bescheidenen Resultaten; und es ist noch der günstigere Fall, wenn man sieht: Das hätte ich mit *gesundem Menschenverstand* auch herauskriegen können!“ (S. 196)

Vogt weiß, was er schreibt und bekennt sich dazu. In einem Nachwort an Freunde und Kolleg(inn)en betont er, daß er mit dem Vorwurf, er betreibe „*common-sense*-Literaturwissenschaft“, gut leben kann. (S. 263) – Unverstellte und klare Worte in einem

gut lesbaren Buch, das man nicht nur Studienanfängern der Germanistik empfehlen kann. Als didaktisch geschickter Lehrer stützt sich der Autor eher auf die Intelligenz seiner Lese-

rinnen als auf ein fachliches Vorwissen, das bei Erstsemestern ja ohnehin nicht vorhanden sein kann.

Andreas Herzog (Budapest)

Wahlbekanntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989-1999. Hg. von Mária Mayer-Szilágyi und Margot Wieser. Wien: Zsolnay 1999. 206 S.

Der kulturelle Dialog zwischen Ungarn und Österreich, insbesondere die literarischen Beziehungen, die zwischen 1989 und 1999 entstanden sind oder sich in diesem Zeitraum verfestigt haben, sind das Thema der „Wahlbekanntschaften“ – ein Buch, das 1999 im Wiener Zsolnay-Verlag von Mária Mayer-Szilágyi und Margot Wieser anlässlich des Ungarn-Schwerpunktes der Frankfurter Buchmesse herausgegeben wurde.

Es handelt sich dabei um ein kleines Handbuch, dessen großer Verdienst darin besteht, die Forschung nicht nur mit bibliographischen Fakten zu bereichern, sondern auch jene Hintergründe zu beleuchten, die die Rezeption steuern und Wege und Mechanismen im bilateralen Kulturaustausch sichtbar machen. Schriftsteller, Übersetzer und Literaturwissenschaftler beider Länder kommen zu Wort und vermitteln ein spannend und äußerst facettenreiches Bild von der wechselseitigen Auseinandersetzung mit Gegenwartsliteratur, das wir im Folgenden nachzeichnen.

„Literatur und Über-Setzen“ lautet der erste Abschnitt und bereits aus dieser Überschrift wird deutlich, daß es hier nicht nur um die sprachliche

Seite geht, sondern auch um das räumlich geographische Übersetzen in ein anderes Land und die damit verbundene geistige Eroberung, aber auch Abgrenzung vom anderen kulturellen Terrain. Davon berichtet zuerst der Doppelstaatsbürger György Dalos in seinen „Wiener Miniaturen“, also in kleinen Erinnerungsbruchstücken, die den Leser an unterschiedliche – mitunter auch wenig ruhmreiche – Schauplätze der österreichischen Geschichte führen, wie zum Beispiel nach Braunau am Inn. „Wie fühlen Sie sich in unserer Stadt?“ wird Dalos, der fast alle seine Familienangehörigen im Holocaust verloren hat, dort von einem Journalisten gefragt. „Wie in Wien“, heißt die feinsinnig-ehrliche Antwort des Autors, mit der alles gesagt scheint. (S. 15 f.) Einen ähnlichen Ausflug in die Vergangenheit, nur in umgekehrter Richtung unternimmt Barbara Frischmuth, die aus ihren Begegnungen mit Ungarn folgende Erkenntnisse gewonnen hat, nämlich „[...] erstens, jeder Propaganda zu mißtrauen und viel mehr als bisher für Propaganda zu halten, und zweitens, Skepsis gegenüber allen radikalen Ideologien, vor allem jenen mit einem totalen Anspruch, zu bewahren.“ (S. 24)

Der Schriftsteller Dezső Tandori, der schon lange vor 1989 mit großartigen Übersetzungen von österreichischer Literatur (u.a. Musil, Kafka, Doderer, Rilke, Trakl, Bernhard) hervorgetreten ist, präsentiert sich als „Bon Amigo für Österreich“, der besonders der Stadt Wien trotz seines anfänglichen Widerstands sehr viel zu verdanken hat. (S. 30) „In Wien gehe ich entlang meiner eigenen Spuren“, heißt es bei Tandori. „Wien ist, viele meiner Gedichte, Prosaschriften zeigen es, ein Teil meines Lebens, auch mein Leben.“ (S. 33)

Ein liebevolles Porträt des jüngst verstorbenen Dichters Ernst Jandl zeichnet István Eörsi in „Jandl, der Held“. Darin wird nicht nur Eörsis Bewunderung für Jandl sichtbar, die vor allem dem „Gegensatz zwischen seinem dichterischen und alltäglichen Wesen“ (S. 35) gilt, sondern auch das kongeniale Verhältnis deutlich, das die beiden Autoren in ihren gegenseitigen Übersetzungen entwickelten und das dem Leser durch zwei herrliche Lyrikproben, nämlich Jandls „16 Jahr“ und Eörsis „Johnny Weissmüller“ vorgeführt wird.

Péter Esterházy reflektiert in seinem Essay u.a. über das „Schimpfgenie“ Thomas Bernhard und zieht unerwartete Parallelen zum ungarischen Dichter Gyula Krudy, die er an einer bei beiden Autoren festzustellenden „strukturellen Melancholie“ (S. 54 f.) festmacht.

Unter dem Titel „Begegnungen im Narrentum“ stellt Juliana Wernitzer einen sogenannten „Kettentext“ vor, an dem sich insgesamt sieben Autoren beteiligten, nämlich László Márton,

Antonio Fian, László Garaczi, Kathrin Röggla, Terézia Mora, Andreas Jungwirth und Lajos Parti Nagy. Der Text war gedacht als amüsante „Spielerei mit der Fiktion“, macht jedoch auf Grund des ihm anhaftenden Auftragscharakters streckenweise einen etwas gekünstelten Eindruck.

Am Ende des ersten Abschnittes finden wir zwei Berichte aus der Praxis des Übersetzeralltags und zwar einmal von György Buda, der auf die sprachlich-kulturellen Differenzen und damit zusammenhängenden Schwierigkeiten beim Übersetzen eines Textes von Lajos Parti Nagy aufmerksam macht und Lajos Adamik, der seine Übertragung von Christoph Ransmayers „Morbus Kitahara“ ins Ungarische mit dem „Zerlegen und erneute[m] Zusammennähen eines Fracks aus der besten Londoner Maßschneiderei für eine total andere Figur“ (S. 67) vergleicht. Adamik deutet in seinem Beitrag die beiden Grundpfeiler an, auf denen die wechselseitige literarische Rezeption zwischen Österreich und Ungarn basiert: nämlich einerseits das Engagement und Interesse einzelner Persönlichkeiten und andererseits deren Unterstützung und Förderung durch verschiedene Institutionen.

Einige dieser Institutionen und Initiativen werden im nächsten Abschnitt vorgestellt, wie zum Beispiel das Wiener Institut für Finnougristik, präsentiert von Pál Deréky und Andrea Seidler oder der Österreich-Lehrstuhl des Germanistischen Instituts der Universität Szeged, vorgestellt von Károly Csúri, Christian Oberwagner und Robert Steinle. Bernhard Fetz, Klaus Kastberger (Universität Wien), Edit

Király und Dániel Lányi (ELTE Budapest) analysieren die Ergebnisse eines interkulturellen Literaturseminars von ungarischen und österreichischen Germanistikstudenten in Szeged.

Der Wiener Germanist Wendelin Schmidt-Dengler läßt in seinem Beitrag auch private Töne seiner Verbundenheit mit Ungarn anklingen und nennt darüber hinaus eine Reihe von Initiativen, die sich in den letzten zehn Jahren als äußerst fruchtbringend in Hinsicht auf die wissenschaftliche Zusammenarbeit der beiden Länder erwiesen haben, so etwa die Gründung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik, diverse Stipendienaktionen, die Arbeit österreichischer Lektoren an ungarischen Universitäten und Hochschulen oder die Einrichtung von Österreich-Bibliotheken, um nur einige zu nennen.

Unter dem Stichwort „wissenschaftlich-kulturelle Rezeption“ analysiert Sándor Meszáros die Entwicklung der ungarischen Literatur vor dem Hintergrund der historischen Veränderungen. Ein interessantes Ergebnis seiner Beobachtungen: Das Jahr 1989 bewirkte zwar einen Wandel der Rahmenbedingungen im Literaturbetrieb, nicht jedoch einen Wandel der literarischen Ausdrucksformen. (vgl. S. 122)

Die Aufnahme der ungarischen Literatur in Österreich ist das Thema der Aufsätze von Klaus Kastberger und Kurt Neumann. Kastberger beschränkt sich dabei jedoch lediglich auf die inhaltliche Besprechung von vier Büchern, was angesichts der Materialfülle, wie sie etwa im Innsbrucker Zeitungsarchiv zum Thema lagert, ein wenig dürftig anmutet. Kurt Neumann spricht von „großen österreichische(n)

Unterlassenschaft(en)“ und einer „festgefressenen Gönnerhaltung gegenüber dem geistigen Geschehen in Ungarn“ (S. 135 f.), ein Vorwurf, der sich auch im Beitrag von Georg Oswald widerspiegelt, in welchem die Ergebnisse einer Umfrage bei österreichischen Verlegern und Herausgebern diverser Literaturzeitschriften präsentiert werden. Das Interesse scheint sich auf einige wenige Namen zu konzentrieren, die nicht nur für Qualität stehen, sondern auch die Kriterien wirtschaftlicher Rentabilität erfüllen, Ungarn als literarisches Land spielt eine eher sekundäre Rolle. Viel Interesse an österreichischer Gegenwartsliteratur, aber kein Konzept (S. 159) weist hingegen Edit Kovács in ihrem sehr gut recherchierten Aufsatz dem ungarischen Literaturbetrieb nach, wobei das große Interesse möglicherweise auf „gemeinsame ästhetische Eigenheiten [...] wie Ideologie- und Politikfeindlichkeit, sprachkritische Einstellung und der Distanz erzeugende Sprachwitz“ (S. 165) zurückzuführen ist. Attila Bombitz unterstreicht im letzten Beitrag besonders die herausragende Rolle Thomas Bernhards, der sicher zu den meistrezipierten österreichischen Autoren der Gegenwart in Ungarn gehört.

Ein umfangreicher Serviceteil, der zahlreiche Institutionen und Ansprechpartner in Österreich und Ungarn auflistet, beschließt das vorliegende Handbuch, das nicht nur eine wichtige Grundlage für weitere Rezeptionsstudien ist, sondern auch zu neuen literarischen Begegnungen einlädt.

Barbara Mariacher (Piliscsaba/Wien)

Zur deutschen Literatur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Hg. v. Nobert Oellers u. Hartmut Steinecke. Berlin, Bielefeld, München: Erich Schmidt, 1999 (= Sonderheft der Zeitschrift für deutsche Philologie 118). 239 S.

Ohne schrill programmatische Ober-töne fügen sich neun Beiträge zur deutschen Literatur des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts im Sonderheft der Zeitschrift für deutsche Philologie zum Tableau der bis heute präsenten Schlüsselfiguren dieser Epoche zusammen: „Die vorliegende Sammlung [...] ist daher nicht mehr (aber auch nicht weniger) als das Fragment einer künftigen Literaturgeschichte“ – heißt es in den einleitenden Worten der Herausgeber. Die proklamierte Enthaltsamkeit gegenüber den methodisch vereinheitlichten und thematisch ausbalancierten Gattungsspezifika wirkt zwar bremsend auf die immer wieder reaktivierbare Freude bei der Zerlegung richtungweisender Vorworte, das Gesamtbild der Studien liefert allerdings genug Stoff für weiterführende Überlegungen zum Thema Kanonisierung und Epochenbegriff. Die einzelnen Aufsätze bekunden den Anspruch, Ansätze der Kulturphilosophie, der Psychoanalyse, der Kunst- und Technikgeschichte in die Untersuchung zu integrieren, und erörtern damit die Stichworte der literarischen Moderne in einem breiteren Kontext.

Schon die erste Abhandlung bietet ein Stück aus dem Repertoire der Kulturwissenschaften: Karl Kogler geht der medientechnischen Frage der Interferenz von Depeschen und expressionistischem, dadaistischem Telegrammstil nach, wobei er zum einen –

Kittler revidierend – die verschärfte Wahrnehmung der „Materialität der Kommunikation“ (S. 14) kulturhistorisch verortet, zum anderen die Merkmale der pragmatischen, non-fiktionalen Schreibweise im Prozeß der poetischen Ästhetisierung am Beispiel der Lyrik von August Stramm sichtbar macht. Konstatiert Kogler eine stilistische Akzentverschiebung beim Medienwechsel, so finden wir auch in Barbara Neymeyrs Aufsatz über Rilkes Gedicht „Orpheus. Eurydike. Hermes“ einen Hinweis auf die literarische Umformung des antiken Mythos und Reliefs, die hier als dekadente „Kontrafraktur“ (S. 32) zu bezeichnen ist. Aspekte der Erinnerung und der Plötzlichkeit und die „Absage an die Individualität“ (S. 50) markieren die Abkehr von der mythologischen Vorlage, und bestimmen die „paradigmatische Relevanz“ (S. 27) des Gedichts für das Gesamtwerk. Bildende Kunst und Mythologie sind auch in Michael Rohwassers Analyse über Schnitzlers Erzählung „Die Weissagung“ die prägenden Vergleichsgrößen: die Lesbarkeit des freudianisch prophetischen Bildes wird durch die Überführung der „synchrone[n] Ordnung der Bilderwelt“ in die „sukzessive sprachliche Ordnung“ (S. 66) mit den Stummfilmen in Zusammenhang gebracht. Der begrenzte erzählerische Erfolg dieses Übersetzungsversuchs und letztendlich seine Infragestellung gelten

gleichsam als Leugnung von Freuds „Traumdeutung“, denn mit dem Gegensatz von auf Vergangenheit vs. Zukunft gerichteten Träumen wird bei Schnitzler auch die Möglichkeit der Heilung von der Hand gewiesen.

Im weiteren, eng mit dem Thema Bildlichkeit verbunden, beschäftigen sich zwei Beiträge mit der Identitäts- und Kulturkritik. In Magnus Klaues Arbeit über Else Lasker-Schülers „Mein Herz“ – „Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen“ ist die bildhafte und zugleich spielerische Fiktionalisierung ein wesentlicher Ausgangspunkt für die Neuformulierung der Dichotomie ‚Authentizität‘/‚Fiktion‘ (S. 81). Lasker-Schülers Liebeskonzeption betrachtet der Verfasser demnach als die „Affirmation des ‚Oberflächlichen‘“ (S. 93), als eine Art zum Bild gewordener „Marionetten-Existenz“ (S. 95), die zugleich die Gefahr der antibürgerlichen Zersplitterung des Ichs mit einschließt. Die „bildsprachliche Kulturkritik“ (S. 144) in Kafkas „Der Bau“ ist die zentrale Fragestellung von Markus Winklers Studie, in der die Funktionalisierung der tradierten Sprichwörter über das „Wühltier“ im inneren Monolog dargestellt wird. Wie in „Der Bau“ die „kulturellen Orientierungsformen“ (S. 144) durchforstet werden, so läuft die Entfaltung der intertextuellen Bezüge von Goethes „Faust“ und Brechts „Baal“ in der Untersuchung von Götz Beck auf folgendes hinaus: „Brechts zynischer

Applaus zu der Verkehrung des einst als frei und tätig konzipierten schöpferischen und genießenden Individuums in ein brutales, halbtierisch konsumierendes Endprodukt mag die verletzen, die sich Trauer-Melos erwartet hatten“ (S. 143).

Begriffe wie ‚Zerbrechlichkeit‘, ‚Erkenntniskrise‘, ‚Ironie‘ und ‚Zynismus‘ werden in den Beiträgen über die theoretisch konsistenter auftretenden ästhetischen Konzepte von Benn und Broch im Hinblick auf die Naturwissenschaften und auf die Philosophie neu aufgegriffen. Dirk von Petersdorff behandelt die Stadien der Definition von ‚Modernisierung‘ als „Leidensfaktor“ (S. 168) in Benns Prosa, aus denen eine „abwechselnd ästhetisch und biologisch“ (S. 185) interpretierte Geschichtsauffassung resultiert. Die Beziehung von Natur- und Geschichtsphilosophie und die Metaphysik des Unbewußten im Anschluß an Arthur Liebert als ihr mögliches Korrelat stehen im Mittelpunkt von Thomas Edelmanns Beitrag über die Wertzerfallessays Hermann Brochs. Wird hier der Wertzerfall als „Befreiung des Absoluten aus der Verstrickung des Relativen“ (S. 191) gedeutet, erbringt Carsten Könneker den Nachweis einer intensiven Rezeption der modernen Physik und zeigt, wie die Relativitätstheorie in Brochs „James Joyce und die Gegenwart“ sowie die Quantenmechanik in den Roman „Die Unbekannte Größe“ Eingang findet.

Die offene Struktur dieses literatur-

geschichtlichen Fragments erlaubt und erfordert die dialogische Fortsetzung der aufgeführten Ansätze. Falls das im Sinne der öfters diskutierten Bildlichkeit geschieht, dann ist berechtigterweise mit der Bewahrung methodischer Vielfalt zu rechnen, wie es von

den Herausgebern als Desiderat festgestellt wird: „In welchem Bilde der Leser auch immer sei – vielleicht kann er das ihm hier Zugetragene als diesem Bild zugehörig ansehen“.

Amália Kerekes (Budapest)

Konferenzberichte

Bericht über die Tagung
„Neue Historische Grammatiken des Deutschen“
(Heidelberg, 31. Januar bis 2. Februar 2001)

Die Grammatiken der Reihe *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte* sind seit etwa 120 Jahren auf der Palette linguistischer Forschung zu finden. Im Licht neuerer Forschungsergebnisse werden nun einige von ihnen modernisiert bzw. neu konzipiert; zudem wird die Reihe mit einer neuhochdeutschen Grammatik ergänzt. Einen besonderen Anlass zu der von Oskar Reichmann, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera organisierten Konferenz bot außerdem der 75. Geburtstag von Vladimir M. Pavlov. Eingeladen waren Linguisten, die an historischen Grammatiken arbeiten oder sich mit dem Thema aus einer Außenperspektive beschäftigen.

In seiner Begrüßung wies Oskar Reichmann auf zahlreiche Fragestellungen hin. Erwähnt wurde u.a. das Korpusproblem, die Frage, ob und wie man Handschriften, Editionen, Übersetzungen und literarische Texte analysieren soll, und insbesondere auch die, wie weit sprachliche Varietäten, neue Theorien und die unterschiedlichen Zielgruppen berücksichtigt werden sollen.

Eröffnet wurde die Vortragsreihe vom Jubilar Vladimir M. Pavlov, der in seinem Vortrag einerseits die syntaktisch-lexikalische Doppelnatur deutscher substantivischer Zusammensetzungen im historischen bzw. sprachkontrastiven Vergleich thematisierte und andererseits zeigte, dass es einen grundsätzlichen funktionalen Unter-

schied gibt zwischen substantivischen Zusammensetzungen und attributivischen Wortgruppen; die ersteren sind nämlich nicht-referentiell, die letzteren haben referentielle Funktion. Pavlov bestimmte den Gegenstand der Syntax als die Regeln der Verbindung von Lexemen (und nicht von Wörtern) zu Sätzen und wies darauf hin, dass der deutsche Sprachbau von Übergangerscheinungen durchsetzt sei.

Anschließend hielten Thorsten Roelcke und Gisela Zifonun ihre typologisch orientierten Plädoyers für die Neukonzipierung der Grammatiken. Roelcke forderte die Synthese von Typologie und Sprachstufengrammatik, wobei von einigen Teilnehmern in Frage gestellt wurde, dass eine methodologische Verwirklichung des Ansatzes gelingen könne. Zifonun umriss ihre Anforderungen an historische Grammatiken. Sie betonte, dass die Phänomenologie und die sprachtypologische Parametrisierung grammatischer Erscheinungen stets im Vergleich mit dem Gegenwartsdeutschen erfolgen bzw. deren diachrone Entwicklung in historischen Grammatiken klar erkennbar werden sollten.

Aus mediävistischer Sicht argumentierte Fritz Knapp für eine konsequentere, die Textspezifik stärker berücksichtigende Korpusbildung bei der Neubearbeitung der mhd. Grammatik. Er plädierte insbesondere für die Aufnahme poetischer Texte ins Korpus.

Die Neubearbeiter der altsächsi-

schen (Heinrich Tiefenbach) bzw. germanischen – gotischen (Hans Heidermanns) und altisländischen (Hans Fix) – Grammatiken nahmen Bezug auf Reichmanns korpusbezogene und den Benutzerkreis betreffende Problemstellungen. Heidermanns stellte die bisherigen gotischen Grammatiken vor. Danach ging er auf die geplante 20. Auflage ein, in der die Wortbildung und auch die Syntax berücksichtigt werden sollen. Die vollständige Bearbeitung dieser Kapitel erfolgt jedoch erst in der 21. Auflage.

Anschließend trugen Ingo Reiffenstein und Richard Schrodts ihre Ansichten zur neuen ahd. Grammatik vor. Schrodts stellte anhand von Wortstellungsphänomenen, Relativmarkern und Adverbialien die Schwierigkeiten dar, die sich bei der Anwendung grammatischer Kategorien auf die diachrone Entwicklung ergeben. Reiffenstein plädierte für die Interpretation des Ahd. als ein Ensemble spätgermanischer Dialekte, wobei seine Argumente für die Ausklammerung des Langobardischen aus diesem Ensemble eine lebhafte Diskussion auslösten.

Als Verfasser der neuen mhd. Grammatik vertrat Klaus-Peter Wegera gegenüber Knapp den Standpunkt, dass die für die neue Grammatik als Quelle dienenden Prosatexte wichtige Erkenntnisse über die Sprachrealität der Epoche liefern können. Danach wies Thomas Klein am Beispiel des Mhd. darauf hin, dass ein Korpus zu einer Sprachstufe immer nur eine Teilmenge des überlieferten Materials

(das wiederum nur eine Teilmenge der Gesamtheit der geschriebenen und gesprochenen Sprache ist) darstelle und insofern nicht repräsentativ sein könne. Er demonstrierte die Möglichkeiten der computerunterstützten Auswertung mittelhochdeutscher Handschriftstexte. Der letzte Vortragende im Bereich des Mhd., Heinz-Peter Prell, versuchte die nominale und verbale Klammerstruktur des Mhd. und Nhd. aus typologischer Sicht zu vergleichen. In der Diskussion stellte sich jedoch die Frage, ob und inwieweit die verschiedenen Grade der Grammatikalisierung dieser Phänomene einen Vergleich zulassen.

Ein im Gegensatz zu den meist empirisch orientierten Vorträgen zur historischen Grammatik eher theoretisch orientierter Vortrag war der von Vilmos Ágel, dem künftigen Autor der neuen nhd. Grammatik. Er plädierte für neue methodologische Prinzipien grammatischer Beschreibung, mit deren Hilfe die Kluft zwischen synchroner und diachroner grammatischer Arbeit aufgehoben werden könne.

Nach der Schlussdiskussion und Zusammenfassung der Tagungsergebnisse schlug Reichmann vor, in zwei Jahren eine Folgetagung zu veranstalten. Auf dieser soll dann einerseits über Fortschritte der Forschungsarbeit an historischen Grammatiken berichtet, andererseits aber auch über Themen, die hier nur am Rande der Diskussion vorkamen (sprachliche Realität, Grammatik vs. Wörterbuch), gesprochen werden.

Berichte der Institute 2000

*Judit Gaál (Budapest), Péter Kappel, Veronika Lorencz,
Petra Molnár, Orsolya Rauzs, Erna Takács (alle Szeged)*

**Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur am Germanistischen Institut
der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) Budapest**

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Blicke – kritisch und affirmativ“. Interkulturelles Seminar Budapest – Wien, 28. April – 1. Mai 2000 in Szigliget, Veranstalter: Dr. Edit Király, Dániel Lányi

„Grenzräume“, 24.-25. September 2000, Veranstalter: Prof. Dr. Jörg Schönert (Hamburg), Dr. Péter Varga

„Phantasiewelten: Märchen, Mythen, Sagen“. Internationales Symposium über die deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen, 21.-23. Juni 2000, Veranstalter: Dr. Horst Fassel, Dr. András Balogh, Dezső Szabó

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Ilona Kovács: „Das Kunstmärchen in der deutschen und ungarischen Literatur der Jahrhundertwende“

Rita Rozsondai: „Die Kalendergeschichte im 18. und 19. Jahrhundert“

Katalin Teller: „Sprachkrise und Sprachspiel in der Literatur der Jahrhundertwende“

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Dániel Lányi: „Kleists Marionettentheater. Ein Schlüssel zum Werk?“

Sándor Tatár: „Die ungarischen Übersetzungen von Nietzsche-Gedichten“

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Rhetorik“ (Reader – Pro Renovanda Cultura Hungariae Klebelsberg Szakalapítvány)

Laufzeit: Mai 2000 – April 2001, Leitung: Doz. Dr. Imre Kurdi

„Erzähltheorie – Erzähltextanalyse“ (Buchprojekt – Pro Renovanda Cultura Hungariae Klebelsberg Szakalapítvány), Laufzeit: Mai 2000 – April 2001, Leitung: Doz. Dr. habil. Magdolna Orosz

„Das Selbstbild und die Fremden in der älteren deutschen Literatur“ (OTKA F 029510)

Laufzeit: 1999-2003, Leitung: Dr. András Balogh

Lexikon deutschsprachiger Autoren aus Südosteuropa (MNEKK 2000), Laufzeit: 2000-2004, Leitung: Prof. Dr. Antal Mádl, Organisation: Dr. András Balogh

PERSONALIA

Doz. Dr. habil. Magdolna Orosz – Ernennung zur Prodekanin der Philosophischen Fakultät der ELTE (zuständig für Forschung, Wissenschaft und postgraduale Studien)

Dr. László Jónásik – Ernennung zum Dozenten

SONSTIGES

Studienreise von 16 Studenten und Doktoranden in die Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Forschungsthema: Stereotypen über Fremde in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts, 11.-16. April 2000, Leitung: Dr. András Balogh

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) Budapest

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

Gedenktagung zu Ehren von Prof. Claus Jürgen Hutterer und Prof. Karl Mollay 24. November 2000

Veranstalter: Germanistisches Institut und Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Koloman Brenner: „Akustische Eigenschaften der Plosive in den ungarndeutschen Dialekten von Westungarn“

Ilona Knapp-Feld: „Literarische Texte im Deutschunterricht“

Otto Korencsy: „Die trennbaren Präfixe im Frühneuhochdeutschen“

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche (KGRE) Budapest

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Isabella Kesselheim: „Werden und Vergehen einer Legende. Kapitel aus der mitteleuropäischen Theatergeschichte“

Szilvia Ritz: „Das Österreichische in Arthur Schnitzlers Erzählungen“

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Anita Czeglédy: „Mein Traum trat ein ins Märchen und wurde Land.“ – Die Wandlung des Österreichbildes in Peter Handkes Werk zwischen „Langsame Heimkehr“ und „Mein Jahr in der Niemandsbucht“

Tünde Farkas: „Intertextualität in Thomas Bernhards Auslöschung“

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Roberta Rada: „Euphemismen und Tabus in der Sprache“

FORSCHUNGSPROJEKTE

Regionale Standards OTKA 1428/VI, Laufzeit: 1999-2000, Leitung: Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi

Deutsch – Ungarisches Handwörterbuch, Laufzeit: 1992-2000, Ungarisch – Deutsches Handwörterbuch, Laufzeit: 2000 – , Leitung: Prof. Dr. Regina Hessky

PERSONALIA

Dr. Koloman Brenner – Ernennung zum Oberassistenten

PERSONALIA

Dr. Ferenc Szász – Ernennung zum Lehrstuhlleiter ab 1. Mai 2000; Ernennung zum Dozenten

Dr. Eszter Ajkay – Ernennung zur Oberassistentin

Dr. Krisztina Mérei Simon – Ernennung zur Oberassistentin

Dr. Anita Czeglédy – Ernennung zur Oberassistentin

Dr. József Kovács – Forschungsaufenthalt im Landesarchiv Graz (Juli 2000)

SONSTIGES

Der Lehrstuhl erhielt die Fachgenehmigung des Ungarischen Akkreditationskomitees (MAB) am 30. Juni 2000.

Institut für Germanistik an der Universität Debrecen (DE)

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Entdeckung“ – Nationale Nachwuchskonferenz (Bereich Deutschsprachige Literatur), 26.-28. Mai 2000, Veranstalter: Dr. Klaus Bonn (DAAD-Lektor)

„The Pragmatics of Scientific Discourse“ – Panel auf dem 7th International Pragmatics Conference, Budapest, 9.-14. Juli 2000, Veranstalter: Prof. Dr. András Kertész

„Textualität und Rhetorizität“, 22.-23. September 2000, Veranstalter: Institut für Germanistik, Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen, Lehrstuhl für ältere ungarische Literatur an der Universität Debrecen

„Niederländische koloniale Literatur“. Vorträge zur Geschichte und Forschung der kolonialen Literatur der Niederlande (Holland und Belgien), ungarische Autoren und ihre Rolle in der kolonialen Literatur, 2. Oktober 2000, Veranstalter: Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Germanische Sprachen und Kulturen an der Universität Debrecen

„Niederländische koloniale Literatur“. Vorträge zur Geschichte und Forschung der kolonialen Literatur der Niederlande (Holland und Belgien), ungarische Autoren und ihre Rolle in der kolonialen Literatur, 2. Oktober 2000, Veranstalter: Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Germanische Sprachen und Kulturen an der Universität Debrecen

„Niederländische koloniale Literatur“. Vorträge zur Geschichte und Forschung der kolonialen Literatur der Niederlande (Holland und Belgien), ungarische Autoren und ihre Rolle in der kolonialen Literatur, 2. Oktober 2000, Veranstalter: Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Germanische Sprachen und Kulturen an der Universität Debrecen

„Niederländische koloniale Literatur“. Vorträge zur Geschichte und Forschung der kolonialen Literatur der Niederlande (Holland und Belgien), ungarische Autoren und ihre Rolle in der kolonialen Literatur, 2. Oktober 2000, Veranstalter: Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Germanische Sprachen und Kulturen an der Universität Debrecen

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Judit Gyöngyi Balogh: Thema: Heimatliteratur

Ildikó Czap: Thema: Hermann Broch

Zsuzsanna Darai: Thema: Kompositionalität

Erika Garics: Thema: Elias Canetti

András Horváth: „Räume, Rilke“

Beatrix Kricsfalusi: „Theatralität und Textualität in den deutschsprachigen Dramen der 70er und 80er Jahre“

Eszter Pabis: „Nation und Narration. Das schweizerische Selbstverständnis veranschaulicht am Werk von Max Frisch“

Gergely Pethő: „A polisizémia a kognitív szemantikában“ [Die Polysemie in der kognitiven Semantik]

Marianna Sörös: „Elias Canettis Autobiographie“

HABILITATIONSSCHRIFTEN

Dr. Zsuzsanna Iványi: „A konverzációelemzés néhány tudománymetodológiai problémája“ [Einige methodologische Probleme der Konversationsanalyse]

Dr. Anna Molnár: „Die Grammatikalisierung deutscher Modalpartikeln“

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Péter Csátár: „A kognitív nyelvészet egysége hangjainak sokféleségében“ [Einheit der kognitiven Linguistik in der Vielfalt ihrer Stimmen]

FORSCHUNGSPROJEKTE

A formák ideológiája [Die Ideologie der Formen] (FKFP 0129/1999), Laufzeit: 1999-2001, Projektleiter: Doz. Dr. Kovács Kálmán

A századforduló magyar zsidó irodalma [Ungarisch-jüdische Literatur um die Jahrhundertwende]. (Felsőoktatási Programfinanszírozási Pályázat), Laufzeit: 1999-2000, Projektleiter: Tamás Lichtmann

Közép-európai zsidó művelődéstörténeti kutatás és szak [Forschung und Lehre mitteleuropäischer jüdischer Kulturgeschichte] (SOROS Nemzetközi Együttműködési és Innovációs Pályázat), Laufzeit: 1999-2002, Projektleiter: Tamás Lichtmann

Literarische und kulturelle Beziehungen zwischen den Niederlanden und Ungarn (FKFP 0136/1999), Laufzeit: 1999-2001, Projektleiterin: Dr. Katalin Beke

Möglichkeiten und Grenzen der kognitiven Linguistik (FKFP 0330/1997), Laufzeit: 1997-2000, Projektleiter: Prof. Dr. András Kertész

PERSONALIA

Dr. Péter Csátár – Ernennung zum Oberassistenten

Edit Kovács – Ernennung zur wissenschaftlichen Assistentin

Csaba Szabó – Ernennung zum wissenschaftlichen Assistenten

Orsolya Farkas – Studienaufenthalt an der Bergischen Universität Gesamthochschule Wuppertal im Rahmen eines DAAD-Stipendiums (Okt. 2000 – Juli 2001)

Beatrix Kricsfalusi – Forschungsaufenthalt an der Universität Wien im Rahmen der Aktion Österreich-Ungarn (Mai 2000); Studienaufenthalt an der FU Berlin im Rahmen eines DAAD-Stipendiums (Okt. 2000 – Juli 2001)

Edit Kovács – Forschungsaufenthalt an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main im Rahmen eines DAAD-Stipendiums (Okt. 1999 – Aug. 2000)

Péter Maitz – Forschungsaufenthalt an der Universität Heidelberg im Rahmen eines DAAD Stipendiums (Okt. 2000 – Aug. 2001)

Gergely Pethő – Forschungsaufenthalt am Deutschen Seminar der Universität Tübingen, unterstützt von der Fachstiftung „Diákok a Tudományért“ der Stiftung „Pro Renovanda Cultura Hungariae“ (Juni

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Eszterházy-Károly-Hochschule (EKF) Eger

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Éva Kalocsai-Varga: Thema: Lehrbuchforschung

PERSONALIA

Irén Virág – Assistentin ab September 2000

SONSTIGES

Acta Academiae Paedagogicae Agriensis.

1999); Forschungsaufenthalt an der Universität Tübingen im Rahmen eines DAAD-Stipendiums (Okt. 2000 – Juli 2001)

Zsuzsanna Radványi – Forschungsaufenthalt an der Universität Augsburg (Okt. 1999 – Sept. 2000)

Doz. Dr. Kálmán Kovács – dreimonatiger Forschungsaufenthalt in an der Universität Tübingen im Rahmen eines Humboldt-Stipendiums

SONSTIGES

Periodika:

Beiträge. Zur Methodik und Fachdidaktik Deutsch als Fremdsprache. Debreceni Egyetem: Kossuth Egyetemi Kiadó. Heft 4. 2000. (Hg. Dr. Zsófia Lieli; Zsuzsanna Radványi; Gabriella Mészáros-Percze)

NemNagyKunst – StudentInnenzeitung des Instituts für Germanistik der Universität Debrecen Heft 1 (2000) (Hg. Dr. Gunther Dietz)

Sprachtheorie und germanistische Linguistik 10.1 (2000), 10.2 (2000). Debrecen & Münster. (Hg. Prof. Dr. András Kertész)

Werkstatt. Arbeitspapiere zur germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft Heft 1 (2000) (Hg. Edit Kovács und Péter Maitz)

Nova series tom. XXIII. Germanistische Studien. Eger, 2000. (Hg. Domonkos Illényi)
Studentenaustausch im Rahmen des ERASMUS-Programms.

Lehrstuhl für Deutsche Literatur an der Universität Miskolc und Hochschulfakultät Comenius (CTF) Sárospatak

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

II. PhD-Konferenz des Instituts für moderne Philologie, 9. November 2000 Miskolc

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Erzsébet Kézi: „Fremdsprachenunterricht an der Reformierten Hochschule in Sárospatak zwischen den zwei Weltkriegen“

Judit Kovács: „Romantische Ironie in den Märchenkomödien von Ludwig Tieck“

Erika Pap: „Frauenfiguren in Christine Lavants Prosa“

Károly Vajda: „Zeitperspektiven in der Prosa von Otlík und Musil“

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

István Kontor: Nachdichtungen von Lórin Szabó aus dem Deutschen

PERSONALIA

Dr. Walter Fanta – Ernennung zum Dozenten

Dr. István Kontor – Ernennung zum Dozenten

Erika Pap – einmonatiger Forschungsaufenthalt am Robert-Musil-Institut Klagenfurt

SONSTIGES

Vorlesungen von Dr. Walther Fanta an der Universität Debrecen: Literarizität und Rhetorizität; 1000 Jahre Ungarn, September 2000

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Pécs

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluß auf die regionalen deutschen Dialekte“, 30. März – 2. Apr. 2000, Veranstalter: Prof. Dr. Katharina Wild / Mag. Manfred Glauningner

Transdanubiens, Leitung: Prof. Dr. Katharina Wild
Soziolinguistische Erforschung des sprachlichen Repertoires, des Sprachgebrauchs und der Sprachbewertung in den deutschen Sprachinseln Ungarns, Leitung: Dr. Zsuzsa Gerner

PERSONALIA

Dr. Katharina Wild: Habilitation und Ernennung zur Professorin

SONSTIGES

Austausch von DozentInnen mit der Universität Heidelberg
Entsendung von Stipendiaten nach Heidelberg und Ludwigsburg

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Anna Reder: „Kollokationskompetenz von DaF-Lernern“

Bernadett Gebhardt: „Hausnamen in Meckelnádas“

FORSCHUNGSPROJEKTE

Erforschung der Dialekte sowie der Volkskultur der deutschen Volksgruppe im Süden

Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur an der Universität Pécs

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Veronika Barics: „Christoph Ransmayrs Erzählverhalten“

Erika Hammer: „Das Schweigen zum Klagen bringen. Überwindung der Sprachkrise mit poetischer Innovation in der Schweizer Literatur der 70er und 80er Jahre“

Judit Heteyi: „Teufelsbündnis und/oder Verführung. Tendenzwandel im Faust-Motiv bis in die Gegenwart“

Lehel Sata: „Mystische Sprachbetrachtung in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts“

Edina Sándorfi: „A mimetikus kép(i)esség emlékezte Theodor Fontane szövegeiben. (Egy rejtett esztétika nyomai)“

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Paradigmawechsel in der Literatur der Donaumonarchie“, Laufzeit: 1998-2004, Leitung: Dr. Zoltán Szendi

„Deutschsprachige Literatur in Ungarn“, Laufzeit: 2000-2003, Leitung: Dr. Horst Lambrecht

Pázmány Péter Katholische Universität (PPKE) Germanistisches Institut Piliscsaba

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Die Donauländer in der Wissenschaftsgeschichte Europa“. Internationale Konferenz der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte (Deutschland) in Piliscsaba, örtlicher Tagungsleiter: Prof. Dr. Paul Richard Blum, 1.-3. Juni 2000

PERSONALIA

Dr. Imre Szigeti – Ernennung zum Institutsleiter; Gastdozentur am Philologischen Institut der Universität Patras, Griechenland (Sept. 1999 – Juni 2000).

Katalin Mády – Forschungsaufenthalt in

PERSONALIA

Dr. Zoltán Szendi – Habilitation
Erika Hammer – Forschungsaufenthalt am Germanistischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (Jan. – Dez. 2000)

SONSTIGES

Ausstellung: „Innenansichten von außen. Österreichreisen aus fünf Jahrhunderten“. Organisation: Das Österreichische Kulturinstitut und der Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur an der Philosophischen Fakultät der Universität Pécs

Periodika:

Sonderband der Pécs-er Studien zur Germanistik mit dem Titel Jahrhundert-Wendezeit. III. Symposium junger ungarischer GermanistInnen (Hg.: Dorothee Rabe und Lehel Sata)

München (Klinikum rechts der Isar); Bereich: Klinische Phonetik (2000-2002)

SONSTIGES

Pluralität und Identität in der Geistesgeschichte Europas – Ungarisch-Kroatatisches Seminar, Inter-University Centre Dubrovnik (Kroatien), 25. März – 1. Apr. 2000

Seminar mit Germanistikstudenten der PPKE und Studenten der Universität Zagreb, Referenten aus Ungarn, Kroatien, den USA und Deutschland, Leitung: Prof. Dr. Paul Richard Blum

Schülerwettbewerb „Pázmány“ 2000, Nov.

1999 – Febr. 2000, Leitung: Imre Oravec
Schülerwettbewerb „Pázmány“ 2001, Nov. 2000 – Febr. 2001, Leitung: Imre Oravec, Judit Poprády

„Zusammenleben – Momente der ungarischen und ungardeutschen kulturellen Erbe“. Gedenktagung zum Millennium, kul-

turelle Veranstaltung, 14. September 2000, Koordinatorin: Horváth Lajosné dr. Gabriella Scheili Regelmäßige dreimonatige Praktika ungarischer Germanistikstudentinnen auf dem Gymnasium Burg Kastli (Bayern)

Institut für Germanistik an der Universität Szeged (SZTE)

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Toliranz“. Erste Tagung einer geplanten linguistischen Tagungsreihe zur Förderung disziplininterner und interdisziplinärer Toleranz, 26. Januar 2000, Veranstalter: Lehrstuhl für Germanistische Linguistik der SZTE

„Zeitenwenden – Wendezeiten II.“ Arbeitstagung im Rahmen der Germanistischen Institutspartnerschaft Siegen – Szeged. (DAAD), 20.-21. Oktober 2000, Veranstalter: Prof. Dr. Hedda Ragotzky, Prof. Dr. Árpád Bernáth

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Eszter Gombocz: „Zur kontrastiven Wortfamilienforschung – Deutsch-Ungarisch“

Tünde Katona: „Dokumente einer Stadtkanzlei als Quelle für die Kulturgeschichte der Deutschen in Oberungarn im 16./17. Jahrhundert“ (Arbeitstitel)

Erzsébet Szabó: „Die Nicht-Transparenz der Welt. Über Theodor Fontanes „Effi Briest“ und „Schach von Wuthenow“ (Arbeitstitel)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Géza Horváth: „Wege der deutschen Innerlichkeit“

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Typologie der deutschsprachigen Erzählungen der Jahrhundertwende“ (FKFP 0885), Laufzeit: 1997-2000, Leitung: Prof. Dr. Károly Csúri

Erstellung eines deutsch-ungarischen Substantivvalenzwörterbuches, Leitung: Prof. Dr. Peter Bassola, in Zusammenarbeit mit dem Institut für deutsche Sprache Mannheim (IDS) – Erste Veröffentlichung: 2001

PERSONALIA

Dr. Vilmos Ágel – Ernennung zum Universitätsprofessor

Dr. Endre Hárs – Ernennung zum Dozenten
Judit Ecsedy – Forschungsaufenthalt in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel (Sept. 2000 – Jan. 2001)

Miklós Fenyves – Forschungsaufenthalt mit einem DAAD-Stipendium an der Universität Siegen (Febr. – Juni 2000)

Dr. Endre Hárs – Forschungsaufenthalt an der Universität Göttingen im Rahmen des Roman-Herzog-Stipendiums (Alexander von Humboldt-Stiftung) (Jan. – Febr. 2000)

SONSTIGES

Studienfahrt von Germanistikstudenten nach Berlin, 26. April – 1. Mai 2000, Leitung: Alexander Barti, Tamás Kispál
Verleihung des Ehrendokortitels der Universität Szeged an Prof. Dr. Horst Turk

(Georg-August-Universität Göttingen), 28. September 2000
 „Innenansichten von Aussen. Österreich – Reisen aus fünf Jahrhunderten“. Ausstellung im Juhász Gyula Múvelődési Központ

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Hochschulfakultät für Lehrerbildung „Gyula Juhász“ der Universität Szeged

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

„Verlorene Texte – erinnerte Welten“. Internationales Symposium. Interdisziplinär ausgerichtet und international besetzte Veranstaltung zur Beziehung zwischen kulturellem Gedächtnis und Literatur, 13.-15. November 2000, Veranstalter: Prof. Dr. Zsuzsa Kalmár, Dr. Attila Bodo

FORSCHUNGSPROJEKTE

Kontrastive Phonologie (OTKA 2314 / 1998), Laufzeit: 1998-2002, Leitung: Prof. Dr. Emese Balogh

Kodolányi-János-Gesamthochschule (KJF) Lehrstuhl für Deutsch als Fremdsprache Székesfehérvár

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Mihály Sepsei: „Tranitivitätsparameter in der deutschen Gegenwartssprache“
 Szilvia Szatzker: „Grammatikalisierung in der Geschichte der deutschen Sprache“
 Gábor Gulyás: „Deutsche Literatur in den deutschen Lehrbüchern der ungarischen Mittelschulen (1867-1914)“
 Anna Peres: „Die Motive in Th. Manns Roman Doktor Faustus“
 Anna Majorosi: „Weiterbildung von Deutschlehrerinnen nach der Wende in Ungarn“

Szeged, 9.-13. Oktober 2000, Veranstalter: Österreichisches Kulturinstitut Budapest, Institut für Germanistik der Universität Szeged

PERSONALIA

Erzsébet Forgács – Ernennung zur Hochschulprofessorin
 Eszter Propsz – Ernennung zur Oberassistentin
 Gabriella Nádudvari – einmonatiger Forschungsaufenthalt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Rahmen eines DAAD-Stipendiums
 Eszter Propsz – einmonatiger Forschungsaufenthalt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Rahmen eines DAAD-Stipendiums
 Dr. Filoméla Kopasz – einmonatiger Forschungsaufenthalt an der Universität Klagenfurt.

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

László Kovács: „Goethe und Musil“

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Förderung der edukativen Kompetenz von Studierenden“. Interdisziplinäres Projekt von 4 Lehrstühlen der Hochschule (MKM-OM), Laufzeit: 1998 – 2000, Leitung: Dr. Lukács Péter

PERSONALIA

Szilvia Szatzker – Forschungsaufenthalt in Wien SoSe 2000

Anna Majorosi – Ernennung zur Dozentin, Forschungsaufenthalt in Zürich
 Melitta Becker – Ernennung zur Hochschulprofessorin
 László Kovács – Ernennung zum Lehrstuhlleiter; Ernennung zum Hochschulprofessor

SONSTIGES

„Österreich aus unserer Sicht“. Wettbewerb für SchülerInnen in Transdanubien und Budapest, November 1999 – Februar 2000, Leitung: Anna Majorosi
 Periodika: „Aus unserer Werkstatt“. Beiträge zur Literatur und Linguistik des germanistischen Lehrstuhls von Székesfehérvár. Kodolányi Füzetek 7 (2000) (Hg. Anna Majorosi)

Hochschule „Berzsenyi Dániel“ (BDF) Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur Szombathely

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Orsolya Hanusz: „Komödie und Erwartungshorizont. Ein Beitrag zur Grillparzer-, Raimund- und Bauernfeld-Rezeption“

József Tóth: „Wortfeldforschung: Entwicklungsgeschichte und kontrastive semantische Untersuchungen“

SONSTIGES

Sommer-/Wintersemester: Zweiwöchiger Aufenthalt am Lehrstuhl von 10 Referendaren aus Stams, Leitung: Dr. Mária Barota

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Anikó Zsigmond: „Marie von Ebner-Eschenbach. Das Frauenbewußtsein einer österreichischen Aristokratin“

Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Veszprém (VE)

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN, SYMPOSIEN

Vortrag mit anschließender Diskussion zum Thema „Veszprémer Germanistikstudent (inn)en in Europa: Kontakte, Erfahrungen und Perspektiven“, 3. Mai 2000
 Konferenz der Robert-Bosch-Stiftung an der Universität Veszprém im Rahmen des Lektorenprogramms zur Förderung der deutschen Sprache und Landeskunde an Hochschulen in Mittel- und Osteuropa und des Lektorenprogramms zur Förderung des Geistes- und Sozialwissenschaften in Mittel- und Osteuropa. Vorträge und Diskussionen zur Germanistik in MOE und zu

Minderheitenfragen, 22.-26. November 2000

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Erika C. Németh: „Rolle und Stellung der Übersetzung im universitären Curriculum“
 Tünde Máthé: „Das Ungarnbild in der deutschsprachigen Historiographie des Mittelalters“

HABILITATIONSSCHRIFTEN

Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné: „Textsorten der Presse als Produkte des kollektiven Textens im interkulturellen Vergleich“

PERSONALIA

Dr. István Bogner – Forschungsaufenthalt an der Ludwig-Maximilians-Universität in München – Vervollständigung der Monographie über die Geschichte der deutschen Sprache (Juli 2000)

Prof. Dr. Csaba Földes – Ernennung zum Vorsitzenden der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Klasse des Regionalen Zentrums Veszprém der Ungarischen Akademie der Wissenschaften; Ernennung zum Vorsitzenden der Arbeitskommission für deutsche Philologie der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Klasse des Regionalen Zentrums Veszprém der Ungarischen Akademie der Wissenschaften

László V. Szabó – Ernennung zum Sekretär der Arbeitskommission für deutsche Philologie der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Klasse des Regionalen Zentrums Veszprém der Ungarischen Akademie der Wissenschaften

Dr. Ewa Drewnowska-Vargáné – Ernennung zur Vizevorsitzenden der Arbeitskommission für deutsche Philologie der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Klasse des Regionalen Zentrums Veszprém

der Ungarischen Akademie der Wissenschaften; Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim (1. Aug. 1999 – 31. Juli 2000)

SONSTIGES

DAAD-Hospitation und Schulpraktikum unserer Germanistik- bzw. Deutschlehrerstudenten im Großraum Hamburg, 25. April – 20. Mai 2000, Leitung und Betreuung: Heide Bakai-Rottländer

Studentenaustausch:

Studentenaustausch von Germanistikstudenten mit der Universität Nantes/Frankreich im Rahmen des Erasmus-Programms, Sommersemester 2000

Studentenaustausch von Germanistikstudenten mit der Universität Antwerpen/Belgien im Rahmen des Erasmus-Programms, Herbstsemester 2000

Stipendienaufenthalt von Germanistikstudenten an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Rahmen einer Germanistischen Institutspartnerschaft mit der Universität Veszprém

Jahresbibliographie 1999-2000

- Adamik, Lajos: „Dieser Strick, dieses Seil, diese Schnur“. Mit Ransmayr in Straelen. In: Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35), S. 95-104.
- Ágel, Vilmos: Grammatik und Kulturgeschichte. Die raison graphique am Beispiel der Epistemik. In: Sprachgeschichte und Kulturgeschichte. Hg. v. Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr, Thorsten Roelcke. Berlin, New York: de Gruyter, 1999 (Studia Linguistica Germanica 54), S. 171-223.
- Ágel, Vilmos: Der langen Syntax kurzer Sinn. Offenheit statt Ambiguität. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 27-41.
- Ágel, Vilmos: Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. Bd.2. Hg. v. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger. Berlin, New York: de Gruyter, 2000 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2), S. 1855-1903.
- Ágel, Vilmos: Valenztheorie. Tübingen: Narr, 2000 (Narr Studienbücher). 300 S.
- Antal, Mária: Auf die Plätze, fertig, hör! Avagy: ami az „Előszó“-ból kimaradt [Auf die Plätze, fertig, hör! oder Was aus dem „Vorwort“ ausgeblieben ist]. In: Nyelvvizsga fórum 2 (1999), H. 1, S. 40-43.
- Antal, Mária: Modern Corvinák, avagy Frankfurt (m)uszályán [Moderne Corvinas oder: In Frankfurts Schlepptau]. In: Nyelvvizsga fórum 3 (2000), H. 1, S. 77-78.
- Antal, Mária: Regionalität und europäisches Bewusstsein. In: Deutschunterricht für Ungarn 14 (1999), H. 2, S. 32-35.
- Bakos, Klára: Wo literaturwissenschaftliche und sprachwissenschaftliche Kategorien „zusammenspielen“ oder wie man den ersten Satz von Raabes Erzählung „Die Gänse von Bützow“ lesen könnte. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 279-283.
- Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): A nyelvmint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása. 1998. április 16-18. Szombathely: BDTF, 1999. (Bd. I-III).
- Balogh, András F.: Fremdbilder in den deutschen Literaturen des Karpatenbeckens im Vorfeld der Revolution von 1848. In: Lenau-Jahrbuch 25 (1999), S. 107-116.
- Balogh, András F.: Goethes Mittelalter-Image. In: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens 1999, H. 1-2 (15-16), S. 196-198.
- Balogh, András F.: Die literarische Zweisprachigkeit des Franz Liebhard (1899-1989). In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 241-252.
- Balogh, András F.: Möglichkeiten und Probleme der internationalen Kooperation aus der Sicht junger WissenschaftlerInnen in Ungarn. Ein Essay über die Germanistik. In: Studien. Internetbericht des Instituts zur Erforschung und Förderung österreichischer und internationaler Literaturprozesse. Wien, 1999. (<http://www.adis.at/arlt/institut/studies>)
- Balogh, András F.: A német irodalom kezdetei és a magyarok [Die Ungarn in den ersten Texten der deutschen Literatur]. In: Korunk. Kolozsvár. 1999, Nr. 3, S. 15-22.

- Balogh, András F.: Stephan Ludwig Roth in der ungarischen Kultur. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 22 (1999), H. 2, S. 43-51. Auch in: Siebenbürgen, Magie einer Kulturlandschaft. [Anthologie der Zeitschrift Korunk]. Hg. Farkas-Zoltán Hajdú etc. Heidelberg, Klausenburg: Korunk, 1999, S. 53-62.
- Balogh, András F.: A törökidulás a 16. századi német röpiratokban [Die türkische Offensive in Ungarn in den deutschen Flugschriften des 16. Jahrhunderts]. In: Könyvesház. A Művelődés melléklete. Kolozsvár (Klausenburg) 9 (2000), H. 1, S. 12-14.
- Balogh, András F.: Ungarisch-deutsche Literaturbeziehungen in Siebenbürgen und dem Banat während der Zwischenkriegszeit. In: Siebenbürgen, Magie einer Kulturlandschaft. [Anthologie der Zeitschrift Korunk] Hg. Farkas-Zoltán Hajdú etc. Heidelberg, Klausenburg: Korunk, 1999, S. 208-222.
- Balogh, András F.: Utószó [Nachwort]. In: Bergel, Hans: Hajdútánc vasban. Regény. Fordította és az utószót írta Balogh F. András [Hans Bergel: Tanz in Ketten. Roman. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von A.B.]. Budapest: Alterra, 1999, S. 210-215.
- Balogh, András F.: „Wie der Bêheim rede, Walch und Unger./ Daz muoz lernen manic man./ Dem biutel, hant und mage ist wan“. Vorbetrachtungen zu den Fremdeitskonzeptionen in der deutschen Literatur des Mittelalters am Fallbeispiel Ungarns. In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Sonderband 2000, S. 11-19.
- Balogh, András F.: Zur Frage der Kontinuität in der älteren deutschen Literatur Ungarns. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 31-37.
- Balogh, András F.; Tarnói, László (Hg.): Literatur und Kultur im Königreich Ungarn um 1800 im Spiegel deutschsprachiger Prosatexte. Budapest: Argumentum, 2000 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 3), 682 S.
- Balogh, Éva: Moderne Lyrik im DaF-Unterricht mit Unterrichtsmodellen. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 195-201.
- Balogh, Éva: Pragmatische Vermittlung der Grammatik im DaFu. In: Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása. 1998. április 16-18. Szombathely: BDTF, 1999, (Bd. III), S. 69-72.
- Barota, Mária: Ein Fofanov-Gedicht in R. M. Rilkes Übertragung unter besonderer Berücksichtigung der Addition und Konnotation. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 43-53.
- Barota, Mária: Metamorphosen der Zeit in R. M. Rilkes „Buch vom mönchischen Leben“. In: Holzner, J.; Simonek, S.; Wiesmüller, W. (Hg.): Russland (Österreich. Literarische und kulturelle Wechselbeziehungen. Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang, 2000, S. 177-208.
- Barota, Mária: „... sein eigener Gang ist doch Musik genug ...“ Musikalität und Übersetzung. In: Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása. 1998. április 16-18. Szombathely: BDTF, 1999 (Bd. I), S. 99-106.

- Barota, Mária: Zur Problematik des Rosenmotivs in Rilkes Cornet-Dichtung im Spiegel der ungarischen Übersetzung von György Rónay. In: T. Molnár, István; Klauy, Kinga (Hg.): Papp Ferenc akadémikus 70. születésnapjára. Barátok, pályatársak, tanítványok tanulmányai, visszaemlékezései. Debrecen: Egyetemi Kiadó, 2000, S. 108-115.
- Barótiné Gaál, Márta: Erinnerung und Ahnung in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ und „Heinrich von Ofterdingen“. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): Goethe: Vorgaben. Zugänge. Wirkungen. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2000, S. 183-195.
- Barótiné Gaál, Márta: A „levésben lét“ poétikája [Die Poetik des „seienden Seins“]. In: Györke, Zoltán (Hg.): Nyelv, aspektus, irodalom. Köszöntő könyv Krétkits József 70. születésnapjára. Szeged: SZTE Juhász Gyula Főiskolai Kara, 2000, S. 381-388.
- Barótiné Gaál, Márta: Novalis történelem-szemlélete a „Heinrich von Ofterdingen“ című regénytörredék alapján [Novalis' Geschichtsanschauung anhand des Romanfragments „Heinrich von Ofterdingen“]. In: Lévi-Valensi, Jacqueline; Sebe-Madácsy, Piroska; Bene, Kálmán (Hg.): Nouvelles tendances en littérature comparée III. Új tendenciák a komparatiztikában III. Szeged, Amiens: Juhász Gyula Tanárképző Főiskola Kiadója, 1999, S. 282-287.
- Barótiné Gaál, Márta: Párhuzamok Ludwig Tieck és Hamvas Béla Antikrisztus-felfogásában [Parallelen in der Antichrist-Auffassung von Ludwig Tieck und Béla Hamvas]. Protestáns Szemle 62, N.F. 9 (2000), H. 2, S. 95-104.
- Bassola, Péter: Die Geschichte der Deutschen in Ungarn, ihre Sprache und ihre Kultur im Lichte der Forschungsgeschichte. In: Hála, Ottó; Kopasz, Filoméla (Hg.): Sprache: Tradition und Geschichte. Szeged 1999, S. 6-13.
- Bassola, Péter: Im Dienste der Germanistik – ein Leben lang. In: Neue Zeitung (Ungarndeutsches Wochenblatt) Jg. 42. Nr. 51-52, Budapest, 19. Dezember 1998, S. 5.
- Bassola, Péter: Linguistische Grundlagen von DaF in Unterricht und Lehrerbildung (in Zusammenarbeit mit Andreas Kasjan, Universität Kyushu/Japan, Tamás Kispál, Universität Szeged/Ungarn, Ewa Drewnowska-Vargáné, Universität Veszprém/Ungarn, Helmut Schumacher, IDS Mannheim/Deutschland). In: Deutschunterricht für Ungarn 15 (2000), H. 3-4. (im Druck, 10 Seiten)
- Bassola, Péter: Wörterbücher zur Substantivvalenz aus heutiger Sicht. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 31-47.
- Bassola, Péter; Kiss, Endre (Hg.): Literatur als Brücke zwischen Ost und West. Zum Gedenken an Wolfgang Kraus. Szeged: Grimm Kiadó, 2000. 135 S.
- Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8). 269 S.
- Bassola, Péterné: Verhandlungstechnik in der deutschen Fachübersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Technischen Universität Budapest. Erstellung des Lehrprogrammes – Unterrichtserfahrungen. In: Nyelv*Info 7 (1999), H. 4, S. 21-22.
- Báthori, Csaba: Goethe életgyakorlata [Goethes Lebenspraxis]. In: Nagyvilág 44 (1999), H. 7-8, S. 531-541.
- Báthori, Csaba: Perem és közép [Die Kante und die Mitte] (Über Rilkes „Shaw!“). In: Nagyvilág 44 (1999), H. 9-10, S. 835-838.

- Báthori, Csaba: Sodrónni nem elég [Nur Gertragensin ist nicht genug]. In: Nagyvilág 44 (1999), H. 11-12, S. 961-967.
- Becker, Melitta: Alfred Paul Schmidt. In: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. 65. Nlg. München: Edition Text und Kritik, 2000.
- Becker, Melitta: Gerhard Rühm und der Mythos Wiener Gruppe. In: Bartsch, Kurt; Schwar, Stefan (Hg.): Gerhard Rühm. Graz-Wien: Literaturverlag Droschl, 1999 (Dossier 15). S. 125-157.
- Beckl, János Miklós: Text und Interkulturalität. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 311-317.
- Bernáth, Árpád: Az elbeszélés vizsgálatának kérdései [Fragen der Erzählanalyse]. In: Bonyhai Gábor összegyűjtött munkái. 1/B. Budapest: Balassi Kiadó, 2000, S. 366-374. [Diskussionsbericht: S. 374-376.]
- Bernáth, Árpád: Das Ende eines Familienromans. Über einen Roman von Péter Nádas. In: Hungarian Studies 13 (1998/99), H. 2, S. 239-251.
- Bernáth, Árpád: Das Ende eines Familienromans. Über einen Roman von Péter Nádas. In: Kulcsár Szabó, Ernő; Szegedy-Maszák, Mihály (Hg.): Epoche – Text – Modalität. Diskurs der Moderne in der ungarischen Literaturwissenschaft. Tübingen: Max Niemeyer, 1999, S. 271-281.
- Bernáth, Árpád: Goethe és a Teremtő [Goethe und der Schöpfer]. A. d. Dt. v. Márta Horváth. In: Protestáns Szemle 61, N.F.8 (1999), H. 2, S. 59-75.
- Bernáth, Árpád: Goethe und das Göttliche. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen. Frankfurt a. M. et al: Peter Lang, 2000, S. 85-102.
- Bernáth, Árpád: Hozzászólások az Irodalomelmélet tárgya és módszere c. konferencián [Beiträge auf der Konferenz Der Gegenstand und die Methode der Literaturwissenschaft]. In: Bonyhai Gábor összegyűjtött munkái. 1/B. Budapest, 2000, S. 317, 327, 341, 362, 375, 406.
- Bernáth, Árpád: Idegen nyelvi modern filológia [Moderne Fremdsprachenphilologie]. In: A szegedi tudományegyetem múltja és jelene. 1921-1998. Szeged: JATE, 1999, S. 138-156.
- Bernáth, Árpád: Modern Languages. A. d. Ung. v. György Novák. In: A szegedi tudományegyetem múltja és jelene. 1921-1998. Szeged: JATE, 1999, S. 157-163.
- Bernáth, Árpád: Über die Metapher. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 99-106. (auf Ung.: A metafora Arisztotelész Poétikájában. Autorisierte Übersetzung von Veronika Gergó. In: Literatura 26 (1999), H. 4, S. 456-462. und In: Saly, Noémi (Hg.): Mihálynapki köszöntő. Írások Ilia Mihály születésnapjára. Szeged, Budapest: SZTE BTK, 2000, S. 75-83.)
- Bernáth, Árpád: Zu den Grundlagen einer Wissenschaft über die möglichen Welten in der Poetik. In: Kulcsár Szabó, Ernő; Szegedy-Maszák, Mihály (Hg.): Epoche – Text – Modalität. Diskurs der Moderne in der ungarischen Literaturwissenschaft. Tübingen: Max Niemeyer, 1999, S. 137-143.
- Bernáth, Csilla: Zur Entstehung neuer Phraseologismen – Filmtitel auf dem Weg zum geflügelten Wort. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 169-173.
- Bikics, Gabriella: Interkulturalis szemlélet: a Stufen példája [Interkulturelle Anschauung: das Beispiel der Stufen]. In: Nyelv*Info 7 (1999), H. 3, S. 12-16.

- Bíróné Udvari, Katalin: A kulturális különbözőség megjelenítése. Adalékok a tananyagkészítés pedagógiájához [Die Darstellung der kulturellen Differenz. Beiträge zur Pädagogik der Zusammenstellung des Lehrmaterials]. In: Nyelv*Info 7 (1999), H. 3, S. 8-11.
- Bódy-Márkus, Rozália: Die Geschichte von Siebenbürgen in Abend Unterhaltungen vors Volk. Eine Hermannstädter „Volkschrift“ und ihre Nachfolger. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 11 (1999), S. 87-120.
- Bognár, Zsuzsa: Eisler Mihály József és társai – Lukács György szellemi vonzásköre a Pester Lloydban 1907-1914 [Josef Michael Eisler und seine Kameraden – Der geistige Anziehungskreis von Georg Lukács im Pester Lloyd 1907-1914]. In: Magyar Könyvszemle 115 (1999). I.: S. 46-64; II.: S. 186-195.
- Bognár, Zsuzsa: „Wo trennt sich Hjalmar Ekdal von Novalis?“ Zum Novalis-Essay von Georg Lukács. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 51-64.
- Bogner, Stefan: Zum Gebrauch von Passivformen im Lateinischen und im Frühneuhochdeutschen. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 175-183.
- Blum, Paul Richard: Die Sühne vor der Schuld. Über das Rückwärtslesen von Geschichten. In: Universitas 54 (1999), S. 481-491.
- Blum, Paul Richard: Expressionistische Lyrik als Existenzphilosophie. In: Existencia 9 (1999), S. 171-181.
- Böhm, Falko: Moderne Landeskunde im DaF-Unterricht an einer ungarischen Hochschule. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Zehn Jahre Germanistik in Szombathely im europäischen Zusammenhang. Jubiläumskonferenz – 29.-30. Oktober 1999. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia), S. 27-41.
- Bombitz, Attila: Bachmann szerint a világ [Nach Bachmann die Welt]. In: Győri Műhely 23 (2000), H. 4, S. 32-41.
- Bombitz, Attila: Az el(ő)tűnés művészete. Poétikus és teorétikus bekezdések Christoph Ransmayr könyveihez [Die Kunst des (Un-)Sichtbarwerdens. Poetische und theoretische Absätze zu Christoph Ransmayrs Büchern]. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 46-51.
- Bombitz, Attila: Geschichten aus dem Mazzini-Nachlass. Zum Netzwerk von Christoph Ransmayr. In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 1999 (Acta Germanica 9), S. 135-140.
- Bombitz, Attila: A határléptés poétikája: Peter Handke [Die Poetik der Grenzüberschreitung: Peter Handke]. In: Jelenkor 42 (1999), H. 10, S. 1002-1016.
- Bombitz, Attila: Ein österreichisches Bücherregal. Best of 1989-1999. In: Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbeziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999, S. 166-176. (auf Ung.: Osztrák könyvespolc 1989-1999. In: Magyar Lettre Internationale, Herbst 1999, S. 79-81.)
- Bombitz, Attila: Osztrák regénypolc – rátekintés [Ein österreichisches Romanregal – Anblick]. In: Magyar Lettre Internationale, Winter 2000, S. 78-80.
- Bombitz, Attila: Sorssá lett idegenség – osztrák módra. Ingeborg Bachmann: Három út

- a tóhoz című elbeszéléséről [Zum Schicksal gewordene Fremdheit – auf österreichische Weise. Über Ingeborg Bachmanns Erzählung „Drei Wege zum See“]. In: Saly, Noémi (Hg.): Mihály napi köszöntő. Írások Ilia Mihály születésnapjára. Szeged, Budapest: SZTE Bölcsészettudományi Kara, 2000, S. 84-95.
- Bombitz, Attila: A világ metamorfózisa. Christoph Ransmayr: Morbus Kitahara [Die Metamorphose der Welt. Christoph Ransmayr: Morbus Kitahara]. In: Jelenkor 42 (1999), H. 6, S. 569-584.
- Bombitz, Attila; Fenyves, Miklós: A világ túlélése. Hommage á Thomas Bernhard [Das Überleben der Welt. Hommage á Thomas Bernhard]. In: Art Limes (Történet – Labirintus), Tatabánya, 1999, S. 101-108.
- Bombitz, Attila: Die Welt als Meta-Morphisation. Zum Werk von Christoph Ransmayr. In: Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35), S. 73-93.
- Bombitz, Attila (Hg.): Osztrák történetek [Österreichische Geschichten]. Sondernummer der Zeitschrift Tiszatáj 53 (1999), H. 6.
- Bonn, Klaus: Brechungen aus Klaus Bödl's Studie in Kristallbildung. In: Werkstatt 1 (2000), S. 103-109.
- Bonn, Klaus: Entgegnungen – Erzählungen zur Literatur. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1999 (Debrecener Studien zur Literatur 5).
- Bonn, Klaus: Mutter, Dämmer. Ein Versuch. Egelsbach u.a.: Verlag Dr. Hänsel-Hohenhausen, 1999 (Deutsche Hochschulschriften 1164).
- Bonn, Klaus: Nichtig im Grunde. Zu Robert Walsers Hölderlin. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 31-35.
- Bonn, Klaus: Nietzsches „Geburt der Tragödie“ in Musils „Mann ohne Eigenschaften“ auseinandergesetzt. Ein kleinerer Versuch. In: Lichtmann, Tamás (Hg.): Nietzsche. Debrecen: K. E. K., 1999 (Arbeiten zur Deutschen Philologie. Bd. XXIV), S. 21-39.
- Boócz-Barna, Katalin: A nyelváltás okai a német mint idegen nyelv órán [Die Gründe des Sprachwechsels im DaF-Unterricht]. In: Lengyel, Zs.; Navracsics, J.; Nádas, E. (Hg.): Alkalmazott Nyelvészeti Tanulmányok. Közép-Európa. Veszprém: Veszprémi Egyetem Alkalmazott Nyelvészeti Tanszék, 2000, S. 126-132.
- Boronkai, Szabolcs: Haza és hazafiság a 19. századi soproni német nyelvű prédikációkban [Heimat und Patriotismus in den deutschsprachigen Predigten des 19. Jahrhunderts]. In: Soproni Szemle 54 (2000), H. 3, 239-249.
- Boronkai, Szabolcs: Moritz Kolbenheyer. Ein (Nach-) Dichter an der Sprachgrenze. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 75-84.
- Boros, Marietta: Bemalte Bauernmöbel von Hartau/Harta. (Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 16). 154 S.
- Brdar-Szabó, Rita; Brdar, Mario: Collocational potential in language contact. In: English in the Modern World. Festschrift for Hartmut Breitzkreuz on the Occasion of His Sixtieth Birthday. Hg. v. Maria Dakowska. Frankfurt a. M. et al: Peter Lang, 2000 (Foreign Language Studies 5), S. 201-212.
- Brdar-Szabó, Rita; Brdar, Mario: Grammaticalization and the lexicon: Core and-periphery model vs. prototype approach. In: Mangasser-Wahl, Martina (Hg.): Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven. Tübingen: Stauffenburg, 2000, S. 139-159.

- Brdar-Szabó, Rita; Komlósi-Kniph, Erzsébet: Egy német-magyar szóképzési lexikon koncepcióterve [Konzeptionsentwurf eines deutsch-ungarischen Wortbildungslexikons]. In: Modern Nyelvoktatás 5 (1999), H. 2-3, S. 26-36.
- Breier, Zsuzsa: Zwischen Gewesenem und Gegenwärtigem. Zu Hofmannsthal's „Anruf der Ewigkeit“ in Augenblicke in Grichenland. In: Schwob, Anton; Szendi, Zoltán (Hg.): Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende im Donauraum. Symposium Pécs/Fünfkirchen 1.-5. Oktober 1997. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 2000, S. 9-16.
- Brenner, Koloman; Valaczkai, László: Abriß einer deutschen Phonetik (Handbuch für die Germanistenausbildung mit deutsch-ungarischen Materialien). Veszprém 1999. 128 S.
- Brenner, Koloman: Akustische Parameter der Affrikaten einer ungarndeutschen Dialektform in West-Ungarn. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 189-194.
- Brenner, Koloman: Magánhangzók kontrasztív akusztikai elemzése [Kontrastive akustische Analyse von Vokalen]. In: Gósy, Mária (Hg.): Beszédkutatás '99. Budapest: MTA Nyelvtudományi Intézete, 1999, S. 44-52.
- Brenner, Koloman: A regionális és kisebbségi nyelvek helyzete és szerepe az Európai Unióban [Stellung und Rolle der Regional- und Minderheitensprachen in der Europäischen Union]. In: Európai dimenziók a hazai nyelvoktatásban. Veszprém: Tallér Kiadó, 1999 (Európai Füzetek 4.), S. 25-30.
- Canisius, Peter: Dieses und jenes über das und das. Zwei Typen unbestimmter Ausdrücke im Deutschen und Ungarischen. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 109-127.
- Classen, Albrecht: Witz, Humor, Satire. Georg Wickrams Rollwagenbüchlein als Quelle für sozialhistorische und mentalitätsgeschichtliche Studien zum 16. Jahrhundert. Oder: Vom kommunikativen und gewalttätigen Umgang der Menschen in der Frühneuzeit. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 13-30.
- Csatár, Péter: A kognitív nyelvészet autonómiája? [Über die Autonomie der kognitiven Linguistik]. In: Szécsényi, Tibor (Hg.): LingDok 1. Nyelvész-doktoranduszok dolgozatai. Szeged: Szegedi Tudományegyetem Elméleti nyelvészet doktori program, 2000, S. 158-170.
- Csatlós, Judit; Kiss, Judit: Lerne gern Deutsch! Debrecen: Panoráma Nyelvtudó 1999. 290 S.
- Cseresznyák, Mónika: Unzeitgemäße Betrachtungen. Johann Wolfgang von Goethe über John Flaxman. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 241-245.
- Csúri, Károly; Oberwagner, Christian; Steinkle, Robert: Geographisch zwar am Rand, aber keinesfalls im Eck. Der Österreich-Lehrstuhl in Szeged. In: Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbekanntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999, S. 90-96.
- Csúri, Károly: Jugendstil als narrative Konstruktionsprinzip. Über Hofmannsthal's „Das Märchen der 672. Nacht“. In: Schwob, Anton; Szendi, Zoltán (Hg.): Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende im Donauraum. Symposium Pécs/Fünfkirchen 1.-5. Oktober 1997. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 2000, S. 17-32.

- Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10). 174 S.
- Darai, Zsuzsanna: Ein Fragment des Deutschen mit deontischen Operatoren. Analysen und offene Fragen. In: Werkstatt 1 (2000), S. 9-42.
- Deréky, Pál; Erich, Sara és Simón. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 90-94.
- Dietz, Gunther: Aspekte der Fachtextproduktion. Ein Leitfaden für Studierende. 2., bearb. und erw. Aufl. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 1999 (Studienmaterialien 7).
- Dietz, Gunther; Tronka, Krisztián: Grundzüge einer induktiven Ausspracheschulung für fortgeschrittene ungarische Deutschlerner am Beispiel der deutschen Kurzvokale. In: Reihe Fremdverstehen in Sprache und Kultur. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, Hg. Peter Coliander. (im Druck)
- Dietz, Gunther; Tronka, Krisztián: Induktivität und Integrativität in der Ausspracheschulung – Beispiele aus einem neuen Lehrwerk für fortgeschrittene ungarische Deutschlerner. In: Deutschunterricht für Ungarn 2000. Bd. 3. (im Druck)
- Dietz, Gunther: Leseprozesse in Schreibprodukten – Zur Leistungsfähigkeit von Übersetzungsfehler-Analysen in der L2-Leseforschung. In: Wolff, Armin; Tanzer, Harald (Hg.): Sprache - Kultur - Politik. Regensburg: FaDaF, 2000 (Materialien DaF 53), S. 612-652.
- Dietz, Gunther; Tronka, Krisztián: Praktische fo'ne:tyk®. Erprobungsfassung 3/2000. Debrecen: Universität Debrecen, 2000.
- Dietz, Gunther: Selektion von Pluralmarkern bei ungarischen Deutschlernern. Ein Test mit Kunstwörtern. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 111-132.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Deutsch als Nationalitätensprache /Minderheitensprache: Eine Komponente in der Auslandsgermanistik. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 25 (1999), S. 417-426.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa: „Ezeket már nem szeretem” – „Die mag ich nicht mehr” – „Juz ich nie lubie”. Ausgewählte Abschnitte aus Ferenc Molnárs Jugendroman „A Pál utcai fiúk” im textlinguistischen Vergleich mit ihren deutschen und polnischen Übersetzungen. Teil II. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 3 (1999), H. 1, S. 5-35.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa: Fokussierung „harter Nachrichten” in deutsch-, polnisch- und ungarischsprachigen journalistischen Diskursgemeinschaften. In: Sprachreport 4 (2000), S. 13-19.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Interkulturalität als Paradigma in Germanistik und Deutschlehrerbildung. Dargestellt am Beispiel eines germanistischen Studiengangs. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 3 (1999), H. 2, S. 161-175.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Überlegungen zur Umstellung auf die neue deutsche Orthographie aus der Perspektive von Deutsch als Fremdsprache und Auslandsgermanistik. In: LernSprache Deutsch 7 (1999), S. 83-102.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Umstellung auf die neue deutsche Rechtschreibung: Aus der Perspektive ungarischer Deutschlehrer. In: Deutschunterricht für Ungarn 15 (2000), H. 2, S. 5-28.
- Ecsedy, Judit: Die polyglotte Gesamtausgabe der Werke von Johann Arndt – ein monumentales Unternehmen (1642-1643). In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Pécs. Sonderband 2000, S. 29-50.
- Einhorn, Ágnes; Szénich, Alexandra: Az érettségizők német íráskészségéről. Az új érettségi első próbaméréseinek tanulságai [Über die deutsche Schreibfertigkeit der Abiturienten. Die Lehren der ersten Probenmessungen des neuen Abiturs]. In: Modern Nyelvoktatás 6 (2000), H. 1, S. 51-55.

- Emmert, Josef: Das deutsche Bauernhaus in Wemend/Wémend. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1997), S. 47-74.
- Englenderné Hock, Ibolya: Hiedelmek, babonák a barbarci németség körében [Volks- und Aberglauben bei den Ungarndeutschen in Babarc]. In: Barátság. Kulturális és közéleti folyóirat. 6 (2000), Nr. 6, S. 302-306.
- Englenderné Hock, Ibolya; Lutz Maier: Länderbericht Ungarn. In: Primar. Zeitschrift für Deutsch als Fremdsprache und Zweitsprache im Primarschulbereich. 9 (2000), H. 25, S. 57-58.
- Erb, Maria; Knipf, Elisabeth: Selbstreflexionen zum Ortsdialekt in den deutschen Ortschaften im Ofner Bergland (Ungarn). In: Greule, A.; Scheuerer, F. X.; Zehetner, L. (Hg.): Vom Sturz der Diphthonge. Beiträge zur 7. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie in Regensburg, 1998. Tübingen: Niemeyer, 2000 (Tübinger Beiträge zur Linguistik 450).
- Erb, Maria; Knipf, Elisabeth: Sprachgewohnheiten bei den Ungarndeutschen (Vorergebnisse einer Umfrage). In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1998), S. 138-146.
- Erb, Mária; Knipf, Erzsébet: Új lehetőségek és kihívások – új kommunikációs stratégiák? [Neue Möglichkeiten und Herausforderungen – neue Kommunikationsstrategien?] In: Kisebbségkutatás 8 (1999), H. 2, S. 176-187. (auf Englisch: Erb, Mária; Knipf, Erzsébet: Observations on the Proficiency of the German Minority of Hungary. In: Minorities Research. A Collection of Studies by Hungarian Authors. 2000, H. 2, S. 99-112.)
- Fanta, Walter: Die Entstehungsgeschichte des „Mann ohne Eigenschaften” von Robert Musil. Wien: Böhlau, 2000 (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur; Band 49).
- Fanta, Walter; Robert Musil. Der Mann ohne Eigenschaften. In: Fetz, Bernhard; Kastberger, Klaus (Hg.): Von der ersten zur letzten Hand. Theorie und Praxis der literarischen Edition. Wien: Folio, 2000 (Österreichisches Literaturarchiv – Forschung 7), S. 82-90.
- Farkas, Orsolya: Textverstehen bei ungarischen Deutschlernern. Eine psycholinguistische Fallstudie anhand von Gedächtnisprotokollen. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 32 (2000), S. 35-75.
- Fata, Márta: Rudolf Hartmann – Das Auge des Volkskundlers. Fotowanderfahrten in Ungarn im Spannungsfeld von Sprachinselforschung und Interethik. Anlässlich der Ausstellung im Ethnographischen Museum Budapest 27. Jan.-28. Febr. Tübingen: Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 1999.
- Fekete-Csizmazia, Zsuzsanna: Worüber das Märchen erzählt. Aspekte der Märchenanalyse. (In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 271-277.
- Feld-Knapp, Ilona; Gyergyádesz, Zsuzsanna; Mester, Ildikó; Szabó, Éva: Entdeckungen. Német nyelvkönyv haladóknak felvételi feladatokkal. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1999. 184 S.
- Fenyves, Miklós: Búcsúzás. Donhauser Edgarja és Liviája [Abschied. Donhausers Edgar und Livia]. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 58-64.
- Földényi, László: Heinrich von Kleist im Netz der Wörter. A. d. Ung. v. Ákos Doma. München: Matthes & Seitz, 1999 (Batterien 66). 552 S. (Auf Ung.: Földényi, László: Heinrich von Kleist a szavak hálójában. Pécs: Jelenkor, 1999. 462 S.)
- Földényi F., László: „Reist nach Ungarn, und werdet wieder Berliner!”. Deutsch-ungarische literarische Begegnungen. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Darmstadt. Jahrbuch 1998, S. 11-23.
- Földes, Csaba: Adalékok a német-magyar egybevető nyelvészet és a nyelvi érintkezések aktuális kérdéseire [Ansätze zu

- den aktuellen Fragen der deutsch-ungarischen vergleichenden Linguistik und sprachlichen Kontakte]. In: Szabó, Márta; Sisakné Zentai, Ilona (Hg.): A Magyar Tudományos Akadémia Veszprémi Területi Bizottságának értesítője. Veszprém: VEAB, 1999, S. 66-68.
- Földes, Csaba: Deutsch als „MOE-Sprache“ aus ungarischer Sicht: Situation und Perspektiven. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 47 (2000), H. 2-3, S. 142-155.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Deutsch als Nationalitätensprache /Minderheitensprache: Eine Komponente in der Auslandsgermanistik. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 25 (1999), S. 417-426.
- Földes, Csaba: Die deutsche Orthographieform und ihre Umsetzung in Ungarn. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 75-96.
- Földes, Csaba: Die deutsche Sprache im Spiegel von Werthaltungen: Eine Außenansicht. In: Kühn, Ingrid; Lehker, Marianne (Hg.): Deutsch in Europa – Muttersprache und Fremdsprache. Frankfurt a.M. et al: Lang, 2000 (Wittenberger Beiträge zur deutschen Sprache und Kultur 1), S. 145-162.
- Földes, Csaba: Egybevető frazeológia: dimenziók és perspektívák [Vergleichende Phraseologie: Dimensionen und Perspektiven]. In: Györke, Zoltán (Hg.): Nyelv, aspektus, irodalom. Köszöntő könyv Krékit József 70. születésnapjára. Szeged: SZTE Juhász Gyula Főiskolai Kara, 2000, S. 97-106.
- Földes, Csaba: Ethnic, Cultural and Linguistic Diversity Problems in the Carpathian Basin. In: Lipóczi, Sarolta; Oomen-Welke, Ingelore (Hg.): Students East – West. Language, Society, Arts, Education. Freiburg i.Br.: Fillibach, 1999, S. 31-54.
- Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Großwörterbücher mit Deutsch als Ausgangs- bzw. Zielsprache. Zur Problemlage in der Relation Deutsch-Ungarisch und Ungarisch-Deutsch. In: Deutsche Sprache 27 (1999), H. 4, S. 335-355.
- Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Halász Előd nagyszótárainak felújítási munkálatai [Die Erneuerungsarbeiten an den Großwörterbüchern von Előd Halász]. In: Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása. 1998. április 16-18. Szombathely: BDTF, 1999, S. 65-70.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Interkulturalitás als Paradigma in Germanistik und Deutschlehrerbildung. Dargestellt am Beispiel eines germanistischen Studiengangs. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 3 (1999), H. 2, S. 161-175.
- Halász, Előd; Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch-Ungarisch. Berlin/München/Wien/Zürich/New York: Langenscheidt 2000.
- Halász, Előd; Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Langenscheidts Großwörterbuch Ungarisch-Deutsch. Berlin/München/Wien/Zürich/New York: Langenscheidt 2000.
- Halász, Előd; Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Magyar-német kisszótár [Ungarisch-deutsches Kleinwörterbuch]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2000. 778 S.
- Halász, Előd; Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Magyar-német nagyszótár [Ungarisch-deutsches Großwörterbuch]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1998. 1637 S.
- Földes, Csaba: Minorities and minority languages in Hungary – a challenge at the end of the 20th century. In: New Language Planning Newsletter 14 (1999/2000), H. 4, S. 1-4.
- Halász, Előd; Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Német-magyar kisszótár [Deutsch-ungarisches Kleinwörterbuch]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2000. 770 S.

- Halász, Előd; Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Német-magyar nagyszótár [Deutsch-ungarisches Großwörterbuch]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1998. 1873 S.
- Földes, Csaba: Neue Medien in der linguistischen Lehre: Überlegungen zu multi- bzw. hypermedialen CD-ROMs. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 4 (2000), H. 1, S. 5-21.
- Földes, Csaba: Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung im Kontext von Deutsch als Fremdsprache und Auslandsgermanistik. In: Deutsch als Fremdsprache 37 (2000), H. 4, S. 199-209.
- Tóth, Szergej; Zántó, Róbert; Földes, Csaba: Nyelvészet és társadalom [Sprache und Gesellschaft]. CD-ROM. Szeged: INFOtec 1999.
- Földes, Csaba: Ortsnamen im Spannungsfeld von Öffentlichkeitssprache und sprachlichem Wandel. Germanistisch-linguistische Bemerkungen anhand der Kosovo-Krise. In: Muttersprache. Wiesbaden 109 (1999), H. 3, S. 303-315.
- Földes, Csaba: Rechtschreibunterricht in der Lernsprache Deutsch – nach der Orthographieform. In: Zielsprache Deutsch 31 (2000), H. 1, S. 15-30.
- Földes, Csaba: Sprachdidaktik in Erwachsenenbildung und akademischer Weiterbildung. Konzepte und Erfahrungen eines PhD-Studiengangs. In: Pongó, Stefan; Pokrivák, Anton (Hg.): Teaching Foreign Languages to Adults/Fremdsprachenunterricht für Erwachsene/Vyu ovanie cudzích jazykov pre dospelých. Conference Proceedings, 12th and 13th July, 2000. Nitra: Univ. 2000, S. 12-14.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Überlegungen zur Umstellung auf die neue deutsche Orthographie aus der Perspektive von Deutsch als Fremdsprache und Auslandsgermanistik. In: Lernsprache Deutsch 7 (1999), S. 83-102.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Földes, Csaba: Umstellung auf die neue deutsche Rechtschreibung: Aus der Perspektive ungarischer Deutschlehrer. In: Deutschunterricht für Ungarn 15 (2000), H. 2, S. 5-28.
- Földes, Csaba: Was ist die deutsche Sprachewert? Fakten und Potenzen. In: Wirkendes Wort. Trier 50 (2000) H. 2, S. 275-296.
- Földes, Csaba: Zur Begrifflichkeit von „Sprachenkontakt“ und „Sprachenmischung“. In: Lasatowicz, Maria Katarzyna; Joachimsthaler, Jürgen (Hg.): Assimilation – Abgrenzung – Austausch. Interkulturalität in Sprache und Literatur. Frankfurt a.M. et al: Lang, 1999 (Oppelner Beiträge zur Germanistik 1), S. 33-54.
- Forgács, Erzsébet: Ethnostereotype und interkulturelle Kommunikation. In: Lipóczi, Sarolta; Oomen-Welke, Ingelore (Hg.): Students East – West. Languages, Society, Arts, Education. Freiburg. 1999, S. 93-107.
- Forgács, Erzsébet: Etnosztereotípiák a német mint idegen nyelv oktatásában [Ethnostereotype im Unterricht des Deutschen als Fremdsprache]. In: Módszertani Közlemények 30 (2000), H. 2, S. 75-85.
- Forgács, Erzsébet; Formanné Kiss, Katalin: Néhány német nyelvkönyv Németországképeről [Über das Deutschlandbild einiger DaF-Lehrwerke]. In: Módszertani Közlemények 30 (2000), H. 1, S. 31-42.
- Forgács, Erzsébet: A német parömiológiai minimum ismertségéről német szakos magyar hallgatók körében. Egy kérdőív felmérés eredményei [Über die Bekanntheit des deutschen parömiologischen Minimums unter den ungarischen Germanistikstudenten. Die Ergebnisse einer Umfrage]. In: Modern Nyelvtanítás 5 (1999), H. 2-3, S. 47-55.
- Forgács, Erzsébet: A reklám mint a lélektani hadviselés eszköze. Stratégiák és fegyverek [Die Werbung als Mittel der psychologischen Kriegsführung. Strategien und Waffen]. In: Petőfi S., János; Békési, Imre; Vass, László (Hg.): Szemiotikai Szöveg-tan 12. Szövegtani kutatás: témák, ered-

- mények, feladatok (II). Szeged: Juhász Gyula Tanárképző Főiskola Kiadója, 1999, S. 303-318.
- Forgács, Erzsébet: Der Stellenwert des Deutschen als Fremdsprache in Ungarn. In: Jakab, Edit; Lipóczi, Sarolta; Striberny, Friedrich (Hg.): Pädagogische Horizonte in Europa. Kecskemét. 1999, S. 31-41.
- Forgács, Erzsébet: Ungarn und seine Minderheiten. In: Österreichische Osthefte. Zeitschrift für Mittel-, Ost- und Südosteuropaforschung 1999. H. 2, S. 195-217.
- Forgács, Erzsébet: Die Werbung als multimediale Kommunikation unter kommunikationstheoretischem Aspekt. – In: Germanistik 2000. H. XIV, S. 1-20.
- Forgács, Erzsébet; Formanné Kiss, Katalin: Néhány német nyelvkönyv Németország-képeről [Über das Deutschlandbild einiger DaF-Lehrwerke]. In: Módszertani Közlemények 30 (2000), H. 1, S. 31-42.
- Fővénnyessy, Zsuzsa: Wörter und Wendungen der Diskussion. Mit Übungen zur Gestaltung der Diskussion. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1999. 327 S.
- Fried, István: Das deutschsprachige Bürgertum von Pesth-Ofen in den 1840er Jahren. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 345-367.
- Füllmann, Rolf: Die symbolischen Wunden – Paul Heyse's Novellen und das weibliche Begehren – Teil II: Selbstbewusste Weiblichkeit in literarischen und essayistischen Texten. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 3 (1999), H. 1, S. 35-57.
- Gaál, Zsuzsanna: Adverbiale im Fokus. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 147-155.
- Gaál Gyulai, Erzsébet von: Heines „pazifike Mission“. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 3 (1999), H. 2, S. 177-198.
- Gerner, Zsuzsanna: Zur Identitätsbildung ungarndeutscher Jugendlicher – Eine Fallstudie. In: Deutscher Kalender 2001. Budapest 2000, S. 196-201.
- Glauninger, Manfred Michael; Muhr, Rudolf u. a.: Österreichisches Deutsch kennenlernen. Graz 1999.
- Glauninger, Manfred Michael: Untersuchungen zur Lexik des Deutschen in Österreich. Frankfurt a. M. u. a. 2000 (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 28.).
- Glauninger, Manfred Michael: Zu Bertolt Brechts Gedichten „Lob der Partei“ und „Wir sind sie“. In: Pécsér Studien zur Germanistik 6 (1999), S. 51-84.
- Glauninger, Manfred Michael: Zum Wortschatz des österreichischen Deutsch. In: Language Norms and Varieties. Vorträge der Jahrestagung der Croatian Applied Linguistics Society in Opatija 1998. Rijeka/Zagreb 2000, S. 175-190.
- Gombocz, Eszter: Das Gedächtnis im Lernprozeß. In: Deutschunterricht für Ungarn (1999), H. 1, S. 50-59.
- Gombocz, Eszter: Die Rolle der Analogie bei dem Wortschatzerwerb. In: Deutschunterricht für Ungarn (1999), H. 2.
- Gombocz, Eszter: Ein Beitrag zur Bildungstypologie auf Grund von Wortfamilien einer agglutinierenden und flektierenden Sprache. In: Information Deutsch als Fremdsprache (1999), H. 4, S. 378-392.
- Gombocz, Eszter: Wortbildung und Lexikographie Hand in Hand. Gerhard Augst: Wortfamilienwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. In: Information Deutsch als Fremdsprache (1999), H. 6, S. 601-608.
- Gombocz, István: Deutschunterricht und Germanistik in den Vereinigten Staaten: Eine Zwischenbilanz vor der Jahrtausendwende. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 65-75.

- Görbe, Tamás; Sándor, Claudia: Versuch einer Zusatzbildung für Übersetzer und Dolmetscher am Institut für Germanistik der JATE. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 219-228.
- Grudl, József: „Höchster Geist“ und „schönste Seele“. Das Dichterpaa Baumberg-Batsányi und die Formen des Bonapartismus in der Habsburger Monarchie. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 49-57.
- Gyárfás, Edit: Fachlexik der Wirtschaft. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 73-84.
- Feld-Knapp, Ilona; Gyergyádesz, Zsuzsanna; Mester, Ildikó; Szabó, Éva: Entdeckungen. Német nyelvkönyv haladóknak felvételi feladatokkal. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1999. 184 S.
- Gyivicsán, Anna: Berührungspunkte der traditionellen deutschen und slowakischen Kultur in den slowakischen Sprachinseln in Ungarn. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1998), S. 147-155.
- Györfly, Miklós: Im Spannungsfeld zwischen privatem und öffentlichem Leben. Die Zweisprachigkeit des Grafen István Széchenyi (1791-1860). In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 69-74.
- Hajdú, Erzsébet: Die gemeinschaftsbildende Kraft von Musik, Lied und Tanz in den ungarndeutschen Gemeinden. In: Musik im Umbruch, kulturelle Identität und gesellschaftlicher Wandel in Südosteuropa. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999, S. 209-227.
- Hajdú, Erzsébet: Gondolatok az autonóm tanulás témaköréhez [Gedanken zum Thema Autonomes Lernen]. In: Európai dimenziók a hazai nyelvoktatásban. Veszprém: Tallér Kiadó, 1999 (Európai füzetek 4), S. 111-130.
- Hála, Ottó; Kopasz, Filoméla (Hg.): Sprache: Tradition und Geschichte. Szeged 1999.
- Halasi, Zoltán: Nincs feloldás [Es gibt keine Freisprechung – Über Robert Walsers „Skizze“]. In: 2000 11 (1999), H. 2, S. 45-47.
- Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999. 731 S. (auf Ung.: Németek Budapesten. Budapest: Fővárosi Német Kisebbségi Önkormányzat, 1998. 466 S.)
- Hammer, Erika: Totentanz der Sprache und experimentelle Grenzerfahrungen in Hermann Burgers Roman „Schilten“. In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Pécs. Sonderband 2000, S. 51-72.
- Hansel, István: Versuch einer Wiederbelebung ungarndeutscher Forschungen am Institut für Germanistik der JATE Szeged. Ziele, Möglichkeiten und Schwierigkeiten – ein Arbeitsbericht. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 249-254.
- Hanusz, Orsolya: Metamorphosen des Gesprochenen. Sprachliche Signale einer

- Schicksalswende in den Possen von David Kalisch und Johann Nepomuk Nestroy. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 247-256.
- Harmat, Márta: „Eisenbahnen“ – Zivilisationskritik und Kulturskepsis in Anna Karenina und Effi Briest. In: Segebrecht, Wulf (Hg.): Europavisionen im 19. Jahrhundert. Vorstellungen von Europa in Literatur und Kunst, Geschichte und Philosophie. Würzburg: Ergon, 1999, S. 190-198.
- Harmat, Márta: Történetiség „történelem” nélkül (Gondolatok a 19. századi „nőregények” olvasásakor) [Geschichtlichkeit ohne „Geschichte” (Gedanken beim Lesen der „Frauenromane” des 19. Jahrhunderts)]. In: Lévi-Valensi, Jacqueline; Sebe-Madácsy, Piroška; Bene, Kálmán (Hg.): Nouvelles tendances en littérature comparée III. Új tendenciák a komparatistikában III. Szeged, Amiens: Juhász Gyula Tanárképző Főiskola Kiadója, 1999, S. 288-293.
- Hárs, Endre: „Én”, avagy a narratív ész kritikája [„Ich”, oder Kritik narrativer Vernunft]. In: A szerző neve. DEKONFERENCIA IV. Hg. v. György Fogarasi, Ferenc Odorics. Szeged: Ictus, JATE, 1998 (deKON-KÖNYVek 11), S. 230-249.
- Hárs, Endre: Fikció=Önéletrajz (Filozófiai antropológiai vázlat avagy fiction science) [Fiktion=Autobiographie. (Philosophisch-anthropologische Skizze oder fiction science)]. In: Jelenkor 43 (2000), H. 1, S. 78-86.
- Hárs, Endre: Goethezeit und deutsche Poststrukturalisten. Überlegungen zu einer Episode in Goethes Rezeptionsgeschichte. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen. Frankfurt a. M. et al: Peter Lang, 2000, S. 391-406.
- Hárs, Endre: Nyárs Béla: Tábori kis génusz – Tíz év múlva. In: Saly, Noémi (Hg.): Mihálynap-i köszöntő. Írások Ilia Mihály születésnapjára. Szeged, Budapest: SZTE BTK, 2000, S. 127-136.
- Hegedűs-Kovačević, Katalin: Todor Manojlović – ein deutschsprachiger Autor. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 189-194.
- Héger, Ágnes: Treffpunkte von Kunst und Leben. Eichendorffs Aus dem Leben eines Taugenichts in intertextuellem Licht. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 151-161.
- Herzog, Andreas: Auslöschung als Selbstausslöschung oder Der Erzähler als theatrale Figur. In: Honold, Alexander; Joch, Markus (Hg.): Thomas Bernhard. Die Zurichtung des Menschen. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1999 (Materialien des Internationalen Kongresses thomas bernhard. eine einschärfung. Berlin, 16.-20.9. 98, Literaturhaus Fasanstraße), S. 123-131.
- Herzog, Andreas: Brod, Max; Feuchtwanger, Lion; Sommer, Ernst. In: Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Hg. v. Andreas B. Kilcher. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2000, S. 90-93, S. 141-145, S. 536-537.
- Herzog, Andreas: Deutscher und Jude. Das Selbstverständnis Arnold Zweigs im Spiegel seiner Essayistik. In: Das Jüdische Echo. Europäisches Forum für Kultur & Politik. Gegründet v. den Jüdischen Akademikern Österreichs und der Vereinigung jüdischer Hochschüler Österreichs, Vol. 48 Oktober 1999, S. 192-198.

- Herzog, Andreas: Theodor Fritschs Zeitschrift „Hammer” und der Aufbau des „Reichs-Hammerbundes” als Instrumente der völkisch-antisemitischen Reformbewegung (1902-1914). In: Herzog, Andreas; Lehmsstedt, Mark (Hg.): Das bewegte Buch. Buchwesen und soziale, nationale und kulturelle Bewegungen um 1900. Wiesbaden: Harrassowitz (in Kommission) 1999, S. 153-182.
- Herzog, Andreas: Der vergessene Dichter Paul Adler – ein jüdischer Sozialist im Spiegel seiner Essayistik. In: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 9 (1999), H. 2, S. 489-502.
- Herzog, Andreas: Volksvernichtung oder meine Sprache ist sinnlos. Werner Schwab und die Gewalt der Sprache in der neuesten österreichischen Literatur. In: Corbineau-Hoffmann, Angelika; Nicklas, Pascal (Hg.): Gewalt der Sprache – Sprache der Gewalt. Hildesheim: Olms, 2000, S. 265-293.
- Herzog, Andreas: „Von alten und neuen Tafeln”. Religions- und Erziehungskritik in Efraim Frischs „Verlöbniß. Geschichte eines Knaben.” In: Hahn, Hans Henning; Stüben, Jens (Hg.): Jüdische Autoren des 20. Jahrhunderts in und aus Ostmitteleuropa. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2000, S. 235-251.
- Herzog, Andreas: Von Prag nach Berlin. Auguste Hauschners „Familie Lowositz” als Dokument von Nationalitäten- und Kulturkonflikten. In: Das Jüdische Echo. Europäisches Forum für Kultur & Politik. Gegründet v. den Jüdischen Akademikern Österreichs und der Vereinigung jüdischer Hochschüler Österreichs, Vol. 49 Oktober 2000, S. 264-270.
- Herzog, Andreas: Zum aktuellen Stand, zu den Systemen und Möglichkeiten retrospektiver Inhaltserschließung literarischer Zeitschriften. In: Arlt, Herbert; Belobratow, Alexander W. (Hg.): Interkulturelle Erforschung der österreichischen Literatur. St. Ingbert: Röhrig, 1999 (Österreichische und internationale Literaturprozesse 11), S. 36-60.
- Herzog, Andreas: „Zwischen Assimilation und Judentum”. Jüdische Autoren in der Geschichte deutschsprachiger/ österreichischer Literatur. Perspektiven neuerer Forschungen. In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften (<http://www.inst.at/trans/7Nr/herzog7.htm>) (zuerst in: Daviau, G. Donald; Arlt, Herbert (Hg.): Geschichte der österreichischen Literatur. Teil I. St. Ingbert: Röhrig, 1996 (Österreichische und internationale Literaturprozesse; Bd. 3, Teil I), S. 76-95.)
- Herzog, Andreas; Lehmsstedt, Mark (Hg.): Das bewegte Buch. Buchwesen und soziale, nationale und kulturelle Bewegungen um 1900. Wiesbaden: Harrassowitz (in Kommission) 1999.
- Hessky, Regina: Am Rande des Wörterbuchschreibens: Falsche Freunde des Deutschen und Ungarischen. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 11 (1999), S. 143-152.
- Hessky, Regina: Phraseologie: Vermittlungsinstanz zwischen Sprachsystem und Sprachwendung. In: Fernandez Bravo, Nicole; Behr, Imtraud; Rozier, Claire (Hg.): Phraseme und typisierte Rede. Tübingen: Stauffenburg (Eurogermanistik 14), 1999, S. 233-241.
- Hessky, Regina: Phraseologie in der Diskussion. Kritische Würdigung des Ansatzes von Csaba Földes. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 118 (1999), H. 3, S. 420-429.
- Hessky, Regina: Randbemerkungen zum Wörterbuchschieben: motivierte Formen im Deutschen und im Ungarischen. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 69-86.

- Hima, Gabriella: Dunkle Archive der Seele in hellen Gebärden des Körpers. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 1999. 276 S.
- Horváth, András: „Rechnung zahlenlos“ (Spiegel) (Rilke). In: Werkstatt 1 (2000), S. 111-136.
- Horváth, Géza: Goethe und Hesse. Goethes Einfluß auf Hesse im Spiegel der Entwicklungsgedanken beider Dichter. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 11 (1999), S. 131-139.
- Horváth, Géza: Johann Wolfgang von Goethe: Az ifjú Werther szenvedései. A menekülés dimenziói. In: Protestáns Szemle 61, N.F. 8 (1999), H. 2, S. 76-86.
- Horváth, Géza: Schizophrenie und Selbstmord oder Zweiheit und Einheit in Hermann Hesses Erzählung „Klein und Wagner“, mit einem Ausblick auf Schopenhauer. In: Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10), S. 145-152.
- Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10). 174 S.
- Horváth, Gyula J.: Dr. Károly Vargha – Sohn der Schellitz/Zselic-Region. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1997), S. 25-31.
- Horváth, Márta: Abwehrstrategien gegen den Riß im Netz. Raumkonstitution in Elias Canettis Roman „Die Blendung“. In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposion der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 1999 (Acta Germanica 9), S. 58-64.
- Horváth, Márta: Der „andere Zustand“ in Robert Musils „Grigia“ und „Die Vollenkung der Liebe“. In: Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10), S. 153-161.
- Horváth, Márta: Umkehrung und Retardation als Erzähltechniken in Robert Menasses Roman „Selige Zeiten, brüchige Welt“. In: Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germantistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35), S. 105-110.
- Horváth, Márta: Veszendő kultúra. Antonio Fian „Schratt“ című regényéről. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. S. 101-103.
- Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposion der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 1999 (Acta Germanica 9).
- Huszár, Bernadett: Die Tradition der Holzdreherei und Stuhlherstellung in Ohfall/Ófalu. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1998), S. 52-90.
- Imre-Lantos, Mária: Interethnische Beziehungen des Kultes der Schutzheiligen in der Diözese Fünfkirchen/Pécs. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1997), S. 37-43.
- Iványi, Zsuzsanna: Gesprächsanalytische Untersuchung von Wortfindungsstörungen. In: Schecker, Michael (Hg.): Wortfindung und Wortfindungsmöglichkeiten. Tübingen: Gunter Narr, 2000 (= Cognition 12). (im Druck)
- Iványi, Zsuzsanna: A nyelvészeti konverzációelemzés [Die linguistische Konversationsanalyse]. In: Magyar Nyelvőr 2000. Bd. 4. H. 124.
- Iványi, Zsuzsanna: A szókereső folyamatok szintaxisa. Konverzációelemzési kutatás [Die Syntax von Wortsuchprozessen. Eine konversationsanalytische Untersuchung]. In: Modern Filológiai Közlemények 2000. Bd. 2/1. S. 52-64.
- Iványi, Zsuzsanna: Wortsuchprozesse. Ergebnisse einer konversationsanalytischen Untersuchung. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 39-61.

- Jónácsik, László: „Verus Israëlita, in quo dolus non est“: Zur allegorischen Naturdeutung, zur Emblematisierung und zur ‚applicatio sensuum‘ bei Abraham a Sancta Clara am Beispiel der Schwanenallégorie in der ‚laudatio funebris‘ auf Johannes von Eilers. In: ‚Oratio Funebris‘: Die katholische Leichenpredigt der frühen Neuzeit. Zwölf Studien. Hg. v. Birgit Boge u. Ralf Georg Bogner. Mit einem Katalog deutschsprachiger katholischer Leichenpredigten in Einzeldrucken 1576-1799 aus den Beständen der Stiftsbibliothek Klosterneuburg und der Universitätsbibliothek Eichstätt. Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 1999 (Chloe: Beihefte zum ‚Daphnis‘ 30), S. 187-209.
- Kajtár, Mária: Elemente der deutschen Kultur im Roman von Péter Nádas „Buch der Erinnerung“. In: Mádl, Antál; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 359-364.
- Károlyi, Lászlóné; Csillag, Jánosné; Nagy, Sándorné (Hg.): Gyakorlatok a német prepozíciók használatához [Übungen zur Verwendung deutscher Präpositionen]. Budapest: Külkereskedelmi Főiskola, 1999.
- Katona, Tünde: Georg Wernher – Ein schlesischer Humanist. Sein Schaffen für Ungarns Kultur und Literatur. In: Kosellek, Gerhard (Hg.): Oberschlesische Dichter und Gelehrte vom Humanismus bis zum Barock. Im Auftrag der Stiftung Haus Oberschlesien. Bielefeld: Aisthesis 2000, S. 267-279.
- Katona, Tünde: Über das Leutschauer Testamentbuch. In: Festschrift zu Ehren von Professor Dr. Tibor Fabiny. (im Druck)
- Katschthaler, Karl: Ist der Ethnozentrismus wirklich tot? In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1999. <http://www.inst.at/trans>.
- Katschthaler, Karl: Das Sitzen zwischen den Stühlen. Hubert Fichte – Friedrich Nietzsche. In: Arbeiten zur deutschen Philologie 24 (1999), S. 41-61.
- Kékesi, Zoltán: Történelem és imagináció (Christoph Ransmayr „A Kitahara-kór“ című regényéről) [Geschichte und Imagination (Über Christoph Ransmayrs „Morbus Kitahara“)]. In: Alföld (2000), H. 1, S. 73-78.
- Kelemen, Pál: Metaphorische Konstruktionen und Leserrollen in Adalbert Stifters „Bergkristall“ (1852). In: Neohelicon 27 (2000), Nr. 2, S. 165-185.
- Kerekes, Amália: Das Fest als Strukturprinzip in der Dritten Walpurgisnacht von Karl Kraus. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 135-149.
- Kerekes, Gábor: Der österreichische Goethe. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2000, S. 243-258.
- Kerekes, Gábor: Partnerschaft im Werk Thomas Bernhards. In: Anachronia 5. Hamburg 1999, S. 104-117.
- Kerekes, Gábor: Robert Musils Ungarnbild. In: Roth, Marie-Louise (Hg.): Littérature dans le contexte de Robert Musil. Colloque international. Strasbourg. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 1999 (Musiliana 9), S. 189-215.
- Kerekes, Gábor: Thomas Bernhard und Ungarn. In: Österreich und andere Katastrophen. St. Ingbert 2000, S. 47-74.
- Kerekes, Gábor: Tschikosch und Verräter. Systematisierung und Typisierung der Ungarndarstellungen in den fiktionalen Werken der österreichischen Autoren der Jahrhundertwende und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 257-270.
- Kerekes, Gábor: Vom farblosen Herrscher zum weisen Landesvater. Gyula Krúdy über Kaiser Franz Josef I. In: Berliner

- Beiträge zur Hungarologie 11 (1999), S. 71-86.
- Keresztury, Dezső: Menschen, Werke, Verbindungen. Literatur- und kulturgeschichtliche Studien. Hg. v. Eva-Marie Kallen. Pécs: Jelenkor, 1999. 269 S.
- Kerner, Anita: Hutherstellung bei den Ungarndeutschen in Boschok/Palotabozsok. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarn-Deutschen 15 (1998), S. 38-51.
- Kertész, András: A kognitív fordulat és a nyelvészet diszciplináris határai [Die kognitive Wende und die disziplinären Grenzen der Linguistik]. In: Molnár, T. István; Klauzy, Kinga (Hg.): Papp Ferenc akadémikus 70. születésnapjára. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2000, S. 116-122.
- Kertész, András: A kognitív nyelvészet lehetőségei és korlátai [Möglichkeiten und Grenzen der kognitiven Linguistik]. In: Magyar Nyelv 96 (2000), S. 402-418.
- Kertész, András: A kognitív nyelvészet szkeptikus dilemmája [Das skeptische Dilemma der kognitiven Linguistik]. In: Magyar Nyelvőr 124 (2000), S. 209-226.
- Kertész, András: Metalinguistik. Grundlagen und Fallstudien. Debrecen: Latin Betűk, 1999. xii + 425 o.
- Kertész, András: A metanyelvészet mint kutatási program [Die Metalinguistik als Forschungsprogramm]. In: Magyar Nyelvőr 123 (1999), S. 323-334.
- Kertész, András: Néhány megjegyzés a nyelvészeti elméletek referenciájának problémájához [Einige Bemerkungen zur Problematik der Referenz von linguistischen Theorien]. In: Magyar Nyelvjárások 2000. Bd. 38. S. 221-230.
- Kertész, András: A német affrikáták szegmentális szerkezete és az ellentmondásmentesség elve a nyelvészetben [Die segmentale Struktur der deutschen Affrikaten und die Theorie der Widerspruchslosigkeit in der Linguistik]. In: Magyar Nyelvjárások 1999. Bd. 37, S. 261-272.
- Kertész, András: Normativitás, Hermeneutik und Heuristik. Eine Erwiderung auf Esa Itkonens Kommentar. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 9 (1999), S. 89-96.
- Kertész, András: A ‚referencia‘ és ‚koreferencia‘ problémája Frege nyelvfilozófiájában [Das Problem der ‚Referenz‘ und ‚Koreferenz‘ in der Sprachphilosophie von Frege]. In: Dobi, Edit; Petőfi, S. János (Hg.): Koreferáló elemek – koreferenciarelációk. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2000, S. 181-207.
- Kertész, András: Review of the Handbook of Semiotics. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 9 (1999), S. 126-132.
- Kertész, András: Das skeptische Dilemma der kognitiven Linguistik. Eine Fallstudie zur neutralisierten Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 9 (1999), H. 2, S. 195-217.
- Kertész, András: A szabálykövetés mint tudásszociológiai probléma. Wittgenstein szkeptikus paradoxona és az elméleti nyelvészet [Das Befolgen von Regeln als erkenntnissoziologisches Problem. Das skeptische Paradoxon von Wittgenstein und die theoretische Linguistik]. In: Magyar Nyelv 96 (2000), S. 14-27.
- Kesselheim, Isabella: Die Bedeutung des Juristen Dr. Miksa Márton für den Theatermenschen Max Reinhardt. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 97-102.
- Kesselheim, Isabella: Dichterst und Magier. Goethe-Dramen in der Inszenierung von Max Reinhardt. Ein Mosaik. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen. Frankfurt a. M. et al: Peter Lang, 2000, S. 337-346.

- Kesselheim, Isabella: Max Reinhardt: Mensch und Künstler zwischen verschiedenen Kulturen. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 171-178.
- Kesselheim, Isabella: Max Reinhardt und Alexander Bródy: Orte ihrer Begegnungen. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 11 (1999), S. 64-70.
- Kincses, Péter; Pólay, Veronika: Die literarische Intertextualität als Mittel des Journalistenstils. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 293-310.
- Király, Edit: „Bergwandern im Kopf“. Die Metaphern des Schreibens bei Werner Kofler. In: Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35), S. 111-120.
- Király, Edit: Böhmsche Dörfer – mit Schloß. Libuše Moníková Roman „Die Fassade“ als Kafka-Paraphrase. In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 1999 (Acta Germanica 9), S. 147-152.
- Király, Edit: Ököl-balett. Portré Werner Kofleről [Portrait von Werner Kofler]. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 29-33.
- Fetz, Bernhard; Kastberger, Klaus; Király, Edit; Lányi Dániel: Szigliger – gegen den Strich. In: Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbekanntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999, S. 82-89.
- Kispál, Tamás: Einige deutsche Sprichwort-Wörterbücher aus der Sicht des DaF-Lerners. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 163-181.
- Kispál, Tamás: Sprichwortäquivalenz im allgemeinen zweisprachigen Wörterbuch. In: Sabban, Annette (Hg.): Phraseologie und Übersetzen. Phrasemata II. Bielefeld: Aisthesis, 1999, S. 159-174.
- Kispál, Tamás: Sprichwörter im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 85-97.
- Kispál, Tamás: Sprichwörter im Fremdsprachenunterricht. In: Deutschunterricht für Ungarn 14 (1999), H. 1, S. 23-34.
- Kispál, Tamás: Sprichwörter in einem phraseologischen Wörterbuch. In: Informationen Deutsch als Fremdsprache 27 (2000), H. 4, S. 367-375.
- Kispál, Tamás: Sprichwörter unter dem Aspekt des Fremdsprachenlerner. In: Wörter in Bildern – Bilder in Wörtern. Beiträge zur Phraseologie und Sprichwortforschung aus dem Westfälischen Arbeitskreis. Hg. von Rupprecht S. Baur, Christoph Chlosta, Elisabeth Piirainen. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 1999 (Phraseologie und Parömiologie 1), S. 239-248.
- Kispál, Tamás: Zur Behandlung von Sprichwörtern im DaF-Unterricht. In: Deutsch als Fremdsprache 36 (1999), H. 3, S. 166-169.
- Kiss, Endre: „...l’ancien sentiment sera ressuscité, la coeur se mettra á battre...“ La métacritique des arts chez Nietzsche. In: Karafiáth, Judith; Tverdota, György (Hg.): Entre Estétisme et Avant-Gardes. Budapest, 2000, S.149-167.
- Kiss, Endre: „...aus der ganzen Wahrheit heraus...lachen...“ (Zur Begründung des Ästhetischen bei Friedrich Nietzsche). In:

- Kiss, Endre; Nussbaumer-Benz, Uschi (Hg.): Nietzsche, Postmoderne – und danach? Cuxhaven; Dartford: Junghans, 2000 (Nietzscheana 14), S. 21-33.
- Kiss, Endre: „...die Erkenntnis zum mächtigsten Affekt zu machen...“ Baruch Spinoza als Vorbild von Friedrich Nietzsches Zarathustra. in: *prima philosophia*. 13 (2000), H. 2, S. 99-124.
- Kiss, Endre: Franz Blei als Theoretiker der europäischen Moderne. In: *TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften* Nr. 4. Jg. 1999 (<http://www.inst.at/trans>)
- Kiss, Endre: Friedrich Nietzsches Übermensch in Franz Werfels Revolutionsphantasie. In: Lichtmann, Tamás (Hg.): Nietzsche. Debrecen: K. E. K., 1999 (Arbeiten zur deutschen Philologie. Band XXIV), S. 63-73.
- Kiss, Endre: A negatív univerzalizmus filozófiája és irodalma. *Intellektuális monográfia Hermann Brochról [Die Philosophie und Literatur des negativen Universalismus. Intellektuelle Monographie über Hermann Broch]*. Veszprém: Veszprémi Humán Tudományokért Alapítvány, 1999 (Carmen Saeculare; 5). 199 S.
- Kiss, Endre; Spira, Veronika: Die Möglichkeit der Politisierung des österreichischen polyhistorischen Romans. In: *TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften* (<http://www.inst.at/trans/7Nr/kiss7.htm>)
- Kiss, Endre: „Schicksalsgenerationen“ und „Generationsschicksale“. Schriftsteller jüdischer Herkunft in der modernen ungarischen Kultur. In: Lichtmann, Tamás; Török, Petra (Hg.): *Angezogen und abgestoßen. Juden in der ungarischen Literatur*. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 1999, S. 25-36.
- Kiss, Endre: Über den Charme des Homo Aestheticus in einer Welt des eisernen Vorhanges. In: Bassola, Péter; Kiss, Endre (Hg.): *Literatur als Brücke zwischen Ost und West. Zum Gedenken an Wolfgang Kraus*. Szeged: Grimm Kiadó, 2000, S. 26-39.
- Bassola, Péter; Kiss, Endre (Hg.): *Literatur als Brücke zwischen Ost und West. Zum Gedenken an Wolfgang Kraus*. Szeged: Grimm Kiadó, 2000. 135 S.
- Kiss, Endre; Nussbaumer-Benz, Uschi (Hg.): Nietzsche, Postmoderne – und danach? Cuxhaven, Dartford: Junghans, 2000 (Nietzscheana 14). 242 S.
- Csatlós, Judit; Kiss, Judit: *Lerne gern Deutsch!* Debrecen: Panoráma Nyelvtudó 1999. 290 S.
- Klemm, László: Deutsche Theaterkultur in Pesth-Ofen nach 1812. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): *Deutsche in Budapest*. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 343-344.
- Klug-Szkrajcsics, Edit: Beiträge zur volkswissenschaftlichen Beschreibung des Seifensiederhandwerks in Burjad/Borjád. In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15* (1998), S. 21-37.
- Kocsány, Piroska: A hypallagé és az enallagé: szintaktikai vagy szemantikai alakzat? [Die Hypallage und die Enallage: eine syntaktische oder eine semantische Figur?]. In: *Magyar nyelvjárások 1999*. Bd. 37, S. 299-305.
- Kocsány, Piroska: Jelentésátvitel a metonymia és a metafora között [Bedeutungsübertragung zwischen Metonymie und Metapher]. In: *Magyar nyelvjárások 2000*. Bd. 38, S. 263-270.
- Kocsány, Piroska; Liksay, Mária: *Pass auf!* 2. Német nyelvkönyv gyerekeknek. Budapest: Tankönyvkiadó 1999.
- Kocsány, Piroska: A szinesztézia a nyelvtudományban és a műelemzésben [Die Synästhesie in der Sprachwissenschaft und in der literarischen Analyse]. In: Raisz, Rózsa; H. Varga, Gyula (Hg.): *A Magyar Nyelvtudományi Társaság Kiadványai 1999*. Bd. 212, S. 86-92.
- Kocsány, Piroska: Szórendváltozatok a szövegben: melyik az „igazi“? [Variationen auf die Wortfolge im Text: Welche ist die „richtige“?]. In: Szikszayné Nagy, Irma (Hg.): *Szövegmondattöredékek lehet-*

- séges lineáris elrendezéseinek elemzéséhez. Debrecen 1999 (Officina Textologica 3), S. 62-67.
- Brdar-Szabó, Rita; Komlósi-Knif, Erzsébet: Egy német-magyar szóképzési lexikon koncepcióterve [Konzeptionsentwurf eines deutsch-ungarischen Wortbildungslexikons]. In: *Modern Nyelvoktatás 5* (1999), H. 2-3, S. 26-36.
- Erb, Mária; Knipf, Elisabeth: Sprachgewohnheiten bei den Ungarndeutschen (Vorergebnisse einer Umfrage). In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15* (1998), S. 138-146.
- Erb, Mária; Knipf, Elisabeth: Selbstreflexionen zum Ortsdialekt in den deutschen Ortschaften im Ofner Bergland (Ungarn). In: Greule, A.; Scheuerer, F. X.; Zehetner, L. (Hg.): *Vom Sturz der Diphthonge*. Beiträge zur 7. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie in Regensburg, Sept. 1998. Tübingen: Niemeyer, 2000 (Tübinger Beiträge zur Linguistik 450).
- Erb, Mária; Knipf, Erzsébet: Új lehetőségek és kihívások – új kommunikációs stratégiák? [Neue Möglichkeiten und Herausforderungen – neue Kommunikationsstrategien?]. In: *Kisebbségkutatás 8* (1999), H. 2, S. 176-187. (auf Englisch: Erb, Mária; Knipf, Erzsébet: Observations on the Proficiency of the German Minority of Hungary. In: *Minorities Research. A Collection of Studies by Hungarian Authors*. 2000, H. 2, S. 99-112.)
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wortbildungspotenzen im Vergleich. Zur kontrastiven Analyse ungarisch-deutscher Nominalkomposita. In: *Berliner Beiträge zur Hungarologie 11* (1999), S. 153-164.
- Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): *Die Lebenden und die Toten*. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35). 263 S.
- Kocziszky, Éva: *Anthropomorphé*. A klasz-
- szikus szép mint emberalak aktualitásához [Anthropomorphé. Zur Aktualität des klassischen Schönen als Menschengestalt]. In: *Gond 1999*, H. 18-19, S. 50-58.
- Kocziszky, Éva: Hamann sókratikus filozofálása [Hamanns sokratisches Philosophieren]. In: *Gond 1999*, H. 21-22, S. 5-26.
- Kohn, János: Analyse von Paralleltexten (am Beispiel der ungarischen Übersetzung einer Böll-Erzählung). In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik 30/1999*, S. 55-68.
- Kohn, János: Computergestützte Untersuchung von Paralleltexten im Übersetzungsunterricht. In: *Lebende Sprachen 1999*. H. 1, S. 6-14.
- Kohn, János: Computerunterstützte Analysen von Paralleltexten. In: Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): *A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása*. 1998. április 16-18. Szombathely 1999, (Bd. I), S. 155-159.
- Kohn, János: Párhuzamos szövegek számítógéppel segített elemzése a fordítás oktatásban (I.) [Computergestützte Analyse von Paralleltexten im Übersetzungsunterricht I]. In: *Fordítás Tudomány 1999*. H. 1, S. 67-78.
- Kohn, János: Párhuzamos szövegek számítógéppel segített elemzése a fordítás oktatásban (II.) [Computergestützte Analyse von Paralleltexten im Übersetzungsunterricht II]. In: *Fordítás Tudomány 2000*. H. 2, S. 5-16.
- Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): *A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása*. 1998. április 16-18. Szombathely, 1999. (Bd. I-III).
- Komáromi, Sándor: *Pannonische Lebenswelt. Abbild, Traumbild und Sinnbild einer zerstörten Region im Werk von Johannes Weidenheim*. In: Mádln, Antal;

- Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 253-267.
- Hála, Ottó; Kopasz, Filoméla (Hg.): Sprache: Tradition und Geschichte. Szeged 1999.
- Kovács, Edit: Holz oder Urteil fällen. Zu einem Roman von Thomas Bernhard. In: Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35), S. 239-250.
- Kovács, Edit: Das Kalk-Werk und die Studie. Zu Thomas Bernhards Roman. In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 1999 (Acta Germanica 9), S. 105-111.
- Kovács, Edit: A regény Csipkerózsika-álma. Robert Schneider „Álomnak fivére” című könyvéről [Der Traumraum des Romans. Über Robert Schneiders Roman „Schlafes Bruder”]. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 95-101.
- Kovács, Edit: Viel Interesse, kein Konzept. Österreichische Literatur in ungarischen Verlagen und Zeitschriften. In: Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbekanntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999, S. 159-166.
- Kovács, Kálmán: Kaspar-Hauser-Geschichten. Stationen der Rezeption. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 2000 (Debrecener Studien zur Literatur 8).
- Kovács, László: „Atemzüge eines Sommertags” vor der Folie des Faust. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanis-
- tisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 103-115.
- Kricsfalusi, Beatrix: Das Theater als Spiel- und Bedeutungsraum. Peter Handke: Der Ritt über den Bodensee. In: Werkstatt 2000. Bd. 1, S. 137-159.
- Kronsteiner, Barbara: Fragen zu kulturellen und räumlichen Grenzen: die Méditerranée Fernand Braudels. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Zehn Jahre Germanistik in Szombathely im europäischen Zusammenhang. Jubiläumskonferenz 29.-30. Oktober 1999. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensis), S. 219-228.
- Kulcsár Szabó, Ernő; Szegedy-Maszák, Mihály: Epoche – Text – Modalität. Diskurs der Moderne in der ungarischen Literaturwissenschaft. Tübingen: Niemeyer, 1999. 310 S.
- Kulcsár-Szabó, Zoltán: Kommentár helyett „hymen”? A metatextualitás felszámolása Christoph Ransmayr „Die letzte Welt” c. művében [Anstelle eines Kommentars „Hymen”? Die Auflösung der Metatextualität in Christoph Ransmayrs „Die letzte Welt”]. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 66-83.
- Kurdi, Imre: „Dies hier ist Ungarn”. Márton Kalász: Téli bárány [Winterlamm]. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 351-358.
- Kurdi, Imre: Der Engel, der der Teufel ist. Zum Engel/Teufel-Motiv im Werk von Kleist. In: Emig, Günther; Knittel, Anton Philipp (Hg.): Kätchen und seine Schwestern. Frauenfiguren im Drama um 1800. Heilbronn: Kleist-Archiv Sembdner 2000, S. 121-128.

- Kurdi, Imre: Der „klassische Mensch” und der „Barbar”. Goethe und Kleist – mit Gundolf gelesen. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen. Frankfurt a. M. et al: Peter Lang 2000, S. 327-336.
- Kurdi, Imre: Netz-Werk. Vier Thesen zu einer Metapher. In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged 1999 (Acta Germanica 9), S. 153-156.
- Kurdi, Imre: Was ist das Sonderbare an Kleists Sonderbarem Rechtsfall? Protokoll. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 115-118.
- Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34). 331 S.
- Lambrecht, Horst: Begegnungen mit Ungarn. Zur Geschichte deutschsprachiger Reiseliteratur im 19. Jahrhundert. I. Teil: Reisen und Wahrnehmen – 1800 bis 1849. In: Studien zu Germanistik 6 (1999), S. 193-269.
- Lányi, Dániel: A Kereszt jegyében. Josef Winklerrol [Im Zeichen des Kreuzes. Über Josef Winkler]. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 14-18.
- Lányi, Dániel: Kleistsche Konstellationen in Josef Winklers „Friedhof der bitteren Orangen”. In: Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35), S. 205-210.
- Fetz, Bernhard; Kastberger, Klaus; Király, Edit; Lányi Dániel: Szigliget – gegen den Strich. In: Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbekanntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999, S. 82-89.
- Lénárd, Tibor: Überlegungen zur frühen Geschichte des Volksnamens „deutsch”. Teil I. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 4 (2000), H. 1, S. 55-86.
- Lénárd, Tibor: Überlegungen zur frühen Geschichte des Volksnamens „deutsch”. Teil II. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 4 (2000), H. 2, S. 183-223.
- Lénárd, Tibor: Zur Semantik der Fortbewegungsverben in Ottokars Österreichischer Reimchronik. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 3 (1999) H. 1, S. 59-88.
- Lichtmann, Tamás; Károly Pap. Ein jüdischer Schriftsteller in der ungarischen Literatur. In: Lichtmann, Tamás; Török, Petra (Hg.): Angezogen und abgestoßen. Juden in der ungarischen Literatur. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 1999 (Debrecener Studien zur Literatur 7), S. 379-404.
- Lichtmann, Tamás: Szemelvények Franz Kafka magyarul eddig kiadatlan leveleiből és beszélgetőlapjaiból. (Bevezetés) [Aus den bisher auf Ungarisch unveröffentlichten Briefen und Gesprächsblättern von Franz Kafka. (Einleitung)]. In: Nagyvilág 2000. H. 10, S. 919-936.
- Lichtmann, Tamás; Török, Petra (Hg.): Angezogen und abgestoßen. Juden in der ungarischen Literatur. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1999 (Debrecener Studien zur Literatur 7). 408 S.
- Lichtmann, Tamás (Hg.): Goethe. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2000 (Arbeiten zur Deutschen Philologie Bd. XXV.)
- Lichtmann, Tamás (Hg.): Nietzsche. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 1999 (Arbeiten zur Deutschen Philologie Bd. XXIV.)
- Lieli, Zsófia: Arbeit mit Schnuppertexten. Literaturunterricht im 11. und 12. Jahrgang des Gymnasiums. In: Deutschunterricht für Ungarn 14 (1999), H. 4, S. 39-48.

- Lieli, Zsófia: Gedanken zum Übersetzungstraining für Fortgeschrittene. In: Deutschunterricht für Ungarn 14 (1999), H. 3, S. 73-78.
- Mader, Ernst T.: Zur Lyrik von Eva Strittmatter. Ein Blick von West- nach Ostdeutschland. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 165-169.
- Mádl, Antal: Bleiben wir bei den Tatsachen. Eine kritische Sicht auf das Verhältnis von Thomas Mann und Georg Lukács. In: Der Neue Pester Lloyd, 5-11 Juli 2000. (auf Ung.: Mádl, Antal: Maradjunk a tényeknél [Bleiben wir bei den Tatsachen – Über Thomas Manns Naphta-Figur und Georg Lukács]. In: Élet és Irodalom, 21. April 2000.)
- Mádl, Antal: Goethe-Imitation bei Thomas Mann. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnóci, László (Hg.): Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen. Frankfurt a. M. et al: Peter Lang, 2000, S. 347-360.
- Mádl, Antal: Lenau Tokaj-élménye [Lenaus Tokaj-Erlebnis]. In: Tokaj a világirodalomban. Miskolc 2000.
- Mádl, Antal: „Meister Niklas ... dein Lied ... als Wahrheit leuchtend steht es da.” – Lenau als Vorbild der Achtundvierziger Österreichs. In: Lenau-Jahrbuch 25 (1999), S. 17-33.
- Mádl, Antal: „Nem rólatok van szó...” [„Nicht von Euch ist die Rede...”] – Weitere Beteiligung an der Diskussion über Thomas Manns Naphta und Georg Lukács]. In: Élet és Irodalom, 2. Juni 2000.
- Mádl, Antal: Neue Möglichkeiten einer „Anrainer“-Germanistik. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftsperspektiven. In: Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846-1996). Hg. v. Frank Fürberth, Pierre Krügel, Ernst E. Metzner, Olaf Müller. Tübingen: Niemeyer, 1999, S. 879-887.
- Mádl, Antal: Sprache, Heimat und Frage der Identität bei Nikolaus Lenau. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 11-22.
- Mádl, Antal: Thomas Mann világ- és emberképe [Thomas Manns Welt- und Menschenbild]. Budapest: Argumentum, 1999, 322 S.
- Mádl, Antal: Der Verlag Gustav Heckenast. Brückenfunktion zwischen Deutschen und Ungarn. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 379-394. (zuerst in: Suevia Pannonica. Archiv der Deutschen aus Ungarn 16 (1998), S. 7-25.)
- Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74). 412 S.
- Maitz, Péter: A nyelvtörténetírás elvi kívánalmairól a német nyelv magyarországi története kapcsán [Über die Desiderate der Sprachgeschichtsschreibung am Beispiel der Geschichte des Deutschen in Ungarn]. In: Magyar Nyelvőr 2000. Bd. 4. H. 124. (im Druck)
- Maitz, Péter: Von der Ansiedlung zur Assimilation. Ein ungarndeutsches Sprachinselschicksal. In: Pohl, H.D. (Hg.): Sprache und Name in Mitteleuropa. Beiträge zu Namenkunde, Dialektologie und Sprachinselforschung. Festschrift für Maria Horning. Wien: Edition Praesens, 2000, S. 47-61.

- Majorosi, Anna: Az 1997/98-as tanév továbbképzési kínálata németnyelv-tanároknak [Das Lehrerfortbildungsangebot für das Studienjahr 1997/98]. In: Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása. Szombathely: Berzsenyi Dániel Főiskola, 1999, S. 91-97.
- Majorosi, Anna: Analyse des Lehrerfortbildungsangebots für DeutschlehrerInnen in Ungarn 1997/98. In: Majorosi, Anna; Perjés, István (Hg.): A pedagógus-továbbképzés problémáira – Brennpunkte der Lehrerfort- und -weiterbildung. Székesfehérvár, Budapest: Kodolányi János Főiskola-Okker Kiadó, 1999, S. 182-191.
- Majorosi, Anna: Beitrag zur Diskussion „Qualitätssicherung in der Fortbildung von LehrerInnen im Bereich der Fremdsprachen”. In: ÖDaF-Mitteilungen. Heft 1. Wien 1999, S. 21-38.
- Majorosi, Anna; Poór Zoltán: Kriterienkatalog für Sprachpädagogen. In: Majorosi, Anna; Perjés, István (Hg.): A pedagógus-továbbképzés problémáira – Brennpunkte der Lehrerfort- und -weiterbildung. Székesfehérvár, Budapest: Kodolányi János Főiskola-Okker Kiadó, 1999; S. 202-212.
- Majorosi, Anna: Schweizer Beteiligung an Projekten in Ungarn. In: Sprachen – Brücken über Grenzen. Deutsch als Fremdsprache in Mittel- und Osteuropa. Hg. Hans-Jürgen Krumm. Wien: Eviva, 1999, S. 247-251.
- Majorosi, Anna: Stellung des Berndeutschen bei deutschschweizerischen Jugendlichen. In: dies. (Hg.): Aus unserer Werkstatt. Beiträge zur Literatur und Linguistik des germanistischen Lehrstuhls von Székesfehérvár. Székesfehérvár: Kodolányi János Főiskola, 2000 (Kodolányi Füzetek 7), S. 19-35. (auch in: Majorosi, Anna: Stellung des Berndeutschen bei deutschschweizerischen Jugendlichen In: Deutschunterricht für Ungarn 14 (1999), H. 4.)
- Majorosi, Anna; Perjés, István: Das Tortenmodell als Basis des qualitativen Lehrerfort- und -weiterbildungssystems von morgen. In: Majorosi, Anna; Perjés, István (Hg.): A pedagógus-továbbképzés problémáira – Brennpunkte der Lehrerfort- und -weiterbildung. Székesfehérvár, Budapest: Kodolányi János Főiskola-Okker Kiadó, 1999, S. 311-329.
- Majorosi, Anna (Hg.): Aus unserer Werkstatt. Beiträge zur Literatur und Linguistik des germanistischen Lehrstuhls von Székesfehérvár. Székesfehérvár: Kodolányi János Főiskola, 2000 (Kodolányi Füzetek 7). 101 S.
- Majorosi, Anna; Perjés, István (Hg.): A pedagógus-továbbképzés problémáira – Brennpunkte der Lehrerfort- und -weiterbildung. Kodolányi János Főiskola-Okker Kiadó. Székesfehérvár-Budapest 1999. 343 S.
- Manherz, Károly: A magyarországi németek és népi kultúrájuk. Kutatástörténeti vázlat [Die Deutschen in Ungarn und ihre Volkskultur. Forschungsgeschichte]. In: A hosszú tizenkilencedik és a rövid huszadik század – Das lange 19. und das kurze 20. Jahrhundert. Festschrift für Prof. Ferenc Pölöskei. Budapest: ELTE BTK, 2000, S. 313-334.
- Manherz, Karl: Volkstrachten der Ungarndeutschen. Unter Mitwirkung von Marietta Boros. Budapest: Germanistisches Institut, Pytheas Verlag, 2000. 155 S.
- Manherz, Karl (Hg.): Texte zur Geschichte der Deutschen in Ungarn. Zusammengestellt von Edit Altbäcker, Dezső Szabó, Károly Szabó. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Ungarndeutsches Archiv 2). 160 S.
- Manherz, Károly (Hg.): Volkskunde der Ungarndeutschen 15. Budapest: Mikszáth Kiadó, 1999. 155 S.
- Mariacher, Barbara: „Umspringbilder”. Erzählen. Beobachten. Erinnern. Überlegungen zur späten Prosa Thomas Bernhards. Wien, Frankfurt/Main, Bern, New York, Paris 1999.

- Marinecz, Kornélia: Eine Alternative zum Problem der [g]-[j]-Alternation. In: Werkstatt 1 (2000), S. 83-89.
- Márkus, Éva: Sprache und Gesellschaft in Edeck/Etyek. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1997), S. 75-152.
- Marlok, Zsuzsa; Filó Csaba: Handbuch für den Unterricht. Hörmaterialien zu Zwischen den Pausen 1. München: Verlag für Deutsch, 1999.
- Marlok, Zsuzsa; Filó Csaba; Pohl, Pálma: Handbuch für den Unterricht. Hörmaterialien zu Zwischen den Pausen 2. München: Hueber 2000.
- Marlok, Zsuzsa: Hogyan tanuljunk szavakat? [Wie sollten wir Wörter lernen?] In: Nyelv*Info (2000), H. 3.
- Márton, László: Az áhítatos embergép [Die andächtige Menschenmaschine]. Pécs: Jenlenkor, 1999. 317 S.
- Máthé, Tünde: Interdisziplinärer Charakter der deutschsprachigen Werke in der Historiographie des Mittelalters. In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 1999 (Acta Germanica 9), S. 11-17.
- Feld-Knapp, Ilona; Gyergyádesz, Zsuzsanna; Mester, Ildikó; Szabó, Éva: Entdeckungen. Német nyelvkönyv haladóknak felvételi feladatokkal. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1999. 184 S.
- Mihály, Csilla: Ich- und Weltdissoziation in A. Lichtensteins Lyrik. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 235-239.
- Molnár, Andrea; Molnár, Kitty: Az Európai Unió nyelvoktatás-politikája [Der Sprachunterrichtspolitik der Europäischen Union]. In: Humánpolitikai Szemle 11 (2000), H. 9, S. 29-41.
- Simon, Katalin; Molnár, Andrea: Helyzetkép az oktatók hallgatókkal kapcsolatos nevelési-oktatási konfliktusairól. In: Új
- Pedagógiai Közlemények. Felsőoktatás-pedagógia. Budapest, 1999, S. 84-103.
- Simon, Katalin; Molnár, Andrea: Konfliktusok a felsőoktatásban – Oktatói szemmel [Konflikte im Hochschulwesen – Aus pädagogischer Sicht]. In: Magyar Felsőoktatás 9 (1999), H. 8, S. 9-12. und Humánpolitikai Szemle 10 (1999), H. 11, S. 31-39.
- Molnár, Andrea; Molnár, Kitty: Nyelvhasználat az Európai Unióban [Sprachgebrauch in der Europäischen Union]. In: Humánpolitikai Szemle 11 (2000), H. 5, S. 39-49.
- Simon, Katalin; Molnár, Andrea: State-of-art of Teachers' Educational Conflicts with Students. In: New Pedagogical Bulletin. In the process of educational research. 1999, S. 134-137.
- Molnár, Anna: Ein Beitrag zur Grammatikalisierung der Modalpartikel ‚schon‘. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 10 (2000), S. 147-166.
- Molnár, Anna: Fallstudie zur Grammatikalisierung der Modalpartikel ‚ja‘. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 10 (2000), S. 65-81.
- Molnár, Britta: Das Urteil im Strafverfahren. Ein Textsortenvergleich anhand des Spachenpaares Ungarisch-Deutsch. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 11 (1999), S. 165-205.
- Morvai, Edit: Tanterv, tankönyv, tanítási gyakorlat [Lehrplan, Lehrbuch, Lehrpraxis]. In: Nyelv*Info 7 (1999), H.1, S. 17-19.
- Morvai, Edit; Szablyár Anna: Villanófényben a magyarországi német mint idegennyelvtanítás [Im Blitzlicht: der ungarische DaF-Unterricht]. In: KEK Kultúra és Közösség. Művelődésméleti folyóirat. 1999. Nr. III-IV, S. 91-98.
- Moser, Anna: Fremdsprachenerwerb durch interessengeleitetes Lesen, mit einem Ausblick auf eine mögliche didaktische Umsetzung in der Unterrichtsmethode „Offenes Lernen“. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Lite-

- raturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 285-291.
- Národ, Zsuzsa: Ein kurzer Beitrag über den Literarisierungsprozeß der Reiseliteratur am Ende de 18. Jahrhunderts. In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Pécs. Sonderband 2000, S. 73-79.
- Neuhaus, Ralf: Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist nicht zufällig und vom Verfasser/Verfasserin angestrebt! Fiktion und Imagination bei Vermittlung und Aneignung von Landeskundlichem. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 213-218.
- Nyomárkay, István: Fremdwörter der Umgangssprache in den Werken von Anton Gustav Matoš. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 185-188.
- Csúri, Károly; Oberwagner, Christian; Steiner, Robert: Geographisch zwar am Rand, aber keinesfalls im Eck. Der Österreich-Lehrstuhl in Szeged. In: Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbekanntschafte. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999, S. 90-96.
- Oberwagner, Christian: Österreichisches Deutsch und Ungarisch – Gemeinsamkeiten und gegenseitige Einflüsse. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 107-116.
- Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8). 269 S.
- Opitz, Antonia: Der Gegenstand spottet der Satire. Der Disput zwischen Karl Kraus und der Exilpresse über Möglichkeiten und Grenzen des Genres. In: Benay, Jeanne; Ravy, Gilbert (Hg.): Écritures et langages Satiriques en Autriche (1914-1938). Satire in Österreich (1914-1938). Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2000, S. 409-418.
- Opitz, Antonia: Legende und Mythos als Tiefendimension. Heinrich Manns Henri Quatre und Thomas Manns Joseph in ihrem intertextuellen Bezug. In: Nagelschmidt, Ilse; Stockinger, Ludwig (Hg.): Konzepte und Perspektiven germanistischer Literaturwissenschaft. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 1999, S. 219-234.
- Opitz, Antonia: Lukács' „Theorie des Romans“, heute gelesen. In: Beitz, Willi (Hg.): Von Dostojewski bis Kundera. Beiträge zum europäischen Roman und zur Romantheorie. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, 1999, S. 47-54.
- Opitz, Antonia: Mythische Heimkehr. In: Gosse, Peter u.a. (Hg.): Was ist das Bleibende? Zwanzig Einmischungen von Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern. Berlin: edition ost, 2000, S. 54-67.
- Opitz, Antonia: „Siehe die verstreuten kleinen Faust-Citate“. Goethes Faust als Prätext in Heinrich Manns Roman „Die Jugend des Königs Henri Quatre“. In: Begegnung der Zeiten. Festschrift für Helmut Richter zum 65. Geburtstag. Hg. v. Regina Fasold u. a. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 1999, S. 323-328.
- Orosz, György: Das also sind die Freitage. (Apokryphen, geistliche Volksgesänge). In: Demons, Spirits, Witches. Christian Demonology and Popular Mythology. Budapest, 1999. Abstracts. 15.

- Orosz, Magdolna: „Ganz sicher war auch ihm nicht, wer er war”. Probleme und Wege der Selbst- und Weltinterpretation in der Erzählliteratur der Jahrhundertwende. In: Schwob, Anton; Szendi, Zoltán (Hg.): Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende im Donauraum. Symposium Pécs/Fünfkirchen 1.-5. Oktober 1997. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 2000, S. 93-115.
- Orosz, Magdolna: ‚Gegenwelten’: Richard Beer-Hofmanns und Leopold Adrians Textkonstrukte und Textkonstruktionen. In: Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10), S. 62-81.
- Orosz, Magdolna: Hieroglyphe – Sprachkrise – Sprachspiel. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 167-192.
- Orosz, Magdolna: Narrator and Intertextuality. In: Carr, Gerald F.; Harbert, Wayne; Zhang, Lihua (Hg.): Interdigitations. Essays for Irmengard Rauch. Frankfurt a.M. et al: Peter Lang, 1999, S. 657-666.
- Orosz, Magdolna: Raumsemantik und Modalität. In: Kodikas / Code. An International Journal of Semiotics. Tübingen. 22 (1999), H. 1-2, S. 13-24.
- Orosz, Magdolna: Rejtett párbeszéd. Az identitás kérdése a századforduló osztrák és magyar irodalmában [Verborgene Dialoge. Die Frage der Identität in der österreichischen und ungarischen Literatur um die Jahrhundertwende]. In: Győri Műhely 22 (1999), H. 3, S. 60-66.
- Ott, Margarete: Schreiben in der Sekundarstufe I. Differenzierte Wahrnehmung und gezielte Förderung von Schreibkompetenzen. Hohengehren: Scheider, 2000 (Deutschdidaktik aktuell 9). 156 S.
- Ott, Margarete: Textanalyse als individualisierendes Verfahren zur Optimierung schriftsprachlicher Kompetenzen in der Fremdsprache. In: Info DaF 27 (2000), Nr. 4, S. 393-406.
- Paál, Vince: Das Sonntagsblatt für das deutsche Volk in Ungarn. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 413-415.
- Pabis, Eszter: Identitásképző partitúra – az operett titkos nyelve és a modernség [Identitätsbildende Partitur – die geheime Sprache der Operette und die Moderne. In: Új Holnap 2000 Juni/Juli. S. 171-174.
- Pabst, Christiane M.: Neue Thesen zur Phraseologie unter besonderer Berücksichtigung der verbalen Phraseolexeme sowie deren Abgrenzung gegen Metaphern und Funktionsverbgefüge. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 149-164.
- Papp, László; Csatlós, Judit; Kiss, Judit: Lerne gerne Deutsch!, Panoráma Nyelvtudió Debrecen, 1999, S. 290.
- Papp, László: Német Tanári Kincseslád [Schatzkammer für Deutschlehrer]. Raabe Klett Kiadó, Budapest, 2000.
- Papp, László: Szótanulási stratégiák [Strategien des Wortschatzerwerbs]. In: A nyelvészet és az irodalomtudomány új útjai. Nyíregyháza: Bessenyei György Könyvkiadó, 2000. S. 135-143.
- Peres, Anna: Das Volksbuch in Thomas Manns Doktor Faustus. In: Majorosi, Anna (Hg.): Aus unserer Werkstatt. Beiträge zur Literatur und Linguistik des germanistischen Lehrstuhls von Székesfehérvár. Székesfehérvár: Kodolányi János Főiskola, 2000 (Kodolányi Füzetek 7), S. 35-63.
- Majorosi, Anna; Perjés, István: Das Tortenmodell als Basis des qualitativen Lehrerfort- und -weiterbildungssystems von mor-

- gen. In: Majorosi, Anna; Perjés, István (Hg.): A pedagógus-továbbképzés problémáira – Brennpunkte der Lehrerfort- und -weiterbildung. Székesfehérvár, Budapest: Kodolányi János Főiskola-Okker Kiadó, 1999, S. 311-329.
- Majorosi, Anna; Perjés, István (Hg.): A pedagógus-továbbképzés problémáira – Brennpunkte der Lehrerfort- und -weiterbildung. Kodolányi János Főiskola-Okker Kiadó. Székesfehérvár-Budapest 1999. 343 S.
- Péteri, Attila: Partikelgenese im Deutschen und im Ungarischen. Ein Beitrag zur konfrontativen Partikelforschung. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 63-72.
- Pethő, Gergely Tamás: Die Behandlung der Polysemie in der Zwei-Ebenen-Semantik und den prototypentheoretischen Semantiken. In: Sprachtheorie und Germanistische Linguistik 9 (1999), S. 19-57. (auf Ungarisch: A poliszémia kezelése a kétszintű és a prototípuselméleti szemantikákban. In: Szemiotikai Szöveggyűjtemény 1999. Bd. 11, S. 25-52.
- Pethő, Gergely Tamás: A „száj” szó jelentésének kognitív szemantikai leírása [Die Beschreibung der Bedeutung des Wortes „száj” (=Mund) in der kognitiven Semantik.] In: Folia Uralica Debreceniensia 1999. Bd. 5, S. 133-202.
- Petneki, Katalin: Identitätsbilder in DaF-Lehrwerken. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1999, S. 97-109.
- Petneki, Katalin: Kritériumok az idegen nyelvi tantervek minősítéséhez [Kriterien zur Begutachtung von Lehrplänen für den FSU]. In: Nyelv*Info 7 (1999), H. 4, S. 5-9.
- Petneki, Katalin; Szabály Anna: A német szakos nyelvtanárképzés rendszere [System der Deutschlehrausbildung]. In: Az idegennyelv-képzés fejlesztése a felsőoktatásban. A FEFA idegen nyelvi programjának eredményei. Tervek és lehetőségek az idegen nyelvi képzés fejleszté-
- sében. Felsőoktatási Fejlesztési Alapprogramok Iroda. Budapest, 1999, S. 49-58.
- Petneki, Katalin: A szaknyelvoktatás néhány elméleti és módszertani kérdése [Einige theoretische und fachdidaktische Fragen des Fachsprachenunterrichts]. In: Modern Nyelvoktatás 6 (2000), H. 2-3, S. 61-69.
- Pető, Zsolt: A celani fuga. Az „örvény” esztétikumának megközelíthetősége Paul Celan költészetében [Die Celansche Fuge. Die Annäherungsmöglichkeit des ästhetischen des „Schibboleth” in der Poesie von Paul Celan]. In: Gond 1999. H. 18-19, S. 68-75.
- Pilarský, Jirí: Zur Frage einer syntaktischen Konvergenz im Donau-Sprachbund. Struktur und Stellungstyp der Nominalphrase. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 10 (2000), S. 155-186.
- Plener, Peter: Die neuen Bibliotheken von Babel. Von Netzwerken und Hirngespinnsten. In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 2000 (Acta Germanica 9), S.157-171.
- Plener, Peter: Der Tor und der Knochenmann. Die Kriminalromane von Wolf Haas. In: Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35), S. 211-227.
- Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35). 263 S.
- Pólay, Veronika: Deutsch für die Grenzwa- che. Szombathely: BDTF – TEMPUS, 1999. 83 S.
- Pólay, Veronika: Deutsch für die Polizei. Szombathely: BDTF – TEMPUS, 1999. 83 S.

- Pólay, Veronika: Az idegennyelvi struktúrák megváltozása a rendszerváltás után – Vasi körkép. In: Balaskó, Mária/Kohn, János (Hg.): A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása. 1998. április 16-18. Szombathely 1999, (Bd. II), S. 245-250.
- Kincses, Péter; Pólay, Veronika: Die literarische Intertextualität als Mittel des Journalistenstils. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 293-310.
- Prokai, Katalin: Untersuchungen der Ausklammerung in Zeitungstexten und literarischen Texten. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 157-168.
- Propsz, Eszter: Egy meg nem írt életrajz forrásai – Bertolt Brecht: Julius Caesar úr üzletei [Quellen einer ungeschriebenen Biographie – Bertolt Brecht: Die Geschäfte des Herrn Julius Caesar]. In: Lévi-Valensi, Jacqueline; Sebe-Madácsy, Piroska; Bene, Kálmán (Hg.): Nouvelles tendances en littérature comparée III. Új tendenciák a komparatistikában III. Szeged, Amiens: Juhász Gyula Tanárképző Főiskola Kiadója, 1999, S. 347-361.
- Propsz, Eszter: Der unvoreingenommene Leser bei Brecht. In: Dreigroschenheft 2000, H. 4, S. 21-33.
- Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Pécs. Sonderband 2000.
- Rada, Roberta: Die Funktionsweise von Euphemismen im Spiegel des Interaktionswissens. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanis-
- tik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 193-206.
- Rácz, Gabriella: Goethe-Rezeption bei Arnold Zweig. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2000, S. 361-371.
- Rácz, Gabriella: Gottfried Kellers Sinngedicht und Arnold Zweigs Novellen um Claudia: ein Imitationsverhältnis? In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netzwerk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 1999 (Acta Germanica 9), S. 32-40.
- Reder, Anna: Zum Problem der Übersetzung von Pronomina aus dem Ungarischen ins Deutsche. In: Deutschunterricht für Ungarn 14 (1999), S. 35-50.
- Reutner, Richard: Karl Meisls Nachruf auf Anton Linhart. In: Nestroyana 19 (1999), H. 3-4, S. 85-87.
- Reutner, Richard: Ein „Lerchenfelder Adellung“. Zur Bedeutung von Perinets Briefen der Tulbinger Rösel (1808/09) für Kulturgeschichte und Dialektlexikographie. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik. 9 (1999), H. 1, S. 59-82.
- Reutner, Richard: Nachträgliches zu Adolf Bäuerles „Die Fremden in Wien“ (1814) und Karl Meisls „Moisasura's Hexenspruch“ (1827). In: Nestroyana 19 (1999), H. 3-4, S. 88-91.
- Reutner, Richard: Namenkunde. In: Ernst, Peter (Hg.): Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Wien: Edition Praesens, 1999, S. 16/1-23.
- Reutner, Richard: Noch einmal eine Quisquilie: Über idiolektal bedingte Dialektwörter in den Volksstücken Joachim Perinets (1765-1816). In: Nestroyana 20 (2000), H. 1-2, S. 23-28.
- Reutner, Richard: Noch einmal: Zu Örtlichkeitsbezeichnungen bei Popowitsch. In: Biblos 49 (2000), H. 2. (im Druck).

- Reutner, Richard; Wiesinger, Peter: Die Ortsnamen des Politischen Bezirkes Gmunden (Südwestliches Traunviertel). Wien: Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften, 1999 (Ortsnamenbuch des Landes Oberösterreich 6).
- Reutner, Richard: Wiener Örtlichkeitsbezeichnungen in Johann Siegmund Valentin Popowitschs „Vocabula Austriaca et Stiriaca“. In: Biblos 48 (1999), H. 2, S. 297-307.
- Reutner, Richard: Zur dialektalen Synonymik des Alkoholrausches im Altwienerischen. In: Pohl, Heinz-Dieter (Hg.): Sprache und Name in Mitteleuropa. Festschrift für Maria Hornung. Wien: Edition Praesens, 2000 (Österreichische Namenforschung, Beihefte 1), S. 335-350.
- Riszovannij, Mihály: A büszkeség szemiotikája. A berlini Christopher-Street-Day jelvilágáról [Die Semiotik des Stolzes. Über die Zeichenwelt der Berliner Christopher-Street-Day]. In: Balázs, Géza (Hg.): Felfedezőúton a jelek világában. Budapest: Magyar Szemiotikai Társaság, 1999, S. 133-162.
- Riszovannij, Mihály: Semiotische Ansätze in der Erforschung der Schwulenszene. In: Semiotische Berichte 23 (1999), H. 1-4, S. 321-337.
- Riszovannij, Mihály; Schmauks, Dagmar: Geschlechtswechsel in der Karikatur. In: Zeitschrift für Semiotik 21 (1999), H. 3-4, S. 387-405.
- Görbe, Tamás; Sándor, Claudia: Versuch einer Zusatzbildung für Übersetzer und Dolmetscher am Institut für Germanistik der JATE. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 117-130.
- Sándorfi, Edina: A proscholos komédiája. A metafora metaforája Jean Paul Az esztétika előiskolája című munkájában [Die Komödie des proscholus. Die Metapher der Metapher in Jean Pauls Vorschule der Aesthetik]. In: Pannonhalmi Szemle 8 (2000), H. 1, S. 41-53.
- Schreiner, Elisabeth: Der Anfang und das Ende eines Menschenlebens bei den
- Sándorfi, Edina: Memoria und Ekphrasis – die kryptisch-mythische Poetik der späten narrativen Texte von Fontane. In: Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10), S. 19-33.
- Sára, Balázs: Tempus und Temporalität in Thomas Bernhards Erzählprosa. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 85-97.
- Sata, Lehel: „Ach ich mein die Ewig=Ewig=Ewig=Ewig=Ewigkeit/ in die der belebend Tod wird entleibend einverleiben“. Metamorphosen des Wortes in der Barockliteratur. In: Studien zu Germanistik 6 (1999), S. 123-137.
- Sata, Lehel: Wende ohne Ende. Metamorphosen bei Christian Morgenstern. In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Pécs. Sonderband 2000, S. 81-92.
- Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Pécs. Sonderband 2000.
- Schnieders, Guido: Zum Einsatz von Transkriptionen authentischer Diskurse im DaF-Unterricht. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 117-130.
- Schein, Gábor: A proscholos komédiája. A metafora metaforája Jean Paul Az esztétika előiskolája című munkájában [Die Komödie des proscholus. Die Metapher der Metapher in Jean Pauls Vorschule der Aesthetik]. In: Pannonhalmi Szemle 8 (2000), H. 1, S. 41-53.
- Schreiner, Elisabeth: Der Anfang und das Ende eines Menschenlebens bei den

- Deutschen in Sauer/Székelyszabar. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1998), S. 91-107.
- Simon, Katalin; Molnár, Andrea: Helyzetkép az oktatók hallgatókkal kapcsolatos nevelési-oktatási konfliktusairól. In: Új Pedagógiai Közlemények. Felsőoktatás-pedagógia. Budapest, 1999, S. 84-103.
- Simon, Katalin; Molnár, Andrea: Konfliktusok a felsőoktatásban – Oktatói szemmel [Konflikte im Hochschulwesen – Aus pädagogischer Sicht]. In: Magyar Felsőoktatás 1999, H. 8, S. 9-12. und Humánpolitikai Szemle 1999, H. 11, S. 31-39.
- Simon, Katalin; Molnár, Andrea: State-of-art of Teachers' Educational Conflicts with Students. In: New Pedagogical Bulletin. In the process of educational research. 1999, S. 134-137.
- Soltész, Katalin: Zu den Grabmotiven in den ungarndeutschen Friedhöfen des Komitates Branau/Baranya. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1998), S. 7-19.
- Soós, István: Deutsche Presse in Pest-Ofen. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 408-412.
- Soós, István: Die Sprache und die Mundarten des Deutschtums in Budapest. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 313-314.
- Soós, István: Pest-Ofner deutsche Buch- und Zeitungsdruckereien. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 315-316.
- Soós, István: Pest-Ofner deutsche Buchhändler und Buchverleger. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 317-318.
- Kiss, Endre; Spira, Veronika: Die Möglichkeit der Politisierung des österreichischen polyhistorischen Romans. In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften (<http://www.inst.at/trans/7Nr/kiss7.htm>)
- Sramó Klingenberg, Annette: „Als ob ein Weib je aufhören dürfte, Weib zu sein!“ Frauenfiguren bei Jean-Jacques Rousseau und in Sophie La Roches „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“. In: Studien zu Germanistik 6 (1999), S. 109-121.
- Sramó Klingenberg, Annette: Mit dem Rücken an der Wand. Zu einigen Aspekten der DDR-Literatur der 70-er Jahre. In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Sonderband 2000, S. 93-105.
- Steinle, Robert: Generációk irodalma (Úton az osztrák irodalom felé) [Literatur der Generationen (Auf dem Weg zur österreichischen Literatur)]. Übersetzt von Edit Kovács. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 4-9.
- Csúri, Károly; Oberwagner, Christian; Steinle, Robert: Geographisch zwar am Rand, aber keinesfalls im Eck. Der Österreich-Lehrstuhl in Szeged. In: Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbekanntschäften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999, S. 90-96.
- Petneki, Katalin; Szablyár, Anna: A német szakos nyelvtanárképzés rendszere [System der Deutschlehrerausbildung]. In: Az idegennyelv-képzés fejlesztése a felsőoktatásban. A FEFA idegen nyelvi programjának eredményei. Tervek és lehetőségek az idegen nyelvi képzés fejlesztésében. Felsőoktatási Fejlesztési Alapprogramok Iroda. Budapest, 1999, S. 49-58.
- Morvai, Edit; Szablyár Anna: Villanófényben a magyarországi német mint idegennyelvtanítás [Im Blitzlicht: der ungarische DaF-Unterricht]. In: KEK Kultúra és Közösség. Művelődéseméleti folyóirat. 1999. Nr. III-IV, S. 91-98.
- Szabó, Csaba: „Kaum gedacht“. Heidegger „Hölderlin“-je – adaléktörredék-részlet [„Kaum gedacht“ – ob Heideggers „Hölderlin“ – Teil eines Bruchstücks, eines Beitrags]. In: Gond 1999. H. 20, S. 225-245.

- Szabó, Csaba: „Klugheitsjahrhundert“. Einige Anmerkungen zu Hölderlins „Muße“ und „Schule“. In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Pécs, Sonderband 2000, S. 107-118.
- Szabó, Csaba: Mandelstam gerundivuma – legenda, el, viselendő [Das Gerundivum von Mandelstam – Legende, fort, zu tragen]. In: Szépliteratúrai Ajándék. Papírborítás V.: „Nem használ komolyan semmi, csak rövid időre“. Pécs – Szeged 2000, S. 88-101.
- Szabó, Csaba: Vor(-)über – zum Buch „Also sprach Zarathustra“. Ein Bruchstück. In: Lichtmann, Tamás (Hg.): Nietzsche. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 1999 (Arbeiten zur deutschen Philologie XXIV), S. 75-90.
- Szabó, Dezső: Die Deutsche Zeitung 1940-1944. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 416-418.
- Szabó, Erzsébet: „Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her...“. Zu Goethes „Die Leiden des jungen Werther“. In: Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE, 1999 (Acta Germanica 9), S. 26-31.
- Szabó, Erzsébet: In Geschichten verstrickt. Zu Fontanes „Effie Briest“ und Goethes „Die Wahlverwandtschaften“. In: Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10), S. 47-61.
- Szabó, Erzsébet: „Mormon 2 várakozik a mandulafa alatt“. Josef Haslinger: Operabál [„Mormon 2 wartet unter dem Mandelbaum“. Josef Haslinger: Opernball]. In: Tiszatáj 53 (1999), H. 6, S. 85-89.
- Horváth, Márta; Szabó, Erzsébet (Hg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. Szeged: JATE 1999 (Acta Germanica 9).
- Feld-Knapp, Ilona; Gyergyádesz, Zsuzsanna; Mester, Ildikó; Szabó, Éva: Entdeckungen. Német nyelvkönyv haladóknak felvételi feladatokkal. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1999. 184 S.
- Szabó, Éva: Poetische Metaphern. Eine Annäherung aus literarischer Sicht. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 171-176.
- Szabó, Éva: Überlegungen zu George Lakoff – Mark Turner: More than cool reason. A field guide to poetic metaphor. In: Werkstatt 1 (2000), S. 91-100.
- Szabó, János: Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur vor historischem Hintergrund. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 426-430.
- Szabó, László V.: Der unheimlichste aller Gäste und seine Erscheinungsformen. Ideen zur Geschichte des Nihilismus. In: Pro Philosophia 21-22 (2000), S. 29-46.
- Szabó, László V.: Nihilismus und Erlösung in Hermann Hesses Roman „Der Steppenwolf“. In: Hesse Page Journal, The University of California, Santa Barbara (<http://www.gss.ucsb.edu/projects/hesse/hesseindex.html>) Vol. II, Nr. 8 (1999/2000).
- Szabó, László V.: Zarathustras ewige Wiederkehr. Nietzsches „Buch für Alle und Kleinen“ als Provokation der (Literatur)Wissenschaft. In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Pécs. Sonderband 2000, S. 119-130.
- Szalai, Lajos: „Sam er gedraiet wär aus holz...“ – Volkstümliche Wendungen für Spott, Ironie und Ernst in Heinrich Wittenwilers „Ring“. In: ders. (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 55-63.

- Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 319.
- Szász, Ferenc: Deutschsprachige Literatur 1850-1945. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): Deutsche in Budapest. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, 395-407.
- Szász, Ferenc: Goethe in der Geschichte der europäischen Literatur von Mihály Babits. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 11 (1999), S. 121-130.
- Szász, Ferenc: Das literarische Leben in Wien und Budapest um die Jahrhundertwende. In: Schwob, Anton; Szendi, Zoltán (Hg.): Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende im Donauraum. Symposium Pécs/Fünfkirchen 1.-5. Oktober 1997. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 2000, S. 181-197.
- Szász, Ferenc: Mehrsprachigkeit in einer gemeinsamen Kultur. Sprachgebrauch bei Literaten in/aus Ungarn zwischen zwei Revolutionen (1848-1918). In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 103-111.
- Szász, Ferenc: Nur ein Brief? Rainer Maria Rilkes Brief an Lou Andreas-Salomé vom 25. Juli 1903. In: Korrespondenzen. Festschrift für Joachim W. Storck aus Anlaß seines 75. Geburtstages. Hg. von Rudi Schweikert in Zusammenarbeit mit Sabine Schmidt. St. Ingbert: Röhrig 1999 (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft, Bd. 20), S. 329-349.
- Szász, Ferenc: Rilke und Arthur Holitscher. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft, Bd. 23, (2000), S. 65-76.
- Szász, Ferenc: Der Schriftsteller Antal Szerb (1901-1945) und sein Goethe-Bild. In: Humboldt Nachrichten. Berichte des Humboldt-Vereins Ungarn, Budapest, Nr. 16, (September 1999), S. 4-5.
- Szász, Ferenc: Vielfalt und Beständigkeit. Studien zu den deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen. Pécs: Jelenkor, 1999, 162 S.
- Szász, Ferenc: Thomas Manns Deutsche Ansprache und ihr Nachhall. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 261-280.
- Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34). 331 S.
- Szaszovszky, József: Hintergründige Satzinhalte in Günter de Bruyns Roman „Neue Herrlichkeit“ oder Relativierung des Wahrheitsgehaltes der Aussage durch den Wechsel des „point of view“ innerhalb des Satzes. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 129-134.
- Szatmári, Petra: Das will nicht übersehen werden. Passiv und Modalverb – eine „defekte“ Verbindung? In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 99-108.
- Szatmári, Petra: Einige Überlegungen zur Übersetzbarkeit des bekommen-Passivs. In: Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása. 1998. április 16-18. Szombathely 1999, (Bd. II), S. 109-116.

- Szatmári, Petra: Von sino, Goldi und anderen Akü-Wörtern. In: Deutschunterricht für Ungarn 14 (1999), H. 1, S. 13-22.
- Szatker, Szilvia: Die Grammatikalisierung von „werden“. In: Majorosi, Anna (Hg.): Aus unserer Werkstatt. Beiträge zur Literatur und Linguistik des germanistischen Lehrstuhls von Székesfehérvár. Székesfehérvár: Kodolányi Főiskola, 2000 (Kodolányi Füzetek 7), S. 81-99.
- Szatker, Szilvia: Az új német helyesírás [Neue deutsche Rechtschreibung]. Székesfehérvár: Lexika, 1999.
- Székely, Gábor: Fokozó értelmű mondatok a magyarban, a latinban, a germán és az újlatin nyelvekben. [Verstärkende Nebensätze in (neu)lateinischen und germanischen Sprachen]. In: Modern Filológiai Közlemények 2 (2000). H. 1, S. 85-93.
- Székely, Gábor: A lexikai fokozás általános kérdéseiről. [Zur Frage der lexikalischen Steigerung]. In: Magyar Nyelv 96 (2000), H. 3, S. 296-310.
- Székely, Gábor: Lexikai fokozás, nyelv, társadalom. [Lexikalische Steigerung, Sprache, Gesellschaft]. In: Papp Ferenc akadémikus 70. születésnapjára. Hg. v. István T. Molnár u. Kinga Klauzy. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2000, S. 269-273.
- Székely, Gábor: Lexikális jelentés, aktuális jelentés, és ami köztük van. [Lexikalische Bedeutung, aktuelle Bedeutung, und was dazwischen ist]. In: Lexikális jelentés, aktuális jelentés. Hg. v. Tamás Gecső. Budapest: Tinta Könyvkiadó, S. 260-262.
- Székely, Gábor: Meditáció a jelentésről. [Meditation über die Bedeutung]. In: Györke Zoltán (Hg.): Nyelv, aspektus, irodalom. Köszöntő könyv Krékit József 70. születésnapjára. Szeged: JGYTF, 2000, S. 287-290.
- Kósa, Júlia; Papp, László: HUASKA (Egy interkulturális, nemzetközi nyelvpedagógiai kísérlet tanulságai). In: Szabolcs-Szatmár-Bereg megyei Tudományos Közalapítvány Füzetek 14. Nyíregyháza, 2000. 93 S.
- Szélig-Bessenyei, Éva: Gestickte Gegenstände und Sprüche in den Dörfern Sauer/Székelyszabar, Nimmesch/Himesháza und Wemend/Wémend. In: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen 15 (1998), S. 108-137.
- Szendi, Zoltán: Erzählperspektiven in den frühen Novellen Arthur Schnitzlers. In: Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10), S. 94-109.
- Szendi, Zoltán: Der Roman „Szelistyei asszonyok“ [Szelistye, das Dorf ohne Männer] von Kálmán Mikszáth und Ödön von Horváths Drama „Ein Dorf ohne Männer“. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 153-159.
- Szendi, Zoltán: Seele und Bild. Weltbild und Komposition in den Erzählungen Thomas Manns. Pécs: Pro Pannonia, 1999 (Pannonia könyvek). 301 S. [auf Ung.: Lélek és kép. Világkép és kompozíció Thomas Mann kisepikájában, 1996].
- Szendi, Zoltán: Verlorene Illusionen – in zwei Varianten (Arthur Schnitzler: Reigen – Mihály Kornis: Körmagyar). In: Studien zur Germanistik 6 (1999), S. 175-188.
- Szendi, Zoltán: Weltverlust und Weltbe-seelung als Grunderlebnis in der Lyrik der Jahrhundertwende. In: Schwob, Anton; Szendi, Zoltán (Hg.): Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende im Donauraum. Symposium Pécs/ Fünfkirchen 1.-5. Oktober 1997. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 2000, S. 199-215.

- Schwob, Anton; Szendi, Zoltán (Hg.): Aufbruch in die Moderne. Wechselbeziehungen und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur um die Jahrhundertwende im Donauraum. Symposium Pécs/Fünfkirchen 1.-5. Oktober 1997. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 2000.
- Einhorn, Ágnes; Szénich, Alexandra: Az érettségizők német íráskészségéről. Az új érettségi első próbaméréseinek tanulságai [Über die deutsche Schreibfertigkeit der Abiturienten. Die Lehren der ersten Probemessungen des neuen Abiturs]. In: *Modern Nyelvoktatás* 6 (2000), H. 1, S. 51-55.
- Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbekenntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999. 205 S.
- Szklénár, Judit: Der Einsatz des Internets im DaF-Unterricht: Eine Typologie der Web-Übungen. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): *Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged*. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 205-217.
- Szoboszlai, Ildikó: Zum Ausdruck von einigen Sprechakttypen der Aufforderung in der deutschen Gegenwartssprache. In: Györke, Zoltán (Hg.): *Nyelv, aspektus, irodalom. Köszöntő könyv Krékit József 70. születésnapjára*. Szeged: SZTE Juhász Gyula Főiskolai Kara, 2000, S. 291-300.
- Szűcs, Judit: Wandel des Heimat-Begriffs am Beispiel der österreichischen Literatur. In: Raabe, Dorothee; Sata, Lehel (Hg.): *Jahrhundert-Wende-Zeit. III. Symposium junger ungarischer Germanistik. Studien zur Germanistik. Sonderband 2000*, S. 131-140.
- Szűcs, Tibor: Magyar-német kontrasztív nyelvészet a hungarológiában: a magyar mint idegen nyelv a kultúra közvetítésében [Ungarisch-deutsche kontrastive Linguistik in der Hungarologie: Ungarisch als Fremdsprache in der Kulturvermittlung]. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1999 (Pécszer Beiträge zur Sprachwissenschaft 4), 315 S.
- Takács, Dóra: Arthur Schnitzlers Reigen aus soziolinguistischer Sicht. In: Szalai, Lajos (Hg.): *Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik*. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 229-234.
- Tarnói, László: Deutschsprachige Literatur in der Hauptstadt des ungarischen Königreichs zwischen 1790 und 1810. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): *Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 23-47.
- Tarnói, László: Goethe und Ungarn. Begegnungen und Bilder. Versuch einer rezeptionshistorischen und imagologischen Bilanz. In: Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): *Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen*. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2000, S. 223-242.
- Tarnói, László: Nationale Identität im Spiegel der deutschsprachigen Dichtung des Königreichs Ungarn vor 1848. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): *Deutsche in Budapest*. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 368-378. (auch In: *Lenau-Jahrbuch* 25 (1999), S. 87-100.
- Tarnói, László: Ofen und Pesth als Zentren des deutschsprachigen literarischen Lebens im Königreich Ungarn um 1800. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): *Deutsche in Budapest*. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 319-334.
- Tarnói, László: Romantisches und Sentimentales im Kontext eines merkwürdigen Schiller-Liedes aus den hochklassischen Jahren. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): *Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag*. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 281-297.

- Tarnói, László: Das Theaterleben in Ofen und Pesth um 1800. In: Hambuch, Wendelin (Hg.): *Deutsche in Budapest*. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1999, S. 335-342.
- Stellmacher, Wolfgang; Tarnói, László (Hg.): *Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen*. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2000. 423 S.
- Balogh, András F.; Tarnói, László (Hg.): *Literatur und Kultur im Königreich Ungarn um 1800 im Spiegel deutschsprachiger Prosatexte. Auswahl und Nachwort von László Tarnói*. Budapest: Argumentum, 2000 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 3). 682 S.
- Tatár, Sándor: Eine transzendente Barkarole? Zu Nietzsches Gedicht „An der Brücke stand...“ In: Lichtmann, Tamás (Hg.): *Nietzsche*. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 1999 (Arbeiten zur Deutschen Philologie XXIV), S. 91-107.
- Tímár, Irma; Karl Vargha, Heimatforscher der Branau/Baranya und Verfechter der Heimatliebe. In: *Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen* 15 (1997), S. 16-20.
- Tóth, József: Arbeitsmethode für eine kontrastive lexikalisch-semantische Analyse und Auswahl der zu analysierenden deutschen bzw. ungarischen Verben. In: T. Molnár, István; Klauzy, Kinga (Hg.): *Papp Ferenc akadémikus 70. születésnapjára. Barátok, pályatársak, tanítványok tanulmányai, visszaemlékezései*. Debrecen: Egyetemi Kiadó 2000, S. 242-247.
- Tóth, József: Kontraste von Wortfeldstrukturen Deutsch-Ungarisch: die geschehen-Verben. In: Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): *A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Akalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása*. 1998. április 16-18. Szombathely, 1999, (Bd. II), S. 117-122.
- Tóth, József: Zusammenstellung eines deutschen bzw. ungarischen Wortmaterials und erste Einblicke in die Bedeutungsstruktur der potentiellen Feldglieder. In: Szalai, Lajos (Hg.): *Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Zehn Jahre Germanistik in Szombathely im europäischen Zusammenhang. Jubiläumskonferenz. 29.-30. Oktober 1999*. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia), S. 135-147.
- Dietz, Gunther; Tronka, Krisztián: Grundzüge einer induktiven Ausspracheschulung für fortgeschrittene ungarische Deutschler am Beispiel der deutschen Kurzvokale. In: *Reihe Fremdverstehen in Sprache und Kultur*. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, Hg. Peter Coliander. (im Druck)
- Dietz, Gunther; Tronka, Krisztián: Induktivität und Integrativität in der Ausspracheschulung – Beispiele aus einem neuen Lehrwerk für fortgeschrittene ungarische Deutschler. In: *Deutschunterricht für Ungarn* 2000. Bd. 3. (im Druck)
- Tronka, Krisztián: Kvantitás vs. szótagmetézet. Tipológiai különbségek a magyar és német magánhangzórendszer között [Quantität vs. Silbenschnitt. Typologische Unterschiede zwischen dem ungarischen und dem deutschen Vokalsystem]. In: Szécsényi, Tibor (Hg.): *LingDok 1. Nyelvész-doktoranduszok dolgozatai*. Szeged: Szegedi Tudományegyetem Elméleti nyelvészet doktori program, 2000., S. 57-76.
- Tronka, Krisztián: Phonetik und Phonologie für „Einsteiger“. In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 9 (1999), S. 105-120.
- Dietz, Gunther; Tronka, Krisztián: *Praktische fo'ne:tnk@*. Erprobungsfassung 3/2000. Debrecen: Universität Debrecen, 2000.
- Uzonyi, Pál: Computereinsatz in der Ausbildung von DaF-Lehrern. In: Kühn, Günter (Hg.): *Computerunterstütztes Deutschlernen von Ausländern für die Berufs- und Arbeitswelt: eine Materialsammlung*. Bielefeld: Bertelsmann, 1998, S. 113-118.
- Uzonyi, Pál (Hg.): *Deutsch – immer höher. Német multimédia tananyag haladóknak [Deutsch für Fortgeschrittene als Multi-*

- media-Lehrwerk]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1999. (CD-ROM)
- Varga, Éva; Uzonyi, Pál; Tóth, Ágnes u.a. (Hg.): Deutsch immer höher. Budapest: Akadémiai, 1999.
- Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Großwörterbücher mit Deutsch als Ausgangs- bzw. Zielsprache. Zur Problemlage in der Relation Deutsch-Ungarisch und Ungarisch-Deutsch. In: Deutsche Sprache 27 (1999), H. 4, S. 335-355.
- Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Halász Előd nagyszótárainak felújítási munkálatai [Die Erneuerungsarbeiten an den Großwörterbüchern von Előd Halász]. In: Balaskó, Mária; Kohn, János (Hg.): A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása. 1998. április 16-18. Szombathely: BDTF, 1999, S. 65-70.
- Halász, Előd; Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch-Ungarisch. Berlin/München/Wien/Zürich/New York: Langenscheidt 2000.
- Halász, Előd; Földes, Csaba; Uzonyi, Pál: Langenscheidts Großwörterbuch Ungarisch-Deutsch. Berlin/München/Wien/Zürich/New York: Langenscheidt 2000.
- Uzonyi, Pál: Magyar szóalakok szintézise kétnyelvű szótárakban [Synthese von ungarischen Wortformen in zweisprachigen Wörterbüchern]. In: T. Molnár, István; Klaudy, Kinga (Hg.): Papp Ferenc akadémikus 70. születésnapjára. Debrecen: Kosuth Egyetemi Kiadó, 2000, S. 166-172.
- Halász, Előd; Földes Csaba; Uzonyi, Pál: Magyar-német kisszótár [Ungarisch-deutsches Kleinwörterbuch]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2000. 778 S.
- Halász, Előd; Földes Csaba; Uzonyi, Pál: Magyar-német nagyszótár [Ungarisch-deutsches Großwörterbuch]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1998. 1637 S.
- Halász, Előd; Földes Csaba; Uzonyi, Pál: Német-magyar kisszótár [Deutsch-ungarisches Kleinwörterbuch]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2000. 770 S.
- Halász, Előd; Földes Csaba; Uzonyi, Pál: Német-magyar nagyszótár [Deutsch-ungarisches Großwörterbuch]. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1998. 1873 S.
- Vajda, Károly: Die Aspekte der Poeto-Linguistik und der Horizont der Hermeneutik. (In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 79-84.
- Brenner, Koloman; Valaczkai, László: Abriß einer deutschen Phonetik (Handbuch für die Germanistenausbildung mit deutsch-ungarischen Materialien). Veszprém 1999. 128 S.
- Valaczkai, László: Akustische Grundlagen konsonantischer Oppositionen im Deutschen und im Russischen. Die Verschlusslaute. In: Györke, Zoltán (Hg.): Nyelv, aspektus, irodalom. Köszöntő könyv Krékit József 70. születésnapjára. Szeged: SZTE Juhász Gyula Főiskolai Kara, 2000, S. 333-339.
- Valaczkai, László; Kozma Ágota: Manifestation des Literarischen in der Oration eines ungarischen Diplomaten. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 183-189.
- Varga, Éva; Uzonyi, Pál; Tóth, Ágnes u.a. (Hg.): Deutsch immer höher. Budapest: Akadémiai, 1999.
- Varga, Péter: Deutsch, jiddisch, hebräisch, ungarisch oder...? Sprache und Identität des osteuropäischen Judentums. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 135-143.
- Vizkelety, András: Die beiden Quae-est-ista-Sermones des Codex Lovanensis. In:

- Kroupa, Jiri K. (Hg.): Septuaginta Paulo Spunar oblata. Praha 2000, S. 155-161.
- Vizkelety, András: Keresztény századok – A 13. század. Városok, egyetemek, kol-dulórendek nagy százada [Christliche Jahrhunderte – Das 13. Jahrhundert. Das große Jahrhundert der Städte, Universitäten und Bettelorden]. In: Vigilia 65 (2000), S. 92-95.
- Vizkelety, András: A Leuveni Kódex egyik középkori állomáshelye [Der mittelalterliche Standort des Kodexes von Leuven]. In: Magyar Könyvszemle 116 (2000), S. 256-265.
- Vizkelety, András: A mennybe felvett Máriáról [Über die in den Himmel gehobene Maria]. In: Vigilia 65 (2000), S. 108-111.
- Vizkelety, András: Naissance et evolution de la littérature médiévale en Hongrie. In: Csernus Sándor; Korompay, Klára (Hg.): Les hongrois et l'Europe: Conquete et intégration. Paris-Szeged 1999, S. 385-394.
- Vizkelety, András: Die „Regula solitariorum“ des Grimlaicus deutsch. In: Benzinger, Rudolf; Oppitz Ulrich-Dieter (Hg.): Fata libellorum. Festschrift für Franzjosef Pensel. Göppingen 1999 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 648), S. 325-336.
- Vizkelety, András: Scriptor – Redactor – Auctor. In: Le statut du scripteur au moyen age. Actes du XIIe colloque scientifique du Comité International de Paléographie Latine, réunis par M.-C1. Hubert, E. Poulle et M. H. Smith. Paris 2000, S. 145-150.
- Weidacher, Georg: Kognitive Linguistik und Fiktionalität. Anmerkungen zum Lesen fiktionaler Texte aus linguistischer Sicht. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 65-77.
- Weiss, János: A megsemmisítő – megmenekítő kritika szerkezete és dilemmái [Die Struktur und die Dilemmata der vernichtend rettenden Kritik]. In: Gond 1999. H. 18-19, S. 117-126.
- Weiss, János: Mi a romantika? [Was ist Romantik?]. Pécs: Jelenkor, 2000. 240 S.
- Wernitzer, Julianna: Textduell und Wechselrede mit Péter Esterházy. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 365-373.
- Wierschin, W. Martin: Sprache, Literatur und das ‚Balatonische Element‘ des Lebens als Aspekte einer ökologiebewussten Germanistik. In: Studia Germanica Universitatis Veszprimiensis 3 (1999), H. 1, S. 89-109.
- Szilágyi, Mária; Wieser, Margot (Hg.): Wahlbekenntschaften. Literarische Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn 1989 bis 1999. Wien: Zsolnay, 1999. 205 S.
- Wiesmüller, Wolfgang: Gebet und Gedicht. Zur Intertextualität von Textgattungen am Beispiel der Gebetslyrik. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia IV), S. 7-25.
- Wild, Katalin: Nagyboldogasszony-napi szokások a délmagyarországi németek körében [Bräuche am Himmelfahrtstag bei den Deutschen in Südungarn]. In: L. Imre, Mária (Hg.): Népi vallásosság a Kárpát-medencében III. Pécs 2000, S. 311-314.
- Wild, Katalin: Syntaxwandel in der schwäbisch-alemannischen Sprachinselmundart von Nagyrápad in Südungarn. In: Funk, Edith u. a.: Bausteine zur Sprachgeschichte. Heidelberg 2000, S. 367-371.
- Winkler, Claudia. Wortspiele, die spröden Schönen der Übersetzer. In: Bassola, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 229-238.

- Wolter, Anke: Gustav Heckenast (1811-1878) – ein Verleger zwischen zwei Kulturen. In: Mádl, Antal; Motzan, Peter (Hg.): Schriftsteller zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Internationales Symposium, Veszprém und Budapest, 6.-8. November 1995. München: Verl. Südostdeutsches Kulturwerk, 1999 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 74), S. 95-101.
- Zalán, Péter: Über Kredite und phantastische Zinsen. Zum Problem der Selbst- und Ich-Konzepte. In: Kurdi, Imre; Szász, Ferenc (Hg.): Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 1999 (Budapester Beiträge zur Germanistik 34), S. 299-313.
- Zalán, Péter: Zu den Problemen der Erzählwelten Robert Musils anhand der „Drei Frauen“. In: Csúri, Károly; Horváth, Géza (Hg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 10), S. 162-174.
- Knöfler, Markus; Plener, Peter; Zalán, Péter (Hg.): Die Lebenden und die Toten. Beiträge zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2000 (Budapester Beiträge zur Germanistik 35). 263 S.
- Zsigmond, Anikó: Der Realismus in Österreich. In: T. Molnár, István; Klaudy, Kinga (Hg.): Papp Ferenc akadémikus 70. születésnapjára. Barátok, pályatársak, tanítványok tanulmányai, visszaemlékezései. Debrecen: Egyetemi Kiadó 2000, S. 81-86.
- Zsigmond, Anikó: Wunschbiographien. Ein psychoanalytischer Annäherungsversuch an Louise von François. In: Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Szombathely: BDTF, 2000 (Acta Germanistica Savariensia), S. 177-182.
- Zrínyi, Andrea: Die Übersetzung der Abtönungspartikel „doch“ ins Ungarische. In: Bassóla, Péter; Oberwagner, Christian; Schnieders, Guido (Hg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovic. Szeged: JATE-Grimm Kiadó, 1999 (Acta Germanica 8), S. 239-247.

Autorinnen und Autoren

Melitta Becker

Kodolányi-János-Gesamthochschule
Szabadságharcos u. 59.
H-8000 Székesfehérvár

Prof. Klaus-Michael Bogdal

Gerhard-Mercator-Universität
Duisburg
FB 3 – Germanistik
Lotharstr. 65
D-47057 Duisburg

Dr. Rita Brdar-Szabó

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Mónika Cseresznyák

Hochschule „Berzsenyi Dániel”
Lehrstuhl für deutsche Sprache und
Literatur
Berzsenyi tér 2.
H-9700 Szombathely

Ágnes Dávid

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Judit Gaál

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Endre Hárs

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Dr. Christa Dürscheid

Institut für Deutsche Sprache
u. Literatur u. Didaktik
Philipstr. 17
D-48149 Münster

Prof. Dr. Reinhard Fiehler

Institut für Deutsche Sprache
PF 101621
D- 68016 Mannheim

Prof. Dr. Christina Gansel

Ernst-Moritz-Armdt-Universität
Greifswald
Institut für Deutsche Philologie
Bahnhofstr. 46/47
D-17489 Greifswald

Dr. Mathilde Hennig

Ulipa Traiana 25
RO- 1900 Timisoara

Dr. Andreas Herzog

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Günter Höfler

Karl-Franzens-Universität Graz
Institut für Germanistik
Mozartgasse 8/I
A- 8010 Graz

Péter Kappel

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Pál Kelemen

Füredi park 11.
H-1144 Budapest

Amália Kerekes

Tömö u. 17.
H-1083 Budapest

Dr. Edit Király

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Tamás Kispál

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Dr. László Kovács

Kodolányi-János-Gesamthochschule
Szabadságharcos u. 59.
H-8000 Székesfehérvár

Veronika Lorencz

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Dr. Imre Kurdi

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Dr. Barbara Mariacher

Katholische Universität „Pázmány
Péter”
Institut für Germanistik
Egyetem utca 1.
H- 2081 Piliscsaba

Dr. Anna Molnár

Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

Petra Molnár

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Prof. Dr. Wolfgang Müller-Funk

University of Birmingham
Dep. and Inst. for German Studies
Edgbaston
GB Birmingham B 15 2 TT

Andrea Némédi

Szeged-Universität
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Orsolya Rauzs

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Gabriella Rácz

Universität Veszprém
Lehrstuhl für Deutsche Sprache und
Literatur
Füredi utca 2.
H-8201 Veszprém

Mihály Riszovannij

Technische Universität Berlin
Arbeitsstelle für Semiotik
Sekt. TEL 16-1
Ernst-Reuter-Platz 7
D-10587 Berlin

Mag. cand. Dr. Clemens Ruthner

Österreich-Zentrum
Universität Antwerpen
Institut für Germanistik
Prinsstraat 13
B-2000 Antwerpen 1

Balázs Sára

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Petra Szatmári

Hochschule „Berzsenyi Dániel”
Lehrstuhl für deutsche Sprache und
Literatur
Berzsenyi tér 2.
H-9700 Szombathely

Dr. Stefan Scherer

Universität Karlsruhe
Institut für Literaturwissenschaft
D-76128 Karlsruhe

Csilla Stockbauer

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21.
H-1146 Budapest

Judit Szabó

Szeged-Universität
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Erna Takács

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2.
H-6722 Szeged

Prof. Dr. Heinz Vater

Universität zu Köln
Institut für Deutsche Sprache und
Literatur
Albertus-Magnus-Platz
D-5000 Köln 41

Studienliteratur

Wolfgang Albrecht
Gotthold Ephraim Lessing
SM 297. 1997. IX, 178 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10297-1

Bernhard Asmuth
**Einführung
in die Dramenanalyse**
SM 188. 5. Auflage.
1997. VII, 226 S., DM 22,80
ISBN 3-476-15188-3

Matthias Bauer
Romantheorie
SM 305. 1997. VII, 247 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10305-6

Günter Berg/Wolfgang Jeske
Bertolt Brecht
SM 310. 1998. IX, 268 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10310-2

Dieter Burdorf
**Einführung
in die Gedichtanalyse**
SM 284. 2. Auflage.
1997. X, 276 S., DM 26,80
ISBN 3-476-12284-0

Terry Eagleton
**Einführung
in die Literaturtheorie**
SM 246. 4. Auflage.
1997. VIII, 259 S., DM 24,80
ISBN 3-476-14246-9

Helmut Glück/Wolfgang Werner Sauer
Gegenwartsdeutsch
SM 252. 2. Auflage.
1997. XV, 199 S., 9 Abb., DM 26,80
ISBN 3-476-12252-2

Marties Janz
Elfriede Jelinek
SM 286. 1995. XI, 182 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10286-6

Benedikt Jeßing
Johann Wolfgang Goethe
SM 288. 1995. XX, 260 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10288-2

Detlef Kremer
Prosa der Romantik
SM 298. 1997. VI, 221 S., DM 26,80
ISBN 3-476-10298-X

Lena Lindhoff
**Einführung in die feministische
Literaturtheorie**
SM 285. 1995. XIV, 192 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10285-8

Leonie Marx
Die deutsche Kurzgeschichte
SM 216. 1997. VII, 205 S., DM 24,80
ISBN 3-476-12216-6

Joachim Paech
Literatur und Film
SM 235. 2. Auflage.
1997. X, 224 S., 112 Abb., DM 24,80
ISBN 3-476-12235-2

Dietmar Rösler
Deutsch als Fremdsprache
SM 280. 1994. VII, 207 S., DM 24,80
ISBN 3-476-10280-7

Jürgen Schütte
**Einführung
in die Literaturinterpretation**
SM 217. 4. Auflage.
1997. VIII, 232 S., DM 24,80
ISBN 3-476-14217-5

VERLAG
J. B. METZLER

Postfach 10 32 41 · D-70028 Stuttgart · Fax (07 11) 21 94-249 · www.metzlerverlag.de

Mit „Unterwegs“ zum Ziel

Unterwegs – das erfolgreiche Mittelstufenlehrwerk wurde auf der Basis der Rahmenrichtlinien des Goethe-Instituts entwickelt. Aufgrund seiner offenen Konzeption ermöglicht es individuelle Lehr- und Lernwege:

- Übungsangebote für die spezifischen Bedürfnisse der Mittelstufe
- Lernzielübersichten zur schnelleren Orientierung
- Systematische Grammatikübersicht und Anhang mit Redemitteln

Materialienbuch
168 Seiten, vierfarbig, ISBN 3-468-47640-X

Kursbuch
200 Seiten, illustriert, ISBN 3-468-47641-8

Materialien- und Kursbuch im kostengünstigen Set
ISBN 3-468-47645-0

Lehrerhandbuch mit Kopiervorlagen
192 Seiten, ISBN 3-468-47642-6

Dazu erhältlich: Audiokassetten oder -CDs.

Separates Trainingsbuch für die gezielte Vorbereitung auf die „Zentrale Mittelstufenprüfung“ (ZMP)

- lehrwerksunabhängig
- für das Selbststudium oder den Kursunterricht
- mit Modelltest und ausführlichem Lösungsteil

144 Seiten, ISBN 3-468-47646-9

Dazu erhältlich: Audiokassetten oder -CDs.

Anfragen und Bestellungen richten Sie bitte an unsere Fachberatung in Ungarn:
Grimm Verlag, Honvéd tér 5/B
6722 Szeged, Fax 0 62-557 862
e-mail: grimm@deltav.hu

Langenscheidt **L**
... weil Sprachen verbinden

Studienbücher Linguistik + DaF

JOHANNES ERBEN
**Einführung in die deutsche
Wortbildungslehre**
4., aktual. u. erg. Aufl. 2000, 196 S., DIN A 5,
kart., DM 34,-/ab 1. 1. 2002: € (D) 17,80,
ISBN 3 503 04954 1
Grundlagen der Germanistik, Band 17

„Tatsächlich eine Einführung. Das Buch wendet sich an linguistische Laien, alle Fachbegriffe werden also sorgsam erklärt, und die Darstellung setzt keine Kenntnis linguistischer Theorien voraus.“
Deutsche Bücher

KLAUS J. KOHLER
**Einführung in die Phonetik
des Deutschen**
2., neubearb. Aufl. 1995, 249 S., DIN A 5, kart.,
DM 48,-/ab 1. 1. 2002: € (D) 24,80,
ISBN 3 503 03097 2
Grundlagen der Germanistik, Band 20

ULRICH ENGEL
**Syntax der deutschen
Gegenwartssprache**
3., völlig neu bearb. Aufl. 1994, 316 S., DIN A 5,
kart., DM 39,80/ab 1. 1. 2002: € (D) 19,95,
ISBN 3 503 03094 8
Grundlagen der Germanistik, Band 22

KLAUS BRINKER / SVEN F. SAGER
**Linguistische
Gesprächsanalyse**
Eine Einführung
3., durchges. u. erg. Aufl. 2001, 215 S., DIN A 5,
kart., DM 39,80/ab 1. 1. 2002: € (D) 19,95,
ISBN 3 503 04987 8
Grundlagen der Germanistik, Band 30

Ebenso verständlich wie fachlich kompetent geschrieben, ermöglicht auch die dritte, durchgesehene und ergänzte Auflage dieses Standardwerks der Sprachwissenschaft einen umfassenden Einblick in die linguistische Gesprächsanalyse.

KLAUS BRINKER
Linguistische Textanalyse
**Eine Einführung in Grundbegriffe
und Methoden**
5., durchges. u. erg. Aufl. 2001, 168 S., DIN A 5,
kart., DM 29,80/ab 1. 1. 2002: € (D) 16,80,
ISBN 3 503 04995 9
Grundlagen der Germanistik, Band 29

JOHANNES SCHWITALLA
Gesprochenes Deutsch
Eine Einführung
1997, 222 S., DIN A 5, kart., DM 44,-/
ab 1. 1. 2002: € (D) 22,60, ISBN 3 503 03780 2
Grundlagen der Germanistik, Band 33

HANS-WERNER HUNEKE / WOLFGANG STEINIG
Deutsch als Fremdsprache
Eine Einführung
2., überarb. u. erw. Aufl. 2000, 252 S., zahlr.
Abb. u. Tab., DIN A 5, kart., DM 29,80/
ab 1. 1. 2002: € (D) 16,80, ISBN 3 503 04967 3
Grundlagen der Germanistik, Band 34

Diese bewährte Einführung eignet sich zum Einstieg in das DaF-Studium ebenso wie für die Vorbereitung zu Zwischen- oder Examenprüfungen.

„...ein gut lesbar geschriebenes und äußerst informatives Werk, das einen guten und aktuellen Überblick über die Bandbreite des Arbeitsfeldes Deutsch als Fremdsprache ermöglicht.“

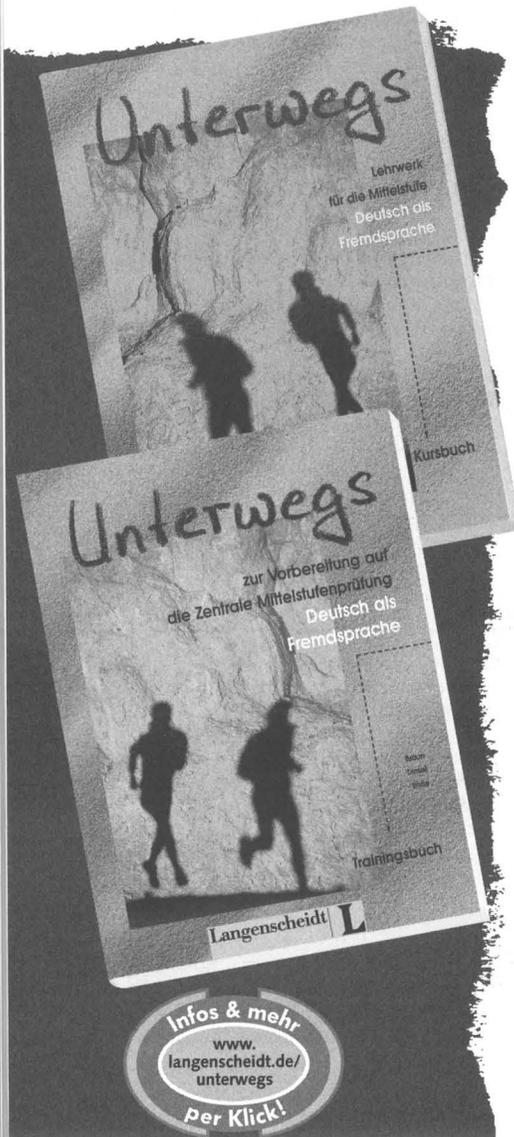
Fremdsprachen Lehren und Lernen

HARALD BURGER
Phraseologie
**Eine Einführung am Beispiel des
Deutschen**
1998, 224 S., DIN A 5, kart., DM 39,80/
ab 1. 1. 2002: € (D) 19,95, ISBN 3 503 04916 9
Grundlagen der Germanistik, Band 36

THORSTEN ROELCKE
Fachsprachen
1999, 250 S., DIN A 5, kart., DM 39,80/
ab 1. 1. 2002: € (D) 19,95, ISBN 3 503 04932 0
Grundlagen der Germanistik, Band 37

WEITERE INFORMATIONEN ENTNEHMEN
SIE BITTE UNSERER WEBSITE:
[HTTP://WWW.ERICH-SCHMIDT-VERLAG.DE](http://www.ERICH-SCHMIDT-VERLAG.DE)

ESV ERICH SCHMIDT VERLAG
Berlin Bielefeld München



Infos & mehr
www.
langenscheidt.de/
unterwegs
per Klick!

Neuerscheinungen

Martin Opitz (1597–1639)

Nachahmungspoetik und Lebenswelt
Herausgegeben von WALTER SCHMITZ

Ca. 290 Seiten. 18 Abb. Ln ca. DM 144.– / ÖS 1051.– / SFr 123.–. ISBN 3-484-36563-3 (Frühe Neuzeit. Band 63)

Im Oktober 1997 fand, zum Gedenken an den Geburtstag von Martin Opitz am 23.12.1597, ein Kolloquium in Görlitz statt, mit einem internationalen und auch interdisziplinären Teilnehmerkreis. Die Tagung, deren Referate hier vorgelegt werden, versuchte ihrem Anlaß gemäß, ein Gesamtbild von Opitzens Wirken in seiner Zeit vorzustellen. Sie ging dabei von einer Konzeption der ›Lebenswelt‹ aus, »als einer wahrgenommenen Wirklichkeit, in der soziale Gruppen und Individuen sich verhalten und durch ihr Denken und Handeln wiederum Wirklichkeit produzieren« (Rudolf Vierhaus). Im Kontext der Frühen Neuzeit vollzieht sich eine solche Wirklichkeitskonstruktion allerdings in genau zu umschreibenden Textsorten, die durch traditionale und normative Vorgaben strukturiert sind. Die Text- und Wahrnehmungsmuster sind dabei selbst gerade nicht an Konzepten des ›Wirklichen‹ oder ›Authentischen‹, wie sie historisch später formuliert werden, ausgerichtet, sondern an solchen einer durch verbindliche Muster repräsentierten Wirklichkeit. Die einzelnen systematischen, gattungs- und themengeschichtlichen wie auch auf einzelne Werke konzentrierten Beiträge fächern die Facetten dieser Leitthematik auf; sie öffnen damit einen neuen Zugang zum Leben wie zum Werk dieses ›Vaters der Deutschen Dichtung‹.

Gábor Tüskés

Johannes Nádasí – Europäische Verbindungen der geistlichen Erzählliteratur Ungarns im 17. Jahrhundert

2001. Ca. X, 532 Seiten. 27 Abb. und 1 Karte. Ln ca. DM 176.– / ÖS 1285.– / SFr 151.–. ISBN 3-484-36562-5 (Frühe Neuzeit. Band 62)

Gegenstand dieser auf gattungsgeschichtlicher Grundlage erarbeiteten und durch eine wirkungsgeschichtliche Untersuchung ergänzten Autorenmonographie ist das Werk eines produktiven und europaweit gelesenen Autors der moralischen Meditationsliteratur im 17. Jahrhundert, Johannes Nádasí

(1614–1679). Eine vergleichende Untersuchung der zum größeren Teil lateinischen Texte rückt jene Fragen ins Licht, die die Beziehungen zwischen neulateinischer und nationalsprachlicher Literatur, zwischen ›geistlicher‹ und ›weltlicher‹ Kultur, zwischen Literatur und Ideologie aufwerfen. Die Untersuchung wurde durch eine Bibliographie der Werke und ihrer Ausgaben ergänzt.

Philologie und Erkenntnis

Beiträge zu Begriff und Problem
frühneuzeitlicher ›Philologie‹
Herausgegeben von RALPH HÄFNER

2001. VIII, 392 Seiten. 7 Abb. Ln ca. DM 192.– / ÖS 1402.– / SFr 165.–. ISBN 3-484-36561-7 (Frühe Neuzeit. Band 61)

Der Band versammelt die Beiträge der internationalen und interdisziplinären Tagung ›Zu Begriff und Problem der Philologie (ca. 1580 – ca. 1730)‹ vom Juli 1998. Sie geben einen Einblick in die ideen-, sozial- und begriffsgeschichtlich konnotierte Wandlungsfähigkeit des Konzepts in der Frühen Neuzeit und bestimmen den denkgeschichtlichen ›Ort‹, den philologische Praxis in einigen konkreten Lebens- und Werkzusammenhängen zwischen Textkritik, Komparistik und Polymathie in dem genannten Zeitraum eingenommen hat.

Manuel Braun

Ehe, Liebe, Freundschaft

Semantik der Vergesellschaftung im
frühneuhochdeutschen Prosaeromane

2001. IX, 390 Seiten. Ln ca. DM 136.– / ÖS 993.– / SFr 116.–. ISBN 3-484-36560-9 (Frühe Neuzeit. Band 60)

Der Beitrag zur historischen Semantik und zur frühneuzeitlichen Literaturgeschichte arbeitet heraus, wie sich die Entwürfe von Ehe, Liebe und Freundschaft vom 15. zum 16. Jahrhundert tiefgreifend verändern. Angeleitet von System- und Diskurstheorie, wertet er hierzu Traktat- und Romanliteratur aus. Die Prosaeromane Georg Wickrams übernehmen den moraltheologischen Ehediskurs und entwerfen – verglichen mit älteren Romanen – neue Formen passionierter Liebe und Freundschaft. Damit reagieren sie darauf, daß der Einzelne im Gefolge der Umstellung der Gesellschaft auf funktionale Differenzierung zunehmend isoliert wird, was am ›Fortunatus‹ und an der Realgeschichte abzulesen ist.



Max Niemeyer Verlag

Max Niemeyer Verlag GmbH · Postfach 2140 · 72011 Tübingen
Tel 07071-989494 · Fax 989450 · E-mail order@niemeyer.de